This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

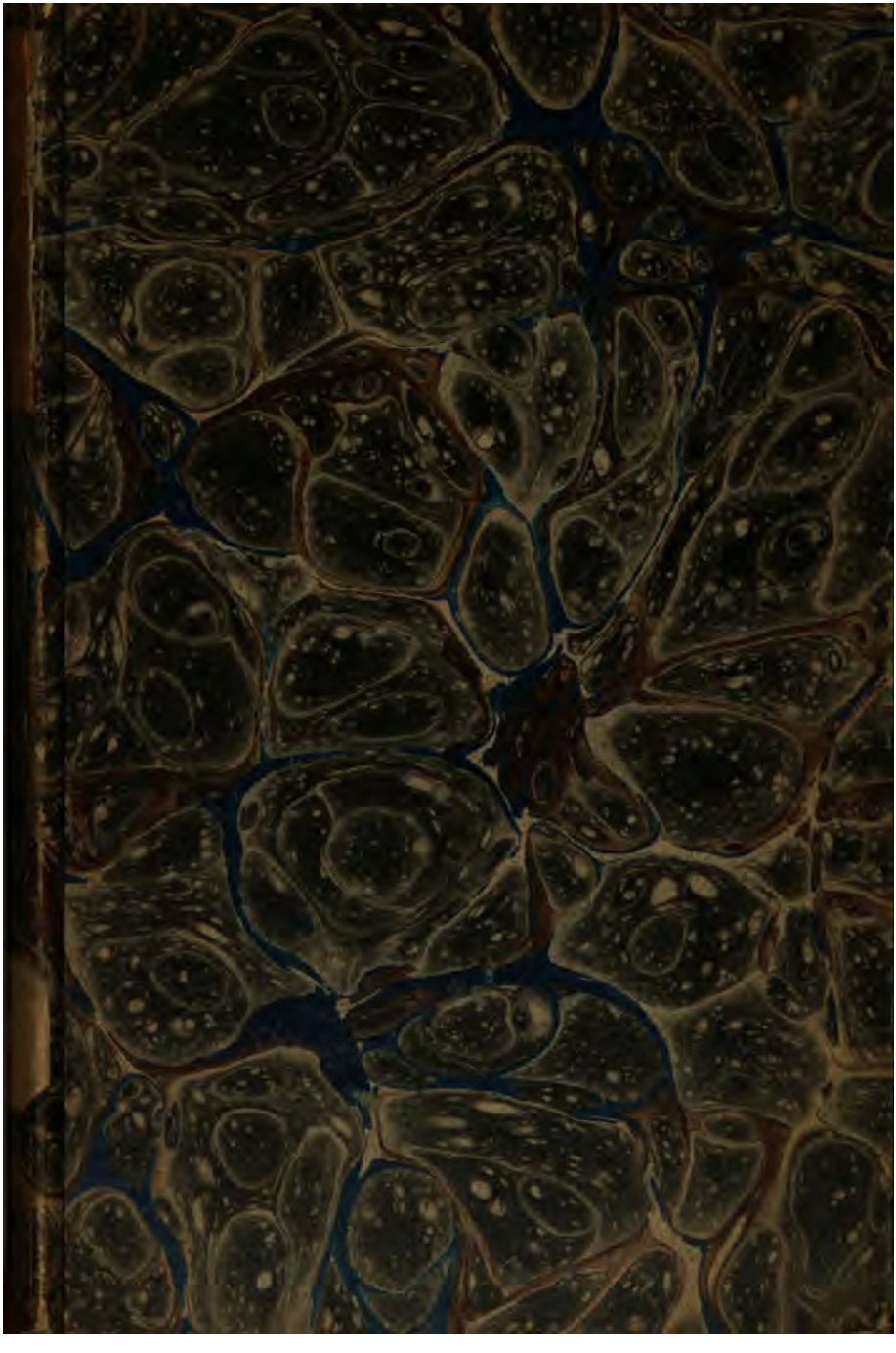
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Lit., Ger
483 Lange

114

Theological School
IN CAMBRIDGE.

The Gift of
COL. BENJAMIN LORING.

Vermiſchte Schriften

von

Johann Peter Lange.

Erſter Band.

Meurs.
Verlag der Rheiniſchen Schulbuchhandlung.
1840.

Naturwissenschaftliches

und

Geschichtliches

unter

dem Gesichtspunkte der christlichen Wahrheit.

Von

Johann Peter Lange.

Meurs.

Verlag der Rheinischen Schulbuchhandlung.

1840.

DIVINITY SCHOOL
LIBRARY.
HARVARD UNIVERSITY

Meinem verehrten Freunde

dem

Herrn Seminar-Direktor

Zahn

in Meurs

gewidmet.

Vorwort.

Mit dem gegenwärtigen Bändchen beginne ich eine Sammlung meiner zerstreuten Aufsätze, zu welcher mir die Aufnahme, welche dieselben bei ihrem einzelnen, ersten Erscheinen gefunden haben, Muth und Freudigkeit gegeben hat. Sammlungen dieser Art sind an der Tagesordnung; vielleicht deuten sie auf Sammlung hin, auf eine Wiederkehr der Geister aus übermäßiger litterarischer Zerstreuung. So kann ich mich also, was die Loyalität dieses Unternehmens anlangt, auf eine blühende Observanz berufen. Der eigentliche Beweggrund meines Sammelns liegt jedoch in der Ueberzeugung, daß die betreffenden Arbeiten zu den Bestrebungen der Gegenwart auf dem Felde christlich theologischer Entwickelungen und

Vermittelungen der Heilslehren gehören. Nach diesem Gesichtspunkte wird sich denn auch die Sammlung auf solche Arbeiten, die sich auf Lebenspunkte der gegenwärtigen Entwickelung beziehen, beschränken. Mögen sie in dieser Beziehung auch in ihrem Zusammenwirken gesegnet seyn als geringe Beiträge zu dem großen Gottesbau, dessen Eckstein Christus ist.

Die Sammlung wird jedoch nicht lediglich bereits Gedrucktes umfassen. Dieses erste Bändchen besteht größtentheils aus neuen Arbeiten. Unter diesen wünsche ich dem Aufsatz „die Symbolik der Farben" besonders eingehende und andächtige Leser. Es ist eine Frucht langgehegter innerer Anschauung, Arbeit und Feier, während die größere geschichtliche Arbeit mehr in Ahnungen und Anregungen, als in durchgeführten Studien besteht. Der Aufsatz: „die Gränzen der Naturbetrachtung" erschien in dem Jahrgang 1839. der Ev. Kirchenzeitung, der Aufsatz gegen das pelagianische System im Düsselthaler Menschenfreunde 1835. und 1836. Er wurde bereits im Jahre 1828 geschrieben; manches würde ich jetzt anders fassen und ausdrücken, namentlich in dem Kapitel von der Natur; doch konnte mich das nicht bestimmen, den Aufsatz fallen zu lassen, oder umzuschmelzen.

Die einzelnen Bändchen, deren nicht viele seyn werden, sollen allemal das Zusammengehörige, so viel es möglich ist, zusammenfassen.

Duisburg, den 28. Febr. 1840.

Der Verfasser.

Inhalts-Angabe.

		Seite
1.	Die Symbolik der Farben.	1—48
2.	Die Gränzen der Naturbetrachtung.	49—73
3.	Die Gränzfragen zwiſchen der Philoſophie der Geſchichte und der Geſchichte des Reiches Gottes.	74—216
4.	Ueber den Pelagianismus.	217—307

Dieſe Weltlichkeit der Farben darf uns indeß nicht verleiten, ihre religiöſe Bedeutſamkeit zu verkennen. Die Aszetik mochte pädagogiſche Gründe haben, ſich der hellen Farben zu entäußern, ſo wie in heiliger Abſicht dem Israeliten verboten war, mit zur Sonne gewendetem Angeſicht zu beten. Die Kirchlichkeit mag immer noch um der ſymboliſchen Kraft willen, die unabänderlich in allem Erſcheinenden liegt, ſich genöthigt fühlen, im Schwarzen und Weißen ihre Lieblingsfarben feſtzuhalten, mit Abweichung des Bunten, oder der Farben im engeren Sinne. Man wird demnach zugeben müſſen, daß die Averſion gegen das Farbige, ſobald ſie dogmatiſch wird, mit der manichäiſirenden Weltverachtung zuſammenhängt, die ſo vielfach von alten Zeiten her die chriſtliche Glaubenslehre und Aszetik getrübt hat. In den Farben erſcheint uns die Welt. Sind ſie auch das Aeußerſte der Erſcheinungen, ſo gehen ſie doch aus dem Innerſten des Lebens hervor; denn die Welt iſt nicht gefärbt von Außen, ſondern aus dem Inneren bringt ſie die Erſcheinung ihrer Eigenthümlichkeiten in ihren Farben an den Tag. Man könnte alſo wohl die Farben als den Ton und Klang bezeichnen, als den Accent und Rhythmus, mit welchem das ewige Schöpfungswort unſer Gemüth ergreift. In ihnen treten die hellen Myſterien des Lebens traulich nah vor unſre Augen; ja ſie dringen traulich ſüß und verwandt in unſer Auge hinein, das eben deßwegen in ſich ſelber farbenbildende Kraft hat, weil es mit dem Lichte verwandt iſt, ein Organ von ſonnenhafter Natur. Man kann die Farben als Grundtöne des Lebens bezeichnen.

Die Aeſthetiker behaupten, man könne die Farben als ſolche, Roth, Gelb, Grün oder Blau, nicht ſchön nennen. Wir möchten dieſe Behauptung nicht unbedingt gelten laſſen. Freilich finden ſich die Grundgedanken der Schöpfung nicht in den Farben ausgeſprochen; dieſe liegen vielmehr in den Prinzipien, in den Monaden, in den Saatkörnern, Gattungen, Individualitäten. Aber die Grundſtimmungen, welche Gott ſeiner Schöpfung mitgetheilt hat, ſcheinen dagegen ganz beſonders in den Farben ſich kund zu geben. Mögen ſie alſo immerhin nicht ſchön heißen im klaſſiſchen Sinne, ſo ſind ſie es doch im romantiſchen. Können ſie nicht für geiſtreich gelten, ſo ſind ſie dafür gemüthlich. Sie ergreifen mit der Kraft des Gemüthlichen; ſie ſprechen in ihren einfachſten Zuſammenſetzungen wie die einzelnen Accorde in der Muſik zum Herzen. Der Gebildete findet allerdings die einfachen, rührenden Accorde der Muſik nichtsſagend, langweilig. Das melodiſche Phänomen des Regenbogens hat Göthes Nachdenken verhältnißmäßig im Vergleich zu andern Farbenerſcheinungen nicht lange beſchäftigt. Es gehört mit zur Paſſivität, zur geiſtesträgen Gefühligkeit des ungebildeten Volks, daß es in einzelnen Accorden ſeine Muſik, in einfachen Farbenerſcheinungen ſeine Mahlerei finden kann. Aber in dieſem volksthümlichen Zuge offenbart ſich auch die Kraft, die der einfache Menſch vor dem gebildeten voraus hat, nämlich die Gemüthlichkeit, der friſche Sinn für die treuen, ſüßen, bedeutungsvollen Grundſtimmungen des Lebens, die ſchon in einem einzelnen Accord mächtig anklingen, beſonders verheißungs-

voll aber im Regenbogen. Dieß ist eben das Wesentliche des Gemüthes; ein „Muthen" auf den verborgnen Schatz der Lieb und Treue im dunklen Lebensgrunde; Zusammenklingen des Herzens mit den Klängen der Schöpfung im dunklen, süßen Gefühle innigster Verwandtschaft. Und insofern die Bildung in ihrem einseitigen Trachten nach dem Geistreichen diese Gemüthlichkeit einbüßt, ist sie eine Verkümmerung, eine Abwendung von dem Grunde des Lebens. Der frische, innige Sinn, welcher die positive Kraft im unkultivirten Menschen ist, soll sich auch in der Bildung wiederherstellen. Dieser Sinn aber wird sich den einfachen Farben gegenüber immer dadurch bewähren, daß er ihre Anmuth empfindet. Sie sind schön insofern, als sie dem Gemüth durch Anmuth einen Eindruck geben von der Gotteshuld, welche sich durch die Farben und Lichter der Welt offenbart, oder davon, daß Alles, was Gott geschaffen nach dem lieblichen Ausdrucke in der Genesis „sehr gut" ist. Ist das Schöne aufzufassen als das Erscheinende, durch welches die ideale Welt, das Ideale des Lebens hindurchscheint, so muß man die Schönheit der Farben wohl gelten lassen; sie sprechen Grundstimmungen der Welt aus, welche sie in der Güte Gottes empfindet, oder Grundtöne der Güte Gottes, welche die Welt durchdringt.

Die Bedeutsamkeit der Farben wird in der heiligen Schrift mehrfach gewürdigt. Freilich gehört jene Stelle, wo der Herr dem Noah den Regenbogen als Bundeszeichen darstellt, genau genommen nicht hieher. Denn das Bundeszeichen liegt für den Glaubensblick des

Noah nicht in den einzelnen Farben, sondern in der Totalität des wunderſamen Phänomens. Wir bemerken darum nur beiläufig, daß das poſitive Verheißungswort, Gott wolle hinfort das Menſchengeſchlecht nicht durch Waſſerfluten verderben, mit der phyſikaliſchen Natur des Regenbogens aufs Innigſte übereinſtimmt. Der Regenbogen iſt der farbige Abglanz der hervorbrechenden Sonne auf der abziehenden Wolkennacht, der Triumph der Sonne über die Fluten; Sonnenglanz, Feuerglanz, Lichtglanz gleichſam hineingebrannt in die Regenwolken ſelbſt zum Zeichen ihrer Unterwerfung; zum Zeichen der Beſchirmung alles Lebendigen durch die Macht der Sonne, oder vielmehr durch das Erbarmen Gottes. Und inſofern als der Regenbogen eine Gewährleiſtung iſt für die Fortdauer des Lebendigen gegenüber den drohenden neptuniſchen Gewalten, gewinnen auch ſeine einzelnen Farben ſymboliſche Kraft, denn das unterſchiedliche kreatürliche Leben ſymboliſirt ſich in den Farben.

In dem Farbenglanz der Stiftshütte kommt die Symbolik der Farben auf beſtimmtere Weiſe zum Vorſchein. Da die Stiftshütte in ihrer ganzen Conſtruktion ein Sinnbild war für ideale Verhältniſſe der Theokratie, ſo wäre es ſehr inkonſequent, wenn man ihre Farben, zumal, da ſie ſo bedeutſam gewählt und beſtimmt ſind, für zufällige Nebenſachen halten wollte. Die Farben der Stiftshütte waren nach 2 Moſe, 26. zuſammengeſetzt aus Weiß, Blau, Purpur und Scharlach. Man hat vermuthet, die vier Elemente ſeyen durch dieſe Farben bezeichnet geweſen als Grundbeſtand-

theile der Welt. Etwas besonders Ausführliches und Gründliches über die vier Farben der Stiftshütte und des hohenpriesterlichen Gewandes findet man in Bährs Symbolik des mosaischen Cultus, 1r Bd., S. 303, ff. — Der gelehrte Verf. besteht mit Recht darauf, daß wenn irgend etwas an der Stiftshütte symbolisch gewesen sey, so seyen dieß vor allen Dingen die vier Farben. Die Beziehung derselben auf die vier Elemente weist er als heidnische Deutung zurück. Nach ihm ist die Farbe im Allgemeinen als Manifestation und Erscheinung des Lichtes, und somit als das natürliche Symbol des Namens Gottes zu betrachten. Daraus soll sich denn auch das Vierfache der Farbe als übliche Offenbarungszahl erklären. Zuerst erklärt er dann die blaue (dunkelblaue) Farbe. Dieß ist die Farbe des Himmels oder des Aethers, sie deutet hin auf die Stätte der Herrlichkeit Gottes, aus welcher er in der besonderen Offenbarung sich herabläßt, und bezeichnet demnach die besondere Offenbarung selber oder den Namen Jehova, mit welchem Gott als Israels Bundesgott sich bezeichnet hat. Darum ist diese blaue Farbe (Hyacinth) die Hauptfarbe im mosaischen Cultus, und wird als die wichtigste behandelt, die auch am meisten allein und für sich vorkommt. Sie ist als Farbe Jehovas auch die eigenthümliche Farbe seines Zeugnisses, des Gesetzes. Darum mußte auch jeder Israelit nach Num. 15, 37. als Unterscheidungszeichen von Nichtisraeliten an den vier Ecken seines Kleides Quasten mit Schnüren von Hyacinth tragen. Hierauf folgt der Purpur, die edelste, herrlichste, erhabenste

aller Farben. „Das ganze Alterthum bediente ſich ſeiner zur Bezeichnung der höchſten Würde, der Hoheit, der königlichen Macht und Herrſchaft. Der Gottheit beigelegt weiſet demnach der Purpur auf diejenige Manifeſtation derſelben hin, vermöge deren ſie als die abſolute Macht, Hoheit, Majeſtät, als höchſter abſoluter Herrſcher erſcheint. Der gewöhnlichſte und eigentlichſte Name für dieſe Erſcheinungsform Gottes iſt der Name Elohim, welcher Gott bezeichnet als den, der wegen ſeiner Erhabenheit, Hoheit und Majeſtät mit Furcht und Scheu erfüllt, dem darum auch alle Ehre und Verehrung gebührt. Der Purpur iſt ſomit hier Symbol der Königswürde Jehovas im Verhältniß zu Israel.“ Hierauf folgt das Roth des Kokkus. „Es wird von den Alten übereinſtimmend als dasjenige betrachtet, welches Feuer und Blut miteinander gemein haben. Inſofern nun die Farbe überhaupt Manifeſtation des Weſens einer Sache iſt, ſtellt namentlich der Kokkus dasjenige dar, was das gemeinſchaftliche Weſen des Feuers und des Blutes ausmacht. Dieß beſteht nun einerſeits in der abſoluten Beweglichkeit, andrerſeits in der Wärme, beides miteinander aber, Wärme und Beweglichkeit iſt die Bedingung und das Weſen alles phyſiſchen Lebens, und die Alten hielten eines wie das andere, das Feuer und das Blut für Quelle und Sitz des Lebens.“ Der Verf. führt mehrere ſprechende Beiſpiele für dieſe Deutung an, namentlich erwähnt er das Kokkusband oder rothe Seil, welches Rahab aus dem Fenſter hangen ließ, damit ſie und die Ihrigen nicht umgebracht, ſondern am Leben

erhalten würden; also als ein Zeichen des Lebens. Auf Gott bezogen aber kann diese Farbe keine andre Manifestation Gottes bezeichnen als die, in welcher er im Verhältniß zu dem außer ihm Seyenden als der absolut Lebendige, als die Quelle alles Lebens erscheint. In diesem Sinne wird Gott Jah (יהוה) genannt; besonders deßwegen, weil er Israel aus seinem Todeszustande in's Leben gerufen, und aus so vielen Todesgefahren errettet hat. Darum schwört der Israelit bei dem „Lebendigen." So bezieht sich also dieser Name auch auf die Liebe Gottes, auf seine Gnade, und der Kokkus ist zugleich Farbe der Liebe; ja er deutet in mehreren Fällen zugleich auf Hülfe, Errettung, Erlösung. Die vierte Farbe ist die weiße, wie sie sich am Byssus findet. Hier kommt sowol der Glanz, als die Weiße in Betracht, darum ist der Byssus die eigentliche Lichtfarbe. Bei Daniel (7, V. 9.) erscheint Gott in dieser Farbe; in einem Gewand, weiß wie Schnee, sein Haar wie reine (weiße) Wolle, sein Stuhl Feuerflammen, dessen Räder lodernd Feuer, also ganz als Lichtgestalt; ingleichen haben die Engel, als himmlische Lichtwesen weiße, d. i. lichtfarbene Kleidung Dan. 12, 6, 7. ꝛc. — Jedoch bleibt die Weiße bei diesem Glanze die Hauptsache. Die Weiße nun für sich betrachtet ist bei allen Völkern das bewußte oder unbewußte Symbol der ethischen Reinheit, des Unbeflecktseyns, der vollkommnen Tugend, Unschuld, Gerechtigkeit. Das ethisch Vollkommne und Reine ist aber dem Hebräer das Heilige, und es folgt somit natürlich, daß der Byssus im Mosaismus Symbol der Heiligkeit ist. Die weiße,

linnene Kleidung, welche der Hoheprieſter am Verſöhnungsfeſte trug, heißt darum geradezu Kleidung der Heiligkeit. Die Braut Chriſti trägt ein weißes Gewand; die einzelnen Glieder ſeiner Gemeine haben ihre Kleider weiß gemacht im Blute des Lammes nach der Offenbarung Johannis. Der Byſſus entſpricht alſo der Erſcheinungsform Gottes, nach welcher er den Namen des Heiligen führt. Auch dieſen Namen führt er aber nicht nach der allgemeinen Bedeutung deſſelben, ſondern er bezieht ſich ebenfalls auf ſein beſonderes Verhältniß zu Israel. Er iſt der Heilige Israels; ſein Name wird in Israel, Israel wird durch ihn geheiligt. Dieß iſt das Ziel aller göttlichen Offenbarungen, der Zweck des Bundes. Nächſt der Hyacinthfarbe iſt darum auch der Byſſus diejenige, welche am meiſten im ſymboliſchen Cultus vorkommt, ſie iſt die Grundfarbe der bunten Zeuche, auf welcher die anderen Farben ſich erheben, in welche ſie gleichſam zurückgehen. Wie bemerkt wird ſie daher auch an einigen Stellen zuerſt, ſtatt zuletzt genannt.

Wir haben den Verfaſſer bei ſeiner ſinnvollen, trefflichen Erklärung der Farben der Stiftshütte nicht unterbrechen mögen, ſondern nur von dem Rechte des Referenten Gebrauch gemacht, die Darſtellung abzukürzen. Dieſer Abkürzungen wegen jedoch verweiſen wir diejenigen, welche eine ausführliche Belehrung über dieſen Gegenſtand ſuchen, auf die citirte Stelle ſelbſt, wobei wir zugleich das treffliche Werk ſelber empfehlen. Wir können jedoch nicht umhin, die Darſtellung durch zwei Bemerkungen zu ergänzen. Zuerſt iſt die herr-

*

liche, genetiſche Folge dieſer ſchönen, heiligen Farbenblüthe, worin die Stiftshütte erſcheint, zu betrachten. Aus der ewigen Treue Gottes geht ſeine Offenbarung hervor. Er vollführt ſeinen ewigen Rath, er erfüllt uralte Verheißungen, er erſcheint als der Gott Abrahams, Iſaaks und Jakobs, als der ſich ſelber immerdar gleich bleibende, als Jehova, indem er Israel erwählt und erlöſt, und wiederbringen will aus ſeiner Verwerfung. Auf dieſe Bundestreue deutet Hyacinth, die dunkelblaue Farbe. Indem er ſich aber ſeinem Volke offenbart, erſcheint er in ſeiner Mitte als der König; er ſtiftet ſeine Theokratie, und verkündigt ſeinen Unterthanen ſein Geſetz, das er mit königlicher Majeſtät und Machtvollkommenheit ſchmückt und waffnet, und mit richterlichem Ernſt in ſtrenger Vergeltung über die Uebertreter kommen läßt, während er die Frommen, ſeine treuen Knechte ſegnet und erhöht. Auf dieſen Königsglanz deutet der Purpur. Das Geſetz aber gereicht den Sündern zum Tode; die Theokratie verbannt das abtrünnige Volk aus dem heiligen Lande und wirft es weg bis über Babylon hinaus; darum kommt Jehova, der treue Bundesgott wiederum zu ſeinem Volke in einer anderen Farbe, in der Feuerfarbe der Liebe, in der Farbe des Blutes, der Verſöhnung, als der Lebendige, das theuerſte Leben Opfernde, um die Gerichteten aus dem Tode in's Leben zurückzurufen. Darauf deutet der Kokkus; die helle, roſinrothe Farbe. Merkwürdig bleibt es dabei, wie die Königsfarbe, die Farbe des Geſetzes mit der Farbe der Verſöhnung ſo nah verwandt iſt, beide gehören der einen

Grundfarbe, dem Roth der Liebe an. So iſt es auch mit den großen Gegenſätzen Geſetz und Evangelium; ſie gehen beide aus dem einen helldunklen Grunde der göttlichen Bundestreue hervor, und haben beide ein Ziel, die Heiligung des Bundesvolkes vermittelſt der Heiligkeit Gottes. In ſeinem Purpurgewande ſtößt Gott den Sünder von ſich ab, in den Tod hinein, aber in dem blutigen Gewande der Verſöhnung führt er den Erſchütterten aus dem Tode in die Buße hinüber, und zieht ihn durch den Glauben in ſeine Gemeinſchaft hinein, und nun erfährt es der Menſch immer mehr, daß Jehova der Heilige iſt, indem er ſelber geheiligt wird durch die Wirkungen ſeiner Liebe, durch das Feuer ſeines Geiſtes. So erſcheint nun Gott als das helle Licht der Liebe, in welchem keine Finſterniß iſt, und die Gemeine ſeiner Erlöſten tritt in das Licht der Heiligkeit, in den Glanz des neuen Lebens, der Verklärung hinein. Darauf deutet der Byſſus; der Glanz des Schneeweißen. Was zweitens den Antitypus der Stiftshütte anlangt, ſo ſcheint uns dieſer im Himmelsgewölbe ſelber gegeben zu ſeyn. Hier erſcheint die große Gotteshütte in der herrſchenden Bundesfarbe, im Dunkelblau; der Saum des königlichen Purpurgewandes ſcheint zu erglänzen in den dunkelrothen Gluten der Morgen- und Abendröthe; die Farbe des Feuers und des Blutes erſcheint an den Geſtirnen des Himmels, namentlich an der Sonne, wenn ſie den Glut- und Sandhauch der Wüſte durchbricht; die weiße Farbe, ſchneeweiß leuchtender Byſſus, fügt ſich dann endlich hinzu, wenn die Schäfchen, die

weißen wolligen Wölkchen, in denen das Licht die Finsterniß ganz besiegt hat, goldgesäumt und lichtverklärt am blauen Himmel schweben. Freilich über alle diese bedeutsamen Farben der großen Hütte breitet sich oft ein grauer, dunkler Vorhang aus; aber auch die Stiftshütte erhielt einen wolkigen Ueberzug aus Teppichen von Ziegenhaaren.

In der Symbolik der Farben der Stiftshütte von Bähr, welche wir angeführt haben, ist schon manches aus der allgemeinen Farbensymbolik in der heiligen Schrift zur Sprache gekommen. Wir haben bereits die Deutung gefunden für den Ausruf bei dem Propheten Jesaias: Wer ist der, so von Edom kommt, mit rothen Kleidern von Bazra? (Cap. 63.) für das sapphirblaue Thronbild in der Erscheinung des Hesekiel (Cap. 1.) für das schneeweiße Kleid des Alten, welchen Daniel im Gesichte sah, und für den Feuerglanz seines Thrones (Cap. 7.); eben so für den weißen Schmuck Christi, seiner Braut und seiner Erlösten in der Apokalypse (Cap. 1. Cap. 7. ꝛc.). Bei dem Propheten Hesekiel ist die Gotteserscheinung außerdem mit dem Regenbogen geschmückt. Auf dem sapphirblauen Throne erscheint Gott in dem Ansehn eines Menschen, die Gestalt ist oberhalb der Lenden von einem Glanze, wie von einem Schimmer des Goldes umflossen, um die Füße verbreitet ein Ansehn von Feuer einen Glanz ringsum. Aus diesem Glanze bildet sich dann das Ansehn des Regenbogens. Beiläufig gesagt: es ist aus dem heiligen Dekorum des reinen Offenbarungsglaubens herausgeredet, wenn sich der Prophet so vorsichtig

ausdrückt, wenn er Alles vergleichungsweise bezeichnet, daß es gewesen sey wie das Ansehen (בְּמַרְאֵה) des konkreten Gegenstandes. Er meidet in dem heiligen Geiste, der ihn leitet, die pantheistische Vermischung des Göttlichen mit dem Kreatürlichen; er will nicht ein sinnliches Gemälde der Gottheit mittheilen, sondern eine Vision. Der Regenbogen indeß, welcher die Füße der Gotteserscheinung umzieht als Farbenbild, welchen der göttliche Lichtglanz in dem Weltschatten unter seinen Füßen bildet, deutet darauf hin, daß sich ein Abglanz der Gotteshuld, des Lichtes und Feuers seiner Liebe in allem Lebendigen, in allem Farbenglanze des Lebens findet. Der Regenbogen, der seine Füße umwallt, ist der verheißende Lebensglanz, den sein Wandeln, sein Walten in der dunklen Welt, in der Trübe, den Gewölken des Irdischen verbreitet.

Von der grünen Farbe ist in der Bibel, so viel wir wissen, nur in ihrer konkreten Erscheinung, wie sie nämlich in dem Wachsenden, Sproßenden vorkommt, die Rede. Man könnte vermuthen, das Grünende werde als ein Bild der heiteren Aussicht, des hervorbrechenden Segens, und insofern als ein Symbol der Hoffnung betrachtet; doch dient es vielmehr dazu, das wirkliche, vorhandene Wohlergehn, die Segensfülle oder auch nur das Glück zu bezeichnen. Wenn von einem Gottlosen gesagt wird, er habe gegrünt wie ein Lorbeerbaum, so ist offenbar in diesem Falle das Grünen nur ein Bild des oberflächlichen Glückes. Wenn jedoch von dem Gerechten gerühmt wird, er grüne wie ein Palmbaum, so ist damit wohl auf bleibendes Wohl-

ergehn hingedeutet. Das Grün als Solches ſcheint erſt auf anderen Lebensgebieten zur Farbe der Hoffnung erhoben zu ſeyn.

Die ſchwarze Farbe, durch den Sack und die Aſche vielfach angedeutet, iſt wohl in der Viſion bei dem Propheten Sacharja Cap. 6, V. 2., wo ſie an den ſchwarzen Roſſen erſcheint, die gegen Mitternacht ziehen, als Bild des Unglücks zu betrachten, denn ſie ſind beſtimmt zu ſtillen den Zorn Gottes gegen das Land des Nordens nach V. 8. Das ſchwarze Pferd in der Viſion der Gottesgerichte Apokalypſe 6, V. 5. iſt ein Bild der Theurung, der Hungersnoth, mittelbar alſo ebenfalls des Unglücks und der Trauer. Wird das Schwarze in der Erſcheinung des Finſtern angeführt, ſo deutet es zugleich hin auf Sünde und Schuld, wie z. B. Jeſ. 9, V. 1., 60, V. 2. Aber in dieſen Stellen ſcheint die Sünde mit ihrem Elend, mit ihrem Fluch, mit dem Gericht, das ihr folgt, das aus ihr ſelber hervorbricht, zuſammengefaßt zu ſeyn, und vielfach muß die Finſterniß gerade auf's Beſtimmteſte das ſchauerliche Unglück, welches durch beſondere Strafgerichte Gottes über die Schuldigen verhängt wird, bezeichnen. Dieſe Finſterniß der Vergeltung kommt in ſehr ſtarkem Maaße über Babel nach Jeſaias 13, V. 9 ff., wo ſogar die Sterne, die Sternbilder des Himmels ihren Schein verlieren, wo die Sonne bei ihrem Aufgange dunkelt, und der Mond ſein Licht nicht ſcheinen läßt zur Zeit der hereinbrechenden Vergeltung. Die Finſterniß iſt alſo nicht überall und ausſchließlich in der heiligen Schrift ein Bild des Verderbens. So wird

ſie wohl am meiſten aufgefaßt im Neuen Teſtamente, z. B. Epheſ. 6, V. 12. Sie hat vielfältig etwas Hehres und Heiliges, indem ſie die ſchauerlich ernſte Vergeltung bedeutet, von welcher alle Verderbniß umfangen bleibt. In der Geneſis aber bedeutet ſie ſogar die tiefe, heilige Urnacht, den myſteriöſen, ſchwarzen Aether der Schöpfungstiefe, über welchem der Geiſt Gottes ſchöpferiſch webend, gleichſam brütend gewaltet, und aus welchem nach Gottes Geheiß das Licht und die einzelnen Geſtaltungen der Welt hervorgegangen. Wir müſſen dieſen Umſtand feſthalten, da man auch in der Symbolik der Farben, wie ſie ſich auf neuere Forſchungen zu gründen hat, nicht umhin kann, eine hehre Finſterniß als Mutterſchooß des Lichts und der Lebensbildungen, eine poſitive Nacht als Symbol des Geheimniſſes anzunehmen. Als ſehr bedeutſame und myſteriöſe Symbole der Offenbarungsſphäre hat man ohne Zweifel die zwölf Edelſteine, welche in dem Bruſtſchilde des Hoheprieſters angebracht waren, und die zwölf Stämme Israels bedeuteten (2 Moſ. 28, V. 17 ff.), ſo wie die Edelſteine, welche die Grundſteine der Mauer des neuen Jeruſalems bilden, und die Namen der zwölf Apoſtel enthalten (Apok. 21, V. 14. u. 18, 19 ff.), und welche größtentheils mit jenen identiſch ſind *), zu

*) Das Genaueſte über dieſe Steine haben wir in Winers Bibl. Realwörterbuch, ſo wie in der Bibl. Naturgeſch. für Schulen und Familien, herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein, Stuttgart 1836, gefunden. In der letztgenannten, trefflichen Schrift von Barth ſind namentlich die beiden Reihen von Edelſteinen nach ihrem Zuſammenhange betrachtet.

betrachten. Richter in seiner Hausbibel bemerkt von den Steinen im Brustschilde des Hohepriesters: „Ihre Zusammenstellung bezeichnet nicht nur die tiefgeordnete Zusammenfügung der mannigfaltigen Lichtgestaltungen, Farben und Lichtwirkungen des Einen Lichtes im göttlichen Werk, der Einen Seligkeit bei mannigfaltiger Herrlichkeit, sondern sie spiegelten auch, wie das im Alterthum allgemein angenommen war, die höheren Kräfte der oberen Lichtwelt ab, und hatten auch sonst noch mancherlei tiefe Bedeutungen. Zugleich drückte wohl jeder Stein gewisse, besondere Gnadenkräfte, und eigenthümlich theokratische Bestimmungen und Eigenschaften des darin eingeschnittenen Stammes aus. Judas Name stand in dem hochrothen Rubin." Nach diesen Bemerkungen wären also die Farben bei der Symbolik dieser Steine nicht allein zu beachten, sondern vielmehr noch die Kräfte derselben. Es ist jedoch zu bedenken, daß diese Kräfte, welche das Alterthum den Edelsteinen beigelegt hat, sehr zweifelhaft sind. Die Farbe ist ohne Zweifel in der Betrachtung der Edelsteine sehr erheblich; da diese größtentheils nur als schöne Erscheinungen wirken und gelten. Sie sind Typen des Auserwählten, des seltenen Edlen, als Produkte der Verklärung des gemeinen Erdstoffs, des rohen Mineralischen durch mystische Feuerwirkung zu den feinsten, strahlendsten Lichtgebilden. Sie sind Stoffe der finsteren Erde, in denen (namentlich in den reinen Edelsteinen) das Licht des Himmels alles durchdringend zur vollkommensten Herrschaft gelangt ist, und in denen doch das Individuelle, das Verschiedene nicht

zerstört, sondern gerade in seiner reinen Wesenheit, in einer besonderen Farbe durch Feuer und Licht zur Anschauung gebracht worden ist. In dieser äußerst nahe liegenden Eigenthümlichkeit waren die Edelsteine sehr geeignete Symbole für verwandte, ähnliche Grundverhältnisse des Reiches Gottes. Sie bezeichnen das Auserwählte, das Seltene, das durch Feuer und Licht Verklärte der Berufenen zum Himmelreich. Sie deuten zurück auf das mystisch Unergründliche eines solchen Werdens, und deuten voraus auf mögliche und kommende Weltverklärung. Sie versinnlichen die Unverwüstlichkeit des Individuellen, das im Feuer nicht verderben kann, sondern erst in seine volle Klarheit durch dasselbe versetzt worden ist; die Mannigfaltigkeit des Lebens, der Gaben, der Kräfte, der Charismen im Reiche Gottes, die Schönheit und den hohen Zusammenklang aller dieser Verschiedenheiten. Als Träger des farbigen Lichtes zeigen sie, wie das Absolute und Ewig-Eine mit dem Besonderen, Individuellen zu einem ewigen Bunde sich vereinigen kann. Es ist also wohl nichts gewisser, als daß die Edelsteine in dem Brustschilde des Hohepriesters, so wie die in den Grundlagen des neuen Jerusalems die Mannigfaltigkeit, die harmonischen Eigenthümlichkeiten der Stämme, oder Grundcharaktere im alten und neuen Bunde bezeichnen. Im alten Bunde sind dieß die Stämme, die eigenthümlichen Naturgaben, die der Heiligung geweiht sind, im neuen Bunde sind es die apostolischen Charakterzüge, die verklärten Grundtypen geheiligter menschlicher Eigenthümlichkeiten. Sowol die Verwandt-

ſchaft als die Differenz zwiſchen den erſteren, den Naturcharakteren, als zwiſchen den letzteren, den Geiſtcharakteren iſt in dem Verhältniß zwiſchen den Edelſteinen des Bruſtſchildes und der Grundlage des neuen Jeruſalems ausgedrückt. Wie groß aber iſt die Mannigfaltigkeit der Lebensformen im Reiche Gottes, wie ſie uns aus dieſen Symbolen entgegenglänzt! Werfen wir einen Blick auf das Bruſtſchild. Ueber einige Steine ſuchen wir erſt in's Reine zu kommen. Wir erinnern uns alſo nach Barth bei dem zweiten und zehnten, daß der Topas der Alten der Chryſolith der Neueren iſt, umgekehrt der Topas der Neueren Chryſolith der Alten, damit wir nicht wie Mehrere Gefahr laufen, die Farben der Steine verkehrt anzugeben. Wir nehmen mit Winer an, daß der ſechste Stein nicht der Diamant ſey, ſondern der Onyx, oder Sardonyx und der elfte der Beryll. Barths Behauptung, daß der Stein Jaspis hier nicht der gewöhnliche ſey, ſondern der Diamant als der alleredelſte, kryſtallhelle Stein, wie er Apok. 21, V. 11. bezeichnet wird, muß man wenigſtens wohl von dem Jaspis in der Apokalypſe gelten laſſen. So erſcheinen uns alſo in den vier Reihen des Bruſtſchildes zuerſt der fleiſchrothe Sardius oder Carneol, der blaßgrüne Topas, der blitzende, grasgrüne Smaragd; dann der karmoiſinrothe Rubin oder Karfunkel, der himmelblaue Sapphir, der fleiſchfarbene, weiß und blaugeſtreifte Onyx oder Chalzedon; ferner der feuerrothe Opal, Lynkurer oder Hyacinth, der bunte Achat, der violettblaue Amethyſt; endlich der goldgelbe Türkis oder Chryſolith, der meer-

grüne Beryll, und das reine Spiegelbild der Lichtfarben, der wasserreine und feuerhelle Diamant. Es entsteht nun die Frage, ob die Steine des Brustschildes außer ihrer allgemein symbolischen Bedeutung der verschiedenen Stammtypen in Israel, auch noch im Einzelnen die verschiedenen Stämme zu charakterisiren bestimmt sind. In diesem Falle hätte die Auslegung die verborgene Harmonie zu entdecken, welche zwischen den Segenssprüchen Jakobs über seine Söhne (1 Mose 49.), die unbestreitbar charakteristische Stammbezeichnungen sind, und zwischen den Emblemen der Stämme statt finden müßte. Wir haben oben aus Richters Aeußerung bereits gesehen, daß der hochrothe Rubin mit dem Löwen Juda nicht übel zusammenstimmt. Die menschliche Weichheit des Ruben, die sich einmal im Bösen, aber bei der Verwendung für den bedrohten Joseph im Guten zeigte, möchte man vielleicht im fleischfarbenen Carneol angedeutet finden können. Simeon und Levi würden wenigstens durch nahverwandte grüne Farben zusammengefaßt werden, wie sie auch im Segen Jakobs als Männer der Gewaltthat, die im Zorne das Schwerdt genommen, zusammengefaßt sind. Die eigenthümliche Farbe Levys würde dann freilich auffallen müssen, er wäre bezeichnet durch den Smaragd. Bei fortgesetzter Anwendung dieser speziellen Deutung würde man jedoch auf die Schwierigkeit stoßen, zwischen verschiedenen Reihenfolgen der Namen der Söhne Israels wählen zu müssen. Nach der Reihenfolge im Segen Jakobs wäre Benjamin der letzte, daher auch Barth zu seinen Gunsten

den Jaspis als Bezeichnung des Diamanten genommen hat. Indeſſen kommen andere Reihenfolgen (1 Moſ. 46., 4 Moſ. 1.) ſtörend dazwiſchen; und außerdem wird ſich die Bedeutſamkeit der Steine im Einzelnen ſchon deßwegen nicht durchführen laſſen, weil man ihre Eigenthümlichkeit nicht überall klar ermitteln kann. Warum z. B. Sebulon mit dem himmelblauen Sapphir geſchmückt wurde, während Joſeph etwa mit dem weniger ſprechenden Beryll ſich müßte genügen laſſen, würde ſchwer zu ermitteln ſeyn. Noch ſchwieriger aber möchte ſich die Bedeutſamkeit der Grundſteine in der Apokalypſe auf die einzelnen Apoſtel beziehen laſſen. Wir wollen die Möglichkeit tiefer eindringender Ausmittelungen keinem abſchneiden, allein wir müſſen ſtehen bleiben bei der Vermuthung, daß dieſe Steine nur im Allgemeinen den Reichthum eigenthümlicher Geiſtescharaktere und Lebensformen in der Kirche Chriſti darſtellen ſollen, freilich nicht bloß in dem Sinne, daß ſie nur die Idee einer ſolchen Mannigfaltigkeit verſinnlichen, ſondern indem ſie zugleich die Grundtypen derſelben bildlich angeben; mit denen dann wohl die wirklichen Charaktere der Apoſtel mehr oder weniger zuſammenfallen dürften. Die meiſten Steine im Bruſtſchilde finden ſich, wie oben bemerkt wurde, in den Gründen des neuen Jeruſalems wieder. Wir vermiſſen hier beſonders ungern den Rubin; Barth vermuthet, daß der Chalzedon, eine Bezeichnung, welche mehrere Arten umfaßt, hier den Karfunkel zu vertreten habe. Den Achat vertritt hier der Chryſopras, ein Stein von apfelgrüner Farbe. Der Sardonier,

oder Sardonyx endlich würde sich in dem Onyx des Brustschildes wiederfinden.

So erscheint in den Edelsteinen der eine Grundton ihrer Durchsichtigkeit oder wenigstens ihrer Helligkeit, ihrer Verklärung in's Licht in den mannigfaltigsten Gestaltungen; in verschiedenen Farbentönen, die das mysteriös Eigenthümliche verkünden. In ihren glänzenden Farbenscheinen aber offenbaren sich Grundstimmungen der Schöpfung, Anklänge des ewigen Wortes, das Alles trägt, Anscheine der ewigen Gottestreue im himmelblauen Sapphir, der starken Liebesglut im flammendrothen Rubin, der gottgeweihten Menschlichkeit, der Leutseligkeit im Carneol oder im Sardonyx; Wiederscheine des Schmucks der Erde, des Grünens, des Segens im Smaragd, der dunklen Aethernacht, des geheimnißtiefen Lebensgrundes im Amethyst, endlich des Lebens und der lebendigen Bewegung im Chrysolith, und ähnliche Symbole tiefliegender Schöpfungsgründe und Gottesgedanken in anderen Lichtfarben anderer Gestirne. Da sich aber die Gedanken Gottes in menschlichen Naturgaben entfalten, und da diese in Gnadengaben und neuen Lebensformen des Reiches Gottes verklärt erscheinen, so spiegeln sich in diesen leuchtenden Farben der edlen Gesteine ebensowol die Namen der zwölf Stämme Israels, so wie die Namen der zwölf Apostel des Lammes.

Wir haben indeß durch die Betrachtung der symbolischen Edelsteine keine bestimmte Erweiterung unserer durch die Stiftshütte zuerst begründeten Farben-

ſymbolik gewonnen. Eine Erweiterung dieſer Symbolik finden wir nun zunächſt in der populären, occidentaliſchen Deutung der Farben. Die moderne Farbendeutung kann freilich, ſofern ſie neu iſt, ihren Urſprung aus der Tiefe der Offenbarung nicht nachweiſen; ſie iſt mehr aus dem äſthetiſchen als aus dem religiöſen Lebensgefühl hervorgegangen. Indeſſen zeugt gerade die große Geltung, welche ſolche Deutungen erlangt haben, für das wahrhaft Sprechende, objektiv Sinnbildliche der Farben. In einem kleinen Abriß der Farbenſprache finden wir obenan Weiß als die Farbe der Unſchuld, Schwarz als die Farbe der Trauer. Hellroth oder Roſa bedeutet die Liebe; Hochroth oder Purpur den Stolz; Dunkelroth oder Karmoiſin das Verlangen. Das Hellblaue, der Azur ſoll dem Glauben, das Hochblaue oder Cyan ſoll der Tugend, das Dunkelblaue oder Indigo ſoll der Treue gewidmet ſeyn. Hellgelb oder Paille ſteht für die Beſtändigkeit, Hoch- oder Citrongelb für die Falſchheit. Hellgrün oder Seegrün ſoll die Ahnung, Hochgrün oder Grasgrün die Hoffnung, Dunkelgrün oder Saftgrün die Sehnſucht bezeichnen. Die graue Farbe iſt dem Elend gewidmet, Hellgrau der Armuth, Dunkelgrau der Verzweiflung. Das Braune ſoll im Hellbraunen den Gram abbilden, im Dunkelbraunen die Reue. Unter Lilla findet ſich die Demuth, unter Violett die Freundſchaft, unter Orange die Eitelkeit; endlich noch ſoll Gold die Würde, Silber die Unſterblichlichkeit vertreten. Es iſt wohl möglich, daß ſich in anderen Catalogen dieſer Art bedeutende Abweichungen

finden. Unſer Verzeichniß hat offenbar heilige Grundtöne; hin und wieder aber merkt man den oberflächlich äſthetiſchen, ſo wie den profanen Ton der konventionellen Willkür. Wie ſchwach iſt die Auffaſſung von Weiß und Schwarz, verglichen mit der Symbolik der Schrift. Wenn der Purpur hier den Stolz bezeichnen ſoll, ſo wird man gar an oberflächliche und beſchränkte Stimmungen des demagogiſchen Gelüſtens erinnert. In dem Hochblauen ſcheint die Tugend über den Glauben erhöht zu werden. Es iſt uns immer widerlich geweſen, daß man das Gelbe ſchlechthin als die Farbe der Falſchheit bezeichnet; hier kommt nun noch dazu, daß das ſchöne Citrongelb dieſe Rolle übernehmen muß, während das Strohgelbe dicht daneben gerade den Gegenſatz, die Beſtändigkeit zu vertreten hat. Die Steigerung im Grün dagegen finden wir ſehr anſprechend. Dem Grauen möchten wir ſo Böſes nicht nachſagen. Sehr ſchief iſt die Unterſcheidung im Braunen; wenn das Hellbraune den Gram darſtellt, ſo kann ſich im Dunkelbraunen unmöglich die Reue ſpiegeln. Daß Orange die Eitelkeit verſinnlichen ſoll, iſt wiederum ſehr ärgerlich.

Es iſt offenbar, daß ſolche populäre Farbendeutungen der chriſtlich religiöſen Betrachtung nicht genügen können. So entſteht alſo die Frage, ob die chriſtliche Myſtik, oder die religiöſe Spekulation darüber hinausgegangen iſt, und eine reinere Symbolik gebildet hat. Bei dieſer Frage begegnen uns zunächſt die Farben, welche in der katholiſchen Kirche für die prieſterliche Kleidung am Altar feſtgeſetzt ſind. Da dominirt denn

die weiße Farbe an den Festtagen des Herrn, Mariens und anderer Heiligen; offenbar als die Farbe der Freude, des Sieges, vielleicht auch der Heiligkeit. Die rothe Farbe ist dem Pfingstfeste und den Gedächtnißtagen der Märtyrer gewidmet; sie ist also hier, wie an der Stiftshütte einerseits Farbe des Feuers und des Lebens, andrerseits der Liebe und der Lebensopferung, der Versöhnung. Wenn die blaue in der Advents- und Fastenzeit, an Vigilien und Bußtagen gebraucht wird, so scheint dieß auf Wirkungen der Bundestreue Gottes, oder auf menschliche Verhältnisse derselben gegenüber hinzudeuten. Daß die schwarze Farbe am Charfreitage und bei der Messe für die Verstorbenen in Gebrauch ist, ist sehr verständlich.

Wir wollen hier zwei neuere Farbenbetrachtungen, welche eine christliche Spekulation zur Grundlage haben, anführen, die eine von Fr. von Meyer, die andere, auf die Götheſche Farbenlehre gegründet, von Göschel. Herr von Meyer redet über die Farben in seinen Hesperiden, pros. Schriften, zweite Sammlung S. 125 ff. Er faßt Farbenlehre und Symbolik der Farben zusammen, wie es die Sache fordert; allein mehr auf eine äußerliche Weise als nach ihrem inneren Zusammenhang. „Es gibt schlechterdings nur zwei Grundfarben: Blau und Roth, und ihre rechte, gekreuzte Durchdringung ist das reine Licht. Blau ist die horizontale Linie oder das Leidende, Roth die perpendiculare, oder das Wirkende.“ So beginnt der Verfasser. Wir sehen uns genöthigt hier gleich Einwendungen zu machen. Da das Gelbe eine einfache

Farbe, und von Roth ſpezifiſch verſchieden iſt, indem man als ſeine höchſte Steigerung Orange zu betrachten hat, ſo haben nach unſerem Dafürhalten diejenigen Recht, welche daſſelbe mit zu den Grundfarben rechnen. Die rechte, gekreuzte Durchdringung von Blau und Roth ſoll das Licht ſeyn. Wir halten es für falſch, das Licht als Reſultat einer Farbenmiſchung zu betrachten. Aus der Vereinigung von Roth und Blau geht nicht das Licht hervor, ſondern Violett. Wenn fernerhin Blau als die horizontale Linie, Roth als die perpendikulare bezeichnet wird, ſo erſcheinen dieſe, der Heraldik entnommenen Beſtimmungen als rein poſitive, denen nur das zur Begründung dienen möchte, daß allerdings auch die wiſſenſchaftliche Farbenlehre Blau mit dem negativen, Roth mit dem poſitiven Pol verglichen hat. Der Verfaſſer fährt fort: „Gelb (welches man oft fälſchlich für eine dritte Grundfarbe hält) iſt in Roth, wie Hellblau in Dunkelblau, und die Vereinigung beider helleren Farben erzeugt ein Drittes, Neues, das folglich geſchieden in ihnen lag: das Grün, welches Du aus jedem gelben und blauen Pigment miſchen kannſt. Miſcheſt Du aber die dunkleren Stoffe, Dunkelblau und Roth, ſo erhältſt Du die Veilchenfarbe, die folglich der grünen gleich iſt, oder ſich zu ihr verhält, wie Gelb zu Roth und Hellblau zu Dunkelblau. Dieſe Wahrheit beſtätigt ſich in einer der erſten Blumen des Frühlings, aus dem lebhaften Grün des Violenlaubs geht die Viole ſelbſt hervor, die der Blume den Namen gibt.“ — Man muß zugeben, daß Gelb in Roth iſt, aber nicht wie Hellblau in Dunkelblau, nicht durch

Steigerung, ſondern durch Verwandlung. Daß ſich Violett zu Grün verhalten ſoll, wie Hellblau zu Dunkelblau widerſtreitet aller Erfahrung, denn auch aus der höchſten Steigerung des Grün wird kein Violett hervorgehn. Wenn der Verfaſſer aus dem lebhaften Grün des Violenlaubs die Viole ohne weitere Umſtände ableitet, ſo würde daraus folgen, daß alle Blumen in demſelben Grade dem Veilchenblau ſich nähern müßten, in welchem ſich das Grün ihres Laubes dem Veilchenlaube nähert. Es folgt eine weitere Ausführung, welche wir übergehen. Schön ſagt der Verfaſſer vom Grün: „Im Grün liegt aller Farben Keim verwahrt, und darum ſprießt aus ſeinem Vermögen der bunte Schmuck aller Blumen auf; es iſt die Baſis, oder der Behälter der vegetabiliſchen Farbenwelt. An ſich bezeichnet die blaue Farbe in der Regel die kühlende Eigenſchaft, und die rothe die feurige. Grün iſt beider Eigenſchaften Unreife, ihre noch unentſchiedene lebendige Triebkraft; hingegen iſt Veilchenblau beider Ende in der Miſchung, gleichſam die Ehe der Farben.“ Sehr bedeutſam ſpricht er von der rothen Farbe: „Immerhin bleibt die rothe Farbe, worin die Bläue ganz überwunden iſt, die höchſte, die göttliche; ſie iſt nach dem reinen ungebrochenen Licht die vollkommenſte Erſcheinung. Sie iſt das Licht in innerer Ausdehnung, das Licht in Wärme, das Licht in Liebe, oder auch im Zorn. Es muß gereizt werden von einem Gegenſtand, um alſo zu erſcheinen, und ſeine Erſcheinung iſt deſſen Ueberwältigung.“ Ganz vortrefflich ſcheint uns

besonders das Letztere gesagt: „Veilchenfarb, heißt es weiter, ist gegen reines Roth eine Unvollkommenheit; es ist ein Zwielicht; Roth ist absolute Vollendung der Farbe. Violett ist ein loses Kreuz, worin die Durchdringung unvollkommen und gewissermaßen schmerzhaft ist; reines Licht ein Festes; Roth aber der senkrechte Strahl, welcher den wagerechten verschlungen hat." Hier, wo der Verfasser die Mysterien der christlichen Mystik in Farbensymbolik anzudeuten strebt, bleibt er sich selber nicht gleich, denn vorhin hat er Violett als die Ehe der Farben, als vollkommene Verbindung der Grundfarben Roth und Blau bezeichnet. Auch ist es nach seiner eignen Theorie unrichtig, wenn er sagt: Roth ist der senkrechte Strahl, welcher den wagerechten verschlungen hat; es müßte nämlich heißen: welcher ihn verschlungen will, so daß im Centrum bei unvollkommner Durchdringung Violett sich zeigt, oder bei vollkommner das Licht. „Die Eigenschaft der Körper, vermöge deren sie Farbe haben, oder farbig erscheinen, nennen die alten Chemiker Schwefel. Dessen lebhafteste Entwickelung ist in der Flamme, die erstlich den klärsten Beweis gibt, daß Gelb und Roth einerlei Farbe sind, denn wo das gelbe Feuerlicht mit der Bläue des Rauchs kämpft, an der Flammenspitze, wird es Roth." Hier hat der Verfasser sich selber widerlegt, indem er nämlich gezeigt hat, wie das Blaue zu dem Feuergelben hinzutreten muß, um den rothen Schein zu bilden, wie also Gelb in sich selber dazu nicht ausreicht. Wir kommen endlich zu der bestimmteren Farbendeutung des Verfassers.

„Blau ist der Glaube, Roth ist die Liebe, Grün die Hoffnung, Veilchenfarb die Geduld. Wird dieses Kreuz (aus Blau und Roth) zum wasserhellen Demant, so ist Schauen und Sieg erlangt. — Wenn das himmlische Feuer die Sterblichkeit ergreift, so entsteht der Schreck der ersten Lichtgeburt im Kreuze, und das Grün der Erweckung, der Frühling des inneren Lebens. Darin gehen alle Tugenden wie Blumen auf: in der alsbaldigen Beugung des Herzens das balsamische Veilchen der Demuth als Erstling; dann Glaube und Gebet, als ein Heer geruchreicher, saftiger Hyacinthen, Narcissen und Tulpen, samt dem Verlangen nach guten Früchten in unzähligen Baumblüthen; hierauf die Lilie der erneuerten Unschuld, und die Rose der Liebe, und die würzhafte Nelke der Erkenntniß, und so ein ganzer geistlicher Sommer, den die Natur in ihrer symbolischen Erscheinung vorbildet. Aber die geschiedenen Farben müssen zur einigen, demantenen Klarheit werden, so ist dann der ganze Mensch Licht, und prangt mit allen Tugendfarben zugleich in klarer Heiligung, und die Vereinigung des Göttlichen und Menschlichen im freudenreichen Kreuze ist unzerstörbar vollkommen geworden.“ In dieser gemüthvollen und frommen Darstellung geht die Symbolik der Farben theilweise in eine Symbolik der Blumen über; denn bei den Nelken z. B., bei den Tulpen und Baumblüthen ist die Farbe nicht angegeben.

Wir wenden uns zu Göschels Aeußerungen über die Farben. Er bespricht die Göthesche Farbenlehre in den „Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher

Dicht- und Denkweise" II. Band, S. 192. ff. Die Veranlassung zu dieser Darstellung gibt ihm das Bestreben, das Verhältniß zwischen Leib und Seele unter dem Gesichtspunkte der Polarität darzustellen, und durch die Polarität zwischen Licht und Finsterniß zu erläutern. Von der Veranlassung sehen wir ab, um so mehr da uns die Richtigkeit des Gleichnißes zweifelhaft bleibt. Der Verfasser eignet sich die Göthesche Farbenlehre innig an, jedoch bleibt ihm das Verdienst eigenthümlicher, geistvoller Auffassung, ja der Vertiefung verschiedener Hauptpunkte in dieser Lehre, namentlich der Betrachtung der Polarität, welche der Farbenwelt zu Grunde liegt, so wie des wundersamen Gesetzes, nach welchem die Farben einander fordern. Zur Symbolik der Farben aber kommt er nur an einzelnen Punkten. Wir sind mit dem Verfasser auf's Bestimmteste von der Wahrheit der Göthe'schen Farbenlehre überzeugt. Sie ist eine reife Frucht der reichsten, treuesten Naturbeobachtung, die dem genialen Blick, dem feinen und scharfen Auge Göthes, seiner großen Arbeit und Geduld im Verein mit seinem begeisterten und idealen Naturgefühl beschieden war. Man wird es müssen gelten lassen, daß in der Farbenlehre der große deutsche Dichter den großen brittischen Naturforscher Neuton durch eine besondere Genialität des unbefangenen, reinen Sehens, aber auch in der Treue des vielseitigsten, anhaltendsten Experimentirens überflügelt, und in dem Resultate selber berichtigt hat. Neutons Theorie, nach welcher die Farben als verschiedenartig gebrochne, getheilte Lichtstrahlen betrachtet

werden, ist an die Erscheinungen des Prisma gebunden, und weiß viele Farbenphänomene gar nicht zu erklären; Göthes Farbenlehre macht Himmel und Erde zur Werkstätte ihrer Experimente, erklärt alle Phänomene des Sehens, setzt das Auge mit den Farben, mit Licht und Finsterniß, und alle Wechselspiele zwischen Licht und Finsterniß in die lebendigste Verbindung, und erklärt die Erscheinungen des Prisma, worauf Neuton seine Ansicht gebaut hat, zur Befriedigung. Es gibt freilich eine dritte Theorie über die Entstehung der Farben, indem man diese nach Euler als Schwingungen des Lichtes nach der Analogie der Schallwellen betrachtet. Diese Ansicht scheint jedoch nur als eine außerordentlich figürliche Hypothese einer von Realität gesättigten, thatsächlichen Lehre gegenüber zu treten. Es ist nicht überflüssig, zu fragen, welche Farbenlehre die wahre sey, wenn von der Symbolik der Farben die Rede ist; denn diese Symbolik modifizirt sich nach der in Frage stehenden Theorie. Viele Gleichnisse in der heutigen Poesie und Rede sind immer noch auf die Neutonsche Theorie gebaut; ist nun diese Theorie falsch, so ist zu besorgen, daß sich etwas Schiefes, Hinkendes in jene Gleichnisse einschleicht. Es handelt sich aber überall um die reine, ganze, volle Wahrheit. Wir dürfen es uns nicht erlauben, Göschels Betrachtung ausführlich zu besprechen. Da aber die Grundlinien der Götheschen Farbenlehre zur Sprache kommen müssen, so führen wir sie am liebsten in dem gedrängten Ausdruck an, den er der Theorie gegeben hat, wobei dann seine eigenthümlichen Aeußerungen zur

Sprache kommen. Die Grundlage liegt in dem folgenden Satz: „Licht und Finsterniß sind Pole, die auf ewig von einander geschieden sind, denn sie bestehen eben darin, den abstrakten Gegensatz zu bilden.“ Wir erkennen diese Polarität als Grundbedingung der Farbenwelt an; allein, daß die Pole ewig von einander geschieden seyn sollen, können wir nicht zugeben. Die herrlichen Bemerkungen, welche der Verfasser an einer anderen Stelle über die Versöhnung der Aethernacht mit dem ewigen Sonnenschein in den farbigen Sternen ausgesprochen hat, scheinen auch dagegen zu sprechen. Indem die entgegengesetzten Pole einander fordern, ist der eine nicht ohne den andern; ihr Gegensatz ist nur relativ, und wurzelt in einer tiefliegenden mysteriösen Einheit. Als Scheidungs- und Vermittelungsmomente zwischen Licht und Finsterniß bezeichnet der Verfasser einerseits das Auge, andrerseits die Materie. In der Farbe aber erscheint die Vermittelung selber; „die Farbe ist das vom Licht durchdrungene Dunkel.“ — „Die Farben manifestiren sich ebensowol subjektiv als objektiv, aber auch als subjektiv und objektiv zugleich. Hierauf beruht die Eintheilung der Farben in physiologische oder subjektive, augenhafte, in chemische oder objektive, gegenständliche, und in die physischen, welche in der Mitte zwischen beiden schweben.“ Wie aber entsteht die Farbe aus der Wechselwirkung von Licht und Finsterniß? Zuerst entsteht der Gegensatz, welcher die Farbenscala begränzt, Weiß und Schwarz. „Wenn wir Licht und Finsterniß als immateriell ansprechen müssen, so wird dieser Gegensatz

als Weiß und Schwarz körperlich und undurchsichtig. Aber auch in seiner Materialität bleibt der Gegensatz allgemein und abstrakt; es fehlt ihm noch immer das Konkrete, und mit diesem das Leben." Dadurch, daß der Verfasser den Gegensatz der Polarität zu sehr gesteigert hat, sieht er sich genöthigt, in dem Gegensatz von Schwarz und Weiß lediglich das Bild des Todes zu finden; so daß es ihm hinterher schwer fallen muß eine günstigere Wendung für die Symbolik der preußischen Landesfarben zu gewinnen. Daß die weiße Farbe für sich ein heiteres Symbol ist, hat er dabei übergehen müssen. Besonders ungünstig aber beurtheilt er das Grau. Wenn Weiß und Schwarz atomistisch gemengt (nicht harmonisch oder polarisch vermittelt werden), so entsteht das „undurchsichtige, glanzlose Grau, die Eselsfarbe." Der Verfasser sagt sogar: „symbolisch könnte es das Niederträchtige bezeichnen." Wir können dem Grau, das in den schönsten, erhebendsten Verhältnissen erscheinen kann, diese Schmach nicht aufbürden lassen. Die Vermittelung zwischen Licht und Finsterniß zur Erzeugung der Farbe findet statt in einem Dritten. „Dieses Dritte ist das Durchscheinende, weder völlig hell noch völlig dunkel, mithin das Helldunkel. Es ist die Mitte zwischen Licht und Finsterniß, oder das Trübe; es ist das Werdende, die Brücke zwischen dem Auge und der Köperwelt." „Mittelst des trüben und durchscheinenden Mediums sehen wir Licht und Finsterniß, somit die ganze Welt, und zwar als Farbe in den verschiedenartigsten Erscheinungsweisen." Als Purpurroth

erſcheint das Licht, wenn es durch verdichtete Trübe geſehen wird, z. B. beim Aufgang und Niedergang der Sonne. „Sobald der höchſte Grad der Trübe ſich einigermaßen verdünnt (z. B. beim Emporſteigen der Sonne), ſo wird das Hochroth der Purpurfarbe in Feuerfarbe, in Glühroth verwandelt, welches ſich mehr und mehr dem Gelben nähert. Wird endlich die Atmosphäre ſo rein und durchſcheinend, daß das Durchſcheinende empiriſch, nämlich für das körperliche Auge als durchſichtig angeſehen werden kann, ſo erſcheint das Licht in ſeiner urſprünglichen Weiße, nämlich farblos.“ „Wie nun das Licht durch Trübe geſehen, roth und gelb erſcheint, ſo erſcheint die Finſterniß, durch Trübe geſehen, wenn die Sonne auf die Trübe ſcheint, blau. Dieſe Erfahrung machen wir täglich am Firmamente. Die Finſterniß des unendlichen Raumes erſcheint uns am Tage nicht ſchwarz, ſondern blau, weil wir ſie durch den vom Tageslicht erleuchteten Dunſtkreis der Atmosphäre ſehen. Das Blau wird um ſo dunkler, je heller die Trübe iſt, um ſo heller und bleicher, je dunkler die Trübe wird. In den Thälern verbleicht es bis an das Weiße heran, weil hier die dazwiſchen liegenden Dünſte die Trübe vermehren. Auf Bergen hingegen, wo die Luft reiner und dunſtfreier wird, vertieft ſich das Himmelblau bis zum Dunkelblau, bis zur Fülle und Pracht des Königsblau.“ „Wie aber die Farben aus der Polarität des Lichtes und der Finſterniß ihren Urſprung haben, und durch die Trübe zur Erſcheinung kommen, ſo haben ſie auch dieſe polare Natur an ſich ſelber, daher jede Farbe,

um ſich zu ergänzen, ihren Gegenpol fordert, und mit dieſem zuſammengenommen die Totalität der Farbenwelt darſtellt, dem Auge Befriedigung gewährt, und Harmonie verſchafft. Den drei Hauptfarben ſtehen drei ſekundäre Farben als geforderte gegenüber, dem Roth das Grün, dem Gelb das Violett, und Orange dem Blau. Jede Farbe enthält zuſammengenommen mit ihrer geforderten Farbe, den ganzen Farbenkreis, z. B. Roth mit Grün, denn in dem Grün iſt Gelb und Blau enthalten, Blau mit Orange, denn in Orange findet ſich Gelb und Roth. Die geforderte Farbe iſt die einer beſtimmten Farbe polariſch entgegengeſetzte, diejenige Farbe z. B., welche das Auge ſich ſelber bildet, worin es ſich erholt, wenn es von der polariſch entgegengeſetzten Farbe angeſtrengt worden iſt. So ſieht ein reizbares Auge, das lange in das Glutroth der untergehenden Sonne geſchaut hat, indem es ſich abwendet, grüne Schatten. „Unter den atmosphäriſchen Farben fehlt das Grün. Es ſcheint zunächſt auf atomiſtiſchem Wege zu entſtehen.“ Das Grün betrachtet der Verfaſſer als die Farbe des Waſſers. „Feuer und Luft, Roth und Blau, Gelb, Orange und Violett gehören dem Himmel an. Aber dem Himmel fehlt auch etwas, das er in der Erde zu ſeiner Erfüllung findet. Dieß iſt die grüne Farbe der Erde, welche im Waſſer zwiſchen Himmel und Erde vermittelt wird.“ Mit der folgenden Behauptung ſcheint uns der Verfaſſer von Göthes Auffaſſung abzuweichen. „Es bewährt ſich, daß Licht und Finſterniß ſelbſt auf ewig geſchieden ſind, daß ſie in einem unvereinbaren

Gegensatze stehen, dieser aber den Frieden nicht ausschließt, sondern die todte Ruhe. — Die Finsterniß erscheine schwarz oder blau, tiefröthlichblau, oder weißblau, das Licht erscheine roth oder gelb, hochroth oder weißgelb: für sich bleibt Finsterniß immer Finsterniß, Licht immer Licht, die Veränderung widerfährt nicht ihnen unmittelbar, sondern dem in der Mitte liegenden, sein Gegentheil an ihm selbst habenden, das heißt lichtfähigen, durchscheinenden Helldunkel." Der Verfasser redet ja selbst auf der Seite der farbigen Finsterniß von einem tiefröthlichen Blau, schimmert da nicht das Licht, welches im Aetherdunkel beschlossen liegt, hervor um die verborgene Einheit beider Pole auszusprechen? Auf der Seite des farbigen Lichtes hätte er an das in's Bläulichе spielende Purpurroth der Alten gedenken sollen, worin das Hervordämmern der mysteriösen Aethernacht in der Glutfülle des Lebens sich kund gibt. Göthe läßt nicht wie der Verfasser das Roth unmittelbar aus der Steigerung des Gelben entstehen, er kommt auf dieser Seite nur zu dem Orangegelb. Dann steigert er von der andern Seite her das Blaue, wie es auch im besten Indigo einen röthlichen Anschein hat, bis zum Violett. Und nun läßt er (in der Sphäre der physischen Farben) aus der Vermählung des Rothgelben, und des Rothblauen in beiderseitiger Kraftfülle das reine, vollkommene Roth hervorgehen, als die Krone der Farben. Wir ziehen es vor, uns dieser Auffassung anzuschließen, weil darin der relative, lebendige Charakter der Pole entschiedener festgehalten ist. Göschel hat,

wie ſchon erwähnt wurde, die Farbenlehre gelegentlich eingeführt, um das Verhältniß zwiſchen Leib und Seele zu erläutern. Daher iſt er auf eine ausführliche Farbenſymbolik nicht gekommen. Wir haben in dieſer Beziehung nur zwei Stellen anzuführen. In der erſten führt er Göthes Anſichten an. „Wenn Göthe den Farben, und deren charakteriſtiſchen Verhältniſſen auch eine ſinnlich ſittliche Wirkung beilegt, wenn er einen ſymboliſchen, allegoriſchen und myſtiſchen Gebrauch der Farben unterſcheidet, wenn er namentlich den Purpur als den ſymboliſchen Ausdruck der Majeſtät, das Grün als das allegoriſche Zeichen der Hoffnung, die Einigung des Rothen und Gelben auf der einen, des Gelben und Blauen auf der anderen Seite myſtiſch als irdiſche und himmliſche Ausgeburten der Elohim beiſpielsweiſe bezeichnet, ſo findet er hier in dem abſtrakten, farbloſen Gegenſatz von Weiß und Schwarz das Sinnbild des Todes.“ Mit der folgenden Aeußerung beſchließt der Verfaſſer ſeine Abhandlung. Der dreifache Farbencyklus *), in welchem die Farben ſich ebenſowol individualiſiren, als ineinander abſpiegeln, und ſich gegenſeitig erheiſchen, iſt das in der äußeren Natur niedergelegte Gleichniß der dreieinigen Perſönlichkeit Gottes, welche ſelbſt Dante auch in dem höchſten Gipfel des himmliſchen Paradieſes unter keinem andern Bilde erblickte. So geſchah es, daß

*) Er meint erſtlich den Cyklus der Hauptfarben, zweitens der polariſch entgegengeſetzten Farben, drittens der ganzen Farbenſcala.

ihm zuletzt als das höchste Ziel, als die Krone seiner himmlischen Wanderschaft in der tiefen und klaren Substanz des hohen Lichts drei Kreise erschienen, von drei Farben und Einem Inhalte, einer der Abglanz des andern, wie ein Regenbogen im andern wieder erscheint, Gott von Gott, Licht von Licht, und der dritte Farbenkreis war wieder ein Licht, das von dem ersten ausstrahlte zum zweiten, von dem zweiten zum ersten, und doch auch in ihm selbst war. So ist Gott in Gott, als in Ihm selbst; aber wir wissen auch, daß Er in dem ist, was nicht Er selbst ist: Er ist in seiner Schöpfung, wie die Schöpfung in ihm ist. Und wie selbst in dem dunkelsten Schatten noch Licht ist, so ist auch Gott in jeder Kreatur, in der Natur, und im menschlichen Gemüthe.

Göthe selber hat sich über die Bedeutung der Farben nur wenig geäußert. Am ausführlichsten redet er von der sinnlich sittlichen, so wie von der ästhetischen Wirkung der Farben. Hier ist z. B. die Rede davon, wie die Farben des Lichts als positive, als erwärmende, die Farben der Finsterniß als negative, als kühlende wirken, wie die ersteren den Gegenstand zu nähern, die letzteren ihn zu entfernen scheinen, wie die gelbe Farbe in ihrer höchsten Reinheit eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft besitze, wie das Rothgelbe einen erfreulichen, herrlichen Eindruck mache, wie das Gelbrothe in seiner höchsten Kraft gewaltsam errege und das Organ angreife, wie das Blaue in seinen Nüancen unruhig, weich und sehnend stimme, und welche Totaleffekte anmuthiger, erhebender, oder wider-

wärtiger Art durch einzelne Zusammensetzungen von Farben hervorgebracht werden. — Was Göthe von dem symbolischen, allegorischen und mystischen Gebrauche der Farben sagt, ist eben durch Göschel zur Sprache gebracht worden. Er findet die Zulässigkeit solcher Symbolik begründet. Am entschiedensten redet er dem symbolischen Gebrauch das Wort, er billigt es, daß der Purpur zur Bezeichnung der Majestät aufgestellt werde, da hier die Farbe gedeutet werde nach ihrer Wirkung. In dem allegorischen Gebrauch findet er mehr Zufälliges, Willkührliches, Conventionelles, z. B. wenn man Grün als die Farbe der Hoffnung betrachtet. Endlich sagt er, es lasse sich ahnen, daß die Farbe auch eine mystische Deutung erlaube. „Denn, da jenes Schema, worin sich die Farbenmannigfaltigkeit darstellen läßt, solche Urverhältnisse andeutet, die sowol der menschlichen Anschauung als der Natur angehören, so ist wohl kein Zweifel, daß man sich ihrer Bezüge, gleichsam als einer Sprache, auch da bedienen könne, wenn man Urverhältnisse ausdrücken will, die nicht eben so mächtig und mannigfaltig in die Sinne fallen." Er findet eine geheimnißvolle Bedeutsamkeit in dem Auseinandergehen des Gelben und Blauen, so wie in ihrer Steigerung in's Rothe, in welchem ihr Gegensatz versöhnt erscheint, und wenn diese entgegengesetzten Mächte, Gelb und Blau, oberwärts das Roth, unterwärts das Grün hervorbringen, so spiegeln sich ihm in dem letzteren die irdischen, im ersteren die himmlischen „Ausgeburten der Elohim." Man sieht, wie er den deutlicheren, religiöseren Aus-

druck meidet. Auch bricht er hier kurz ab mit der Bemerkung: wir thun beſſer, uns nicht noch zum Schluſſe dem Verdacht der Schwärmerei auszuſetzen. So hebt er auch hier wieder vor der geheimnißvollen Region der Mütter, der „nicht in die Sinne fallenden Urverhältniſſe" zurück, und tröſtet ſich damit, was er an einer anderen Stelle ſagt: „am farb'gen Abglanz haben wir das Leben." —

Schließlich wollen wir die Grundzüge einer Symbolik der Farben mittheilen, die ſich aus der Götheſchen Farbenlehre leicht entfaltet, wenn man ſie auf das Unſichtbare bezieht. Licht und Finſterniß ſind alſo die Pole, zwiſchen denen das Wundergebiet der Farben liegt. Die Finſterniß in ihrer reinen, großen, erſten Geſtalt iſt die Aethernacht, jenes Urdunkel, von welchem geſchrieben ſteht: es war finſter auf der Tiefe, und der Geiſt Gottes webte auf den Waſſern (den dunklen Lebensfluten). Aus dieſer Finſterniß rief Gott das Licht hervor als erſtes Prinzip der geſtaltenden Schöpfung. So iſt alſo die Finſterniß als Aethernacht der Ausdruck des verborgenen, in ſich verſchloſſenen Lebensgrundes; Symbol des Geheimniſſes des Unerſchloſſenen. Das Licht aber iſt ebenſowol Symbol als Prinzip der geſtaltenden Schöpfung, der Offenbarung. Dieſe beiden Pole aber erſcheinen nicht in abſtrakter, einſeitiger Aeußerung, ſondern wie ſie einander in ihrer lebendigen Wechſelwirkung bedingen. So gewinnt das Licht ſeinen Goldglanz im feinen Stoff der Aethernacht; die Aethernacht aber verklärt ſich zum Himmelblau unter dem Anſchein der Schöpfungsſonnen. Alſo offenbart ſich

der ſchaffende Trieb, den das Licht darſtellt, indem es den dunklen Stoff ergriffen hat, im Glanze des Gelben als das Leben, als Bewegung, während ſich der finſtre Urgrund, welcher den geheimnißvollen, ewigen Rathſchluß verbirgt, im Lichte der Schöpfung zum Blau verklärt, worin die huldvolle Treue jenes ewigen Rathſchluſſes ſich kund gibt. Dieß iſt der große Gegenſatz von Licht und Finſterniß auf dem allgemeinen, lebendigen Grunde der Schöpfung; auf der einen Seite das Licht im gelben Goldglanze: Symbol der Schöpfung, des Lebens, der Bewegung; auf der andern Seite die Bläue der alles umſchließenden, dunklen Aethertiefe: Symbol der ewigen Wahrheit und Treue Gottes, des Jehova, der ſich ſelber gleich bleibt, und zwar in ſeinen Friedensgedanken, in ſeiner Huld, in der Erwählung, die von ihm ausgeht.

Nun bezeichnen die Farben im Allgemeinen die Wechſelwirkung zwiſchen beiden Gegenſätzen, zwiſchen dem ruhenden Grunde, und dem ſich entfaltenden Leben. Dieſe Wechſelwirkung aber findet ſtatt auf dem mittleren und vermittelnden Gebiete des Trüben, des Materiellen, welches zur Grundlage der Offenbarungen des göttlichen und kreatürlichen Lebens beſtimmt iſt.

Man kann drei verſchiedene Begegnungen von Licht und Finſterniß auf dem Gebiete des Trüben unterſcheiden. Auf der erſten Stufe dominirt das Materielle; die Trübe iſt undurchſichtig. In dieſer Trübe erſcheint das Licht, gleichſam verfangen, als das reine Weiß, die Finſterniß dagegen als die ſchwarze Farbe. Weil aber das Weiße nichts Anderes zeigt als verkörpertes

Licht, ſo iſt es Symbol der Reinheit, der Unſchuld, der dem Tode verwandten Reſignation des myſtiſchen Sterbens, das zur neuen Unſchuld führt, endlich der Heiligkeit ſelbſt. Die Finſterniß aber, die im Schwarzen mit der Materie identiſch geworden iſt, dient als das unauflösliche Dunkel dazu, das Unerklärlichſte in der Welt, das Böſe und den Tod, aber auch das Gefolge dieſer Uebel, Trauer und Jammer zu bezeichnen. Wenn nun das Weiße und Schwarze ſich einander begegnen, und verbinden, ſo erſcheint das Graue. Niederträchtig möchten wir es mit Göſchel nicht nennen, obwol es die Anmaßung zu haben ſcheint, Farbe ſeyn zu wollen, und gleichwol nicht Farbe iſt. Das Graue in ſeiner ordinären Mitte möchte wohl ein Sinnbild des Gemeinen ſeyn, des gemeinen Lebens, in welchem Licht und Finſterniß, reiner Lebenstrieb, und finſtere Lebensverderbniß, Luſt und Leid, in ſchmutziger, träger Unentſchiedenheit und Stumpfheit durcheinander gemengt iſt. Im finſtern Grau, wie es z. B. aus dem Schlot großer Kohlenfeuer emporſteigt, zeigt ſich etwas nächtlich Graunhaftes, das Leben ſcheint hier in den Tod, das Licht in die Finſterniß verſchlungen. In dem Hellgrauen dagegen zeigen ſich die lieblichſten Erſcheinungen, beſonders in hellgrauen, gekräuſelten, durchlichteten, umglänzten Wolkenbildern auf tiefblauem Himmelsgrunde; der Tod ſcheint verſchlungen in den Sieg auf der herrlichen Grundlage der ewigen Treue.

Das Leben der eigentlichen Farbe aber beginnt auf dem zweiten Stadium der Wechſelwirkung zwiſchen Licht und Finſterniß, in der durchſcheinenden Materie,

in der feineren Trübe, im Helldunkel. Hier erſcheint von der einen Seite das Gelbe, indem das Licht durch eine Trübe, ein Aetherdämmern hervorſcheint; von der andern Seite das Blaue, indem der nächtliche, finſtere Grund unter einem beſtimmten Anglanz des Lichtes zum Vorſchein kommt. Wir haben geſehen, wie das Gelbe den Trieb des Lebens, das Leben, die Bewegung bezeichnet, während in dem Blauen ein Symbol der huldreichen Treue des verborgenen göttlichen Rathſchluſſes gegeben iſt. Daher mag es auch kommen, daß das Gelbe zum Symbol der Falſchheit gemacht worden iſt, die Falſchheit entſpringt aus krankhafter Beweglichkeit der Lebenstriebe; und mag durch ſchmutziges Gelb bezeichnet werden. So wie aber die Treue durch das Himmelblau ſymboliſirt wird, ſo auch der Glaube, das Vertrauen. Der Glaube iſt das Echo der Gottestreue im Menſchenherzen, die ſubjektive Treue, vertrauende Hingebung an das Tiefſte, an die Gottesſtimmen im eignen Herzen und im ganzen Leben der Welt. Wenn aber Blau und Gelb in ihrer einfachen Potenz ſich vereinigen, ſo entſteht Grün. Wir möchten nicht mit Göthe annehmen, das Grün ſey bloß in allegoriſcher oder conventioneller Weiſe die Farbe der Hoffnung. Wenn der Lebenstrieb, den das Gelbe bezeichnet, von der ſegnenden Treue, die im Blau ſich ſpiegelt, ergriffen wird, ſo entſteht ganz natürlich die Hoffnung. Darum trägt die Erde ein grünes Kleid. Sie wird erregt von dem blauen, ſegnenden Himmelsſchooß, der ſie umfängt in ihren Lebenstrieben, ſo bricht die Farbe der Hoffnung, der Glanz des Grünen aus ihren

vegetativen Produkten hervor; weil in diesen nicht ein höheres individualisirendes Prinzip vorhanden ist, welches die Farbe modifiziren kann. Die Pflanzenwelt in ihrem Grün ist die Leibfarbe der Erde, worin sie einerseits als die Bedürftige, andrerseits als die Hoffnungsreiche erscheint. Der weiße Keim seiner Produkte deutet mit seinem Weiß auf die Prinzipien des Lebens, es sind die reinen, geweihten Grundlagen. Aus dem Weißen der Keime wird das Gelbe der Lebenstriebe. Diese Lebenstriebe werden durch Aetherlicht und Aethernacht, unter dem Segen des blauen Himmels hoffnungsfroh ihrer Bestimmung entgegen geführt; sie ergrünen. Sie blühen aber auch; sie bringen in dem Licht ihrer Blüthen, ihrer Blumen Grüße aus dem Unsichtbaren, im Rosenroth die Grüße der Liebe, im Himmelblau die Grüße der Treue, im Violendunkel die Grüße geheimnißvoll verhüllter Huld, im Lilienweiß die Grüße des heiligen, heilig heitern Freudengeistes, der in den Tiefen der Schöpfung waltet. Haben die Pflanzen in ihren Blüthen, der Welt ihre Grüße bestellt, und ihren Gottessegen in ihren Früchten treu überliefert, so haben sie ihre Bestimmung erreicht. Der blaue Aether läßt sie heimfallen an den dunklen Grund der Erde; sie verwelken; ihre Vergänglichkeit, die Unbeständigkeit ihres Lebens tritt im Gelben hervor, aber in einem eigenthümlichen Anschein von Lichtglanz und Röthe, als wollte sich auch in ihrem Untergange der Geist der Liebe und stillen Seligkeit spiegeln, der die Welt in ihrem Leben und Tode, in ihren Freuden und Leiden umfängt, und trägt. Der dunkle Grund

der Erde aber hat einen braunen Grundton; es ist die schwarze Farbe, die das Geheimnißvolle, Unvergängliche im Staube bezeichnet, durchdrungen und in's Hellere emporgehoben von einem leisen Schimmer des Rothen, worin sich die segensvolle, den Absichten der Vatergüte, die das Brod aus der Erde bringt, gewidmete Bestimmung und Natur des dunklen Erdreichs ankündigt.

Das dritte Stadium der Farbenbildung zwischen Licht und Finsterniß entsteht dadurch, daß sie beide sich einander nähern in ihrer vollen Kraft, in gesteigerter Intensivität. Hier gewinnt auf der einen Seite das Gelbe die feurige Kraft des Orange, auf der andern steigert sich das Blaue zum Violett; und indem sie nun einander in der Mitte ergreifen und durchdringen, entsteht die hohe Glut und Pracht des vollen Roth. Diese intensivere Bewegung der beiden Pole, welche die Farben bilden gegen die Mitte hin, zeugt besonders davon, daß der eine Pol insgeheim schon von dem andern ergriffen ist, und ihn in sich selber hat. Der Goldglanz der Sonne ist noch innigst verwandt mit dem Blau des dunklen Aethers. In den dunklen Dünsten der Erde liegt das Naturell, der Trieb zu phosphoresziren, Nordscheine oder Blitze oder Meteore zu erzeugen. Darum erscheint das hohe, herrliche Purpurroth und Rosenroth, wenn das intensive, ätherische Glanzlicht der Sonne durch das intensive, sonnenhafte Dunkel der himmelan gestiegenen Dünste offenbar wird. In dieser hohen Mittelfarbe aber, im Roth, begrüßen wir das Symbol der Liebe, der Versöhnung, der Ma-

jeſtät. Hier erſcheint der kreatürliche Lebenstrieb eins geworden mit der ewigen Huld, die Bewegung verſöhnt mit der tiefen Gottesruhe, das Individuelle identiſch geworden mit dem Bleibenden. Das aber iſt das Weſen der Liebe. In der reinen Liebe gewinnt das bewegliche Schöpfungsleben, das Individuelle die Sicherheit, Ewigkeit, Heiligkeit des Abſoluten, es wird eins mit den Tiefen der Gottheit. Das Grün iſt arm und bedürftig; die Liebe iſt reich und ſegenſpendend. Wo ſie erſcheint, da erſcheint das Licht der Schöpfung, und Offenbarung, das Weiße der Prinzipien, das helle Gelb der Lebenstriebe, das Feuer des begeiſterten Strebens vereint mit dem Dunkel tiefer Rathſchlüſſe, göttlicher Geheimniſſe, mit der Stille, dem Frieden, dem Sabbat, der ſich im Himmelblau ſpiegelt. Die Liebe umfaßt das Licht der Erkenntniß mit dem Dunkel der Ahnung und des Glaubens. Die Liebe führt die irrenden Lebenstriebe, die ſich in Falſchheit und Abfall verloren hatten in den Grund der ewigen Bundestreue zurück. Sie gibt ſich ſelber hin, mit allem was ſie hat, um das verirrte, gefährdete Leben zu retten. Darum iſt Roth die Farbe der Verſöhnung. Dadurch kommt aber auch die Liebe zur wahren, weſentlichen Herrſchaft. Die Liebe ſiegt; Gnade iſt das Regiment, wodurch Gott ſein Königreich begründet und vollendet; darum iſt Roth auch die Farbe der Majeſtät. Furcht iſt nicht in der Liebe; in demſelben Maaße, als ein Individuum von der Liebe Gottes ergriffen iſt, hat es Theil an ſeiner ewigen Ruhe, Huld, Treue und Seligkeit in den Tiefen ſeines Weſens.

Wenden wir nun noch das Geſetz der Polarität, nach welchem die entgegengeſetzten Farben einander fordern, auf unſre Symbolik der Farben an. Wie bedeutſam ſtehen Grün und Roth einander gegenüber; ſo ſind Hoffnung und Liebe Gegenſätze, welche einander bedürfen, wecken, erregen. Das Blau wendet ſich dem Orange zu; ſo die Treue dem Lebenstriebe, der in dem Hauch der Liebe ſich röthet, und ſeiner wahren Beſtimmung ſich zuwendet. Das Gelbe aber bedarf des Violetten; der Trieb des Lebens an ſich in ſeiner Bewegung und Beweglichkeit bedarf einer gegenüberſtehenden Bundestreue, aus welcher der warnende und lockende Glanz der Liebe hervorbricht, wie im Violett die Bläue eine verhaltne Glut des Rothen offenbart.

Schließlich kommen wir wieder darauf zurück, daß die Farben nicht als Grundgedanken, ſondern als Grundſtimmungen der Schöpfung zu betrachten ſind, rein melodiſche Töne, oder in ihrem Zuſammenſeyn einfache Accorde der großen Weltharfe. In dem individuellen Leben aber finden ſich die Melodien, in tiefe, reiſe und dunkle Harmonien verſchlungen. Deßwegen treten auch die Elementarfarben zurück ſchon in den höheren Gattungen des Thierreichs, und ſind in dieſer Region verarbeitet, verwandelt in höhere, individuellere Lebensſchatten. Der Menſch aber beſonders, als das edelſte Gottesgebild auf Erden, ſteht in einem myſteriöſen, farbigen Erdſcheine da, welcher die Anlage deutlich verräth, ſich zum feinſten, lichteſten Lebensſchein, ja zum Lichtſchein zu verklären. Denn der Menſch iſt mehr als

eine einzelne Stimmung, ein verklingender Accord in der Schöpfung; er ist ein Gedanke seines Gottes, der ihn erschaffen hat, weil er von Ewigkeit an ihn gedacht, und der ihn erhält, der ihn erlöst, indem er seiner nicht vergessen will. Und wie im Menschenleben, so finden wir überall die Farben in höhere Compositionen aufgenommen und verarbeitet, worin das Schöpfungswort Gottes seine mannigfaltigen Reden ertönen läßt von einem Ende der Welt zum andern. Erhebend ist es aber dennoch, daß auch außer diesen himmlisch geistreichen Gebilden die Stimmungen eines Lebens, das in lauter Liebe, Weisheit und königlicher Herrlichkeit Gottes beruht, in den gemüthlichen Tönen und Accorden der einfachen Farben unaufhörlich zum Menschenherzen reden. Wie groß, wie dunkelleuchtend und feierlich spricht das tiefe Himmelblau uns an, das die Erde umfängt; ein Symbol des tiefen Gottesrathes, der ewigen Bundestreue, des geheimnißreichen Grundes der göttlichen Vorsehung mit allen ihren hohen Friedensgedanken! — Im Schimmer der Morgenröthe scheint der Saum des königlichen Purpurgewandes, worin Gott verhüllt ist, seinen Tempel zu verhüllen; im Goldglanz der hohen Tagessonne spricht sich das reichste Leben, die eifrigste Bewegung aus; während die Rosenfarben der untergehenden Sonne mit dem Amen der Liebe die große Geschichte eines Welttages zu beschließen scheinen. Wenn aber die Nacht ihre dunkelschöne Pracht entfaltet, so sieht man aus dem finsteren Aethergrunde der Schöpfung, aus dem Schooße unendlicher Geheimnisse Gottes die springenden Quellen des Schöpfungslebens,

der kreatürlichen Welt, der Lebendigen und ihrer Bewegung in Gottes Huld in zahlreichen Sternen hervorbrechen. In der Nacht ſchaut man den Tag der Schöpfung an, die Sterne; am Tage ſchaut man hinein in die Schöpfungsnacht, in die blaue Finſterniß des Aethers. So beruft uns Gott am Tage zur tiefen Ruh in der Hingebung an ſeine Treue; und in der Nacht ſoll unſer Herz am Lichte ſeiner Sterne ſich entzünden, ſoll ſich ſelig bewegen in den Ahnungen ſeiner unendlich reichen Liebe und Herrlichkeit.

Die Gränzen der Naturbetrachtung.

Unter den Gränzen der Naturbetrachtung verſtehen wir die Grundbegriffe, oder vielmehr die Schlußformeln, bei denen die empiriſche Naturforſchung ausruht und umkehrt, und welche von der populären Naturanſicht nicht nur als Gränzen aller Erkenntniß, ſondern auch als Schutzmächte der Aufklärung verehrt werden. Solche Gränzpunkte für die diesſeitige Weltbetrachtung ſind: die Materie, die Elemente, die Naturgeſetze, die Gattungen, und endlich der Begriff der Natur ſelbſt. Mit dieſen Vorſtellungen, mit dieſen Formeln iſt der Horizont des modernen, empiriſchen Wiſſens umſchrieben. An dieſen Marken ſchlägt ſelbſt die ſcharfempiriſche Weltbetrachtung des Unglaubens plötzlich in den entſchiedenſten, blindeſten Aberglauben um. Auf den Wegen bis zu dieſen Gränzpunkten weiß man Alles, iſt man aber bei ihnen angelangt, ſo weiß man plötzlich nichts mehr. Hier alſo verwandelt ſich der Tag der Aufklärung durch die kürzeſte Götterdämmerung plötzlich in eine ſtockfinſtere Nacht. Die Materie iſt die Materie, das Element iſt das Element u. ſ. w., dabei glaubt man ſich beruhigen zu müſſen. Was folgt

daraus? daß die Erkenntniſſe und Forſchungen dieſer Weltanſicht in öde Sackgaſſen, in rabenſchwarze Finſterniſſe auslaufen; daß die aufgeklärte Weltpläne von einem ſchauerlich dunklen Ring ahrimaniſcher Verſchloſſenheit umgeben iſt. Der Aberglaube nimmt eine ſchlechthin fremde, unerklärliche Macht an, und an dieſe Macht verſchwendet er ſeine Ahnung des Göttlichen mit abgöttiſcher Verehrung. So nimmt die moderne Naturbetrachtung ihre letzten, ſtolzen Gedanken gefangen unter den Gehorſam des Aberglaubens, nämlich der Annahme des ſchlechthin fremden und unerklärlichen Weſens jener räthſelhaften Mächte an dem Horizonte ihrer Erkenntniß. Hier iſt ihr Kultus; hier ſind ihre Götzen, hier fällt ſie von den ſtolzen Höhen der vermeinten Unabhängigkeit von Gott in die Tiefe der ſchnödeſten Anbetung herab, oder vielmehr hier, wo die hellen Myſterien der Gottesahnung königlich beginnen, flüchtet ſie ſich in die dunklen Myſterien der Kreaturvergötterung hinein, und ſegnet ſich mit unverſtandenen Zauberformeln gegen den Andrang des Göttlichen.

Ueberall iſt Bethel. Das Weſen der Dinge ſelber iſt überall eine Himmelsleiter, auf welcher für ein aufrichtiges, gründliches Gemüth die Engel Gottes auf- und niederſteigen. Es gibt einen Weg von oben nach unten in der Erkenntniß Gottes. Dieſer Weg iſt durch die Offenbarung gebahnt, und die rechte Theologie hat ihren Wandel auf ihm. Auf dieſem Wege erkennt man von oben her das Innerſte der Welt. Durch den Glauben merken wir, daß die Welt durch Gottes Wort fertig geworden iſt, daß Alles, was man

ſtehet, aus nichts geworden iſt. In dem Lichte dieſes Weges weiß man, daß Gottes Allgegenwart durch die ganze Schöpfung geht, daß die Kreatur nicht in ſich ſelber den Grund ihres Weſens hat, ſondern getragen wird von dem kräftigen Wort Gottes, wie ſie von ihm iſt in's Daſeyn gerufen worden, daß die Rede Gottes, ſein Sinn, ſein Wille und Wohlwollen durch alle Dinge hindurchtönt, und daß als höchſte Schöpfungsblüthe und Gottesoffenbarung ſein Wort im Fleiſch erſcheint. Auch die ächte Philoſophie wandelt, erſtarkt in dem Lichte der Offenbarung, dieſen Weg der Erkenntniß, der von oben her hinein ſchaut in die Tiefen der Welt. Sie erklärt die Welt der Erſcheinungen aus den Gedanken Gottes; ſie behauptet den „Monismus des Gedankens." Sie erkennt die Idealität des Materiellen ſelbſt in dem Weſen des Schalles, ſie vernimmt alſo in den Scherben, in den Gefäßen der Körperlichkeit ſelbſt den Silberklang des geiſtigen Urſprungs. Und ſo läßt ſich eine chriſtliche bibliſche Weltverklärung durch den Sieg der gläubigen Theologie und der chriſtlichen Philoſophie wohl erwarten. Aber nicht bloß zum Niederſteigen, auch zum Emporſteigen der Engel Gottes iſt die Himmelsleiter vorhanden. Die Empirie ſoll den Weg ſuchen zum Empyreum. Die Wiſſenſchaft, welche mit klugen Falkenaugen ihren Weg angetreten hat, ſoll nicht auf der Gränze mit glotzendem Blick vor hehren Schwierigkeiten erſtarren; ſie ſoll nicht die hellen Geheimniſſe der Gottesnähe in finſtere Geheimniſſe der Gottesferne verwandeln. Sie ſoll die Schuhe ausziehen auf dem heiligen Boden, und die Stimme im

brennenden Busch vernehmen, nicht aber die Augen krampfhaft zudrücken, und den brennenden Busch anbeten. O ihr Unverständigen, muß man den raffinirten Verstandesmenschen zurufen, wenn sie von dem Elemente nichts weiter wissen mögen, als daß es ein Element ist. Ihr seyd wohl vergleichbar jenem „Peter, der auf Reisen ging," und der bei dem nächsten Wegegniß bereits Halt, und bei dem nächsten Dorfe schon Kehrt machte, weil ihm die Dinge in dieser Fremde zu ungeheuerlich werden wollten. Kehrt am Ende immerhin zurück, aber pocht nur nicht auf die Weite eurer Empirie. Zu der Empirie, daß das Herz in Flammen gesetzt wird auf der Gränze des Wissens, daß die Grubenlichterchen zu lodernden Fackeln der Begeisterung werden in der Tiefe der Erforschung einer von Gott erfüllten Welt, hättet ihr wenigstens kommen sollen. Ihr hättet im Abendrothe eurer tageshellen Erkenntniß die Sterne der Ahnung des Göttlichen, die Sterne göttlicher Gedanken, Absichten, Segnungen sollen aufblitzen sehn, nicht aber plötzlich hineinfallen aus dem Tage der Wissenschaft in die Nacht des Unwissens. Eine solche Aufklärung, welche über die Experimente und Beobachtungen des äußerlichsten Wesens der Dinge eine schimmernde Helle verbreitet, während sie rings umher von schwarzen Schatten der Nacht umgeben ist, das ist gewiß die Helle einer Schusterlampe, die nicht von weitem zu vergleichen ist mit dem Lichte, worin weiland der Schuster Jakob Böhm die Dinge betrachtet hat. Euer Wissen freilich ist dennoch höchst respektabel, aber euer plötzliches Nichtwissen auf

der Gränze iſt falſch und affektirt, und hinter jeder Affektation birgt ſich zu allen Zeiten allerlei, was nicht ſeyn ſoll. Wir reden hier nicht gegen den ſcharfen, beſtimmten Ausbau der Erfahrungswiſſenſchaften, gegen den nüchternen, wiſſenſchaftlichen Ausdruck, gegen den regelmäßigen Fortſchritt; wir haben es mit dem Aberglauben auf den Gränzpunkten der Naturbetrachtung, mit dem ſuperſtitiöſen Quietismus in den Formeln, womit man die Gränzpunkte betrachtet, mit der Vergötterung der Materie, des Elementes, und ähnlicher Markwächter der kreatürlichen Erſcheinungen zu thun, und dieſe Vergötterung nachzuweiſen, möchte auch einem wenig geförderten Dilettanten auf dieſem Gebiete nicht ſchwer fallen. Im Folgenden wollen wir dieſe Nachweiſung im Einzelnen verſuchen.

Als den erſten Gränzpunkt der empiriſchen Naturforſchung und populären Naturanſicht haben wir die Materie bezeichnet. Gegen den Begriff der Materie an ſich darf man nichts einwenden; hier handelt es ſich nur um die Art und Weiſe, wie man vielfältig ſich in ihm beruhigt. Die Materie iſt die Baſis, das Unterſte der körperlichen Erſcheinungen. Das iſt genug für die populäre Weltanſicht, ſie will nicht weiter. Man weiß, daß das Materielle nützlich iſt, und behauptet von der Materie, dem Grundſtoff des Materiellen, ſie ſey unerklärlich, eine abſolute Gränze der ſoliden Erkenntniß. Und ſo hat man ſie denn zur Gottheit des Nützlichen gemacht. In dem Weltſchatten, welchen ſie bilden muß, gedeihen ja die materiellen Intereſſen, wie man meint, und inſofern iſt ihr ſin-

ſteres Weſen von einem Schimmer des Tröſtlichen überzogen. Aber das Nützliche des Materiellen hat nur einen blaſſen Mondſchimmer, und die Materie ſelbſt wird denen, welche ſie alſo vergöttern, zur finſteren Mondſcheibe, welche ihnen die Sonne des Lebens verdunkelt. Sie leben unter einer ewigen Sonnenfinſterniß, indem ihnen die Materie als etwas Abſolutes erſcheint, und eben ſo wenig als das Angſtgepolter der Wilden die Sonne frei macht von dem dämoniſchen Schatten, welcher über ſie dahin zieht, vermag der induſtriöſe und induſtrielle Lärm dieſer Materialiſten den großen Weltſchatten zu bannen. Dieſer Lärm ſympathiſirt ja auch nicht einmal mit dem Gepolter der Wilden in der löblichen Abſicht, die Sonne zu befreien. Das allein mögen ſie wiſſen von der Materie, daß es finſter auf dieſer Tiefe iſt. Aber ſie könnten leicht einen Schritt weiter gehen und erkennen, daß der Geiſt Gottes über dieſen Waſſern des urſprünglichen Weltſtoffs ſchwebt. Denn das iſt ja für's Erſte klar, daß die Materie nirgends als ſolche in ihrer Indifferenz erſcheint, ſondern daß ſie rein aufgezehrt iſt, und verbraucht zum Leben der Welt, für die Erſcheinungen und Zwecke der Welt, das heißt für die Spiele und für den Ernſt des Geiſtes, der die Welt ſchöpferiſch durchdringt. Wenn ſie das aber erkennen wollten, ſo merkten ſie ſchon an der Materie ſelber die urſprüngliche Weihe für Erſcheinungen und Zwecke, welche über ihr eigenes Weſen erhaben ſind. Und alsdann wären ſie ſchon auf dem Wege, die hohe Tendenz zu erkennen, womit die Materie

gleichſam emporſtrebt, um in die Nähe des Menſchen zu kommen, unter die organiſirende, ſymboliſirende Weihe des ſittlichen und religiöſen Menſchengeiſtes, um gleichſam als Lebensöl ſeine Flammen zu nähren, und zu den Zwecken ſeines innerſten und beſten Strebens verbraucht, das heißt auf dem Altare ſeiner Gottſeligkeit Gott geopfert zu werden. Wenn ſie aber auch nun erkennen wollten, wie die Materie ſich dem Menſchen ſo gerne unterwirft für ſeine menſchlichen Zwecke, ſo müßten ſie ſchon in der hohen Tendenz der Materie ahnen lernen den tiefen, den menſchenfreundlichen, alſo den wohlwollenden, ſegnenden Sinn, welcher ſie trägt. Dann aber wären ſie ſchon in der Nähe des heiligen Landes. Was berechtigt ſie aber, das myſteriöſe, lichte Jenſeits der Materie zu verkennen? Die groben, zermalmenden, ſchweren Felſen löſen ſich auf in die feinſten, zarteſten Erdſtoffe, die Stoffe der Erde verflüchtigen ſich in die geheimnißvollſten Atome; immer haucharti-ger, immer geiſterhafter werden ſie, wenn man ſie durch ihre Auflöſungen verfolgt, und ſo ſuchen ſie den Materialiſten mit der Entfaltung ihres eigenthümlichſten Weſens ſelbſt hineinzulocken in das Unſichtbare, hinauf vor den Thron der höchſten, ſegnenden, menſchenfreundlichen Perſönlichkeit, welche die Welt erſchaffen hat aus Nichts, und trägt mit ihrem ſchöpferiſchen Wort.

Wie die Materie im Großen, ſo iſt das Element im Kleinen ein Gränzpunkt. Die Elemente ſind einfache Grundſtoffe der irdiſchen Körperwelt, welche man nicht weiter zerlegen kann. Die Alten hatten vier, die neuere

Chemie zählt vier und funfzig Elemente. Doch iſt zu bemerken, daß der Begriff des Elementes bei den Alten von dem der modernen Naturbetrachtung verſchieden iſt. Die Alten verſtanden unter den Elementen entweder populär gefaßt die überall wirklich erſcheinenden Grundſtoffe, oder ideal gedacht die myſteriöſen Grundpotenzen der Körperwelt. Der moderne Begriff des Elementes bezieht ſich auf die Scheidekunſt der Chemie. Was die Chemie nach ihrer gegenwärtigen Ausbildung nicht mehr in verſchiedene Stoffe zu theilen im Stande iſt, das iſt einſtweilen ein Element. Dies wird nun beſchrieben nach ſeinen Erſcheinungen und nach ſeinen Wirkungen theils an ſich, theils in den Verbindungen mit anderen Elementen, in denen es erſcheint, oder in welche es künſtlich gebracht wird. Man gibt ſeine Neigungen und Abneigungen an, ſeine wahlverwandtſchaftlichen Verhältniſſe, ſeinen Kryſtalliſationstrieb. Dieſe treue Auflöſung der Stoffe bis zu den elementaren Grundtönen iſt, wie alles ächt wiſſenſchaftliche Thun, höchſt lobenswerth. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß man von den Elementen ein ſehr genaues, empiriſches Wiſſen hat. Und doch fängt auch dem Elemente gegenüber ſchon in der empiriſchen Forſchung ſelber der Aberglaube an; vielmehr aber iſt das Element ein Götze für die populäre Anſicht. Man läßt das Element erſtarren zu einer verſchloſſenen, finſteren Macht des Daſeyns, indem man die ideale Betrachtung von demſelben entfernt hält. Zuförderſt wird es nicht genug bedacht, daß der Begriff des Elementes ſelber ein ſchwebender iſt, und daß eben ſowol das Verzeichniß

der Elemente ein ſehr bewegliches iſt. Die Zahl der Elemente, welche von vier bis zu vier und funfzig fortgeſchritten iſt, kann ſich unter den Fortſchritten der Scheidekunſt immer noch mehren; ſie könnte ſich ja aber auch plötzlich wieder mindern, und auf wenige, tiefliegende Grundſtoffe zurückkommen. Man weiß am Ende nicht, ob nicht manche Stoffe, welche die Chemie durch Scheidungen als reine Elemente dargeſtellt zu haben meint, neue Bildungen ſind, künſtliche Compoſitionen, entſtanden durch das Hinzutreten irgend eines unbemerkbaren Agens der geheimnißvollen Natur.

Indem man nun von den Elementen zu viel ausſagt, wenn man ſie als feſte, unveränderliche Gränzpunkte der Kreatürlichkeit bezeichnet, weiß man zu wenig von ihnen, ſofern man nicht bedenkt, wie weit ſie hinüber und herüberweiſen, und zu hellen Lichtpunkten werden für das ideale Wiſſen. Man läßt ihr inneres Weſen ganz auf ſich beruhen, ſo daß ſie als ſchwarze Punkte vor dem Blicke der Beobachtung ſchweben. Wenn vor dem ſinnlichen Menſchenauge unaufhörlich ſchwarze Punkte ſchweben, ſo nennt man das mouche volante; ein ſolches Auge iſt krank, und droht zu erblinden. So aber ſchweben die Elemente namentlich vor den Blicken der gemeinen Naturbetrachtung. Man iſt es dem Elemente ſchuldig, es nicht nur in ſeiner Iſolirtheit, ſondern vielmehr noch in ſeiner lebendigen Wirkſamkeit, in ſeiner wirklichen Erſcheinung zu betrachten. Das Element iſt ſo ſchlecht nicht, als man's macht, nicht ſo finſter und verſchloſſen, als es erſcheint, wenn man es iſolirt. Wie ſollte es euch ſein eigent-

lichſtes und ſchönſtes Weſen enthüllen, während ihr ihm Gewalt anthut? Laßt es los und frei, ſo eilt es in die rechten Verbindungen hinein und hilft den Kosmos in ſeiner Schönheit und Zweckmäßigkeit bilden und bauen. Das alſo iſt die Beſtimmtheit des Elements, es erſcheint als eine wohlthätige Potenz in den Gebilden des Lebens. Hat es aber dieſe Beſtimmtheit an ſich, ſo hat es auch die entſprechende Beſtimmung in ſich. Wie der Pfeil getragen wird von ſeiner Feder, ſo wird das Element getrieben von ſeiner kosmiſchen Anlage. In dieſer guten, heilſamen Beſtimmung aber weiſt es hinüber in das Reich des Geiſtes auf den Beſtimmenden, es erſcheint als geſetzt durch einen Lichtgedanken Gottes, der in ſeine Eigenthümlichkeit einen Grundton der Weltharmonie hineingelegt, der es zu einem auf Licht und Liebe, Leben und Seligkeit bezogenen Grundtrieb in der kreatürlichen Welt gemacht hat.

Am meiſten Abgötterei iſt in der neueren Zeit mit den Naturgeſetzen getrieben worden. Wir beſtreiten den Begriff der Naturgeſetze nicht. Es gereicht der neueren Wiſſenſchaft zur großen Ehre, daß ſie die tiefe Geſetzmäßigkeit der Natur erkannt hat. Aber wie oft hat man in den Naturgeſetzen finſtere, abſolute oder unbedingte Satzungen geſehen! Man hat die Lehre von den Naturgeſetzen mißbraucht, um die Welt als einen todten, in ſich ſelber abgeſchloſſenen Mechanismus darzuſtellen, und das göttliche Weſen und Walten möglichſt weit von ihren Erſcheinungen zu entfernen. Dieſe traurige Entgöttlichung der Welt wußte Schiller nur als Entgötterung zu beklagen, und er legte ſie, ſtatt

der modernen deiſtiſchen Naturanſicht, dem Chriſtenthume zur Laſt. Dieſe todte und geiſtloſe Weltanſicht fand der Rationalismus vor; unter ihren Einflüſſen iſt er entſtanden und groß gewachſen. Die Theologen fingen an, die Naturgeſetze als ſchlagende Argumente gegen alle Geheimniſſe und Wunder der Offenbarung, und gegen die Offenbarung ſelber anzuführen. Die nähere Beweisführung glaubten ſie erſparen zu können, ſie riefen die Naturgeſetze wie Götter gegen den Sohn Gottes an, und die bloße Nennung derſelben ſollte Wunder gegen die Lehre von den bibliſchen Wundern wirken. Die mechaniſche Naturbetrachtung hatte den lieben Gott freigeſprochen von der Mühe der ewigen Allgegenwart in aller Welt, hatte ihm hinter der Welt ſeine Stellung angewieſen, und ihm das Dreinſehen in ihr wundervoll künſtliches Getriebe überlaſſen. Die rationaliſtiſchen Theologen gingen noch einen Schritt weiter, ſie bezeichneten das Wunder als einen Widerſpruch gegen die Natur, die Offenbarung als eine Störung und Aufhebung der Naturgeſetze; ſie verboten es alſo dem lieben Gott, ſeine Welt zu betreten, Himmel und Erde zu bewegen, Neues zu ſchaffen, größere Dinge als die alt- und überall bekannten zu thun, und die Fülle ſeiner Gottheit hienieden erlöſend zu offenbaren. Sie wurden falſche Stimmführer der Natur, um noch falſchere Theologen zu werden. Der Aberglaube an die abſolute Macht der Naturgeſetze hat die populäre Naturanſicht tief durchdrungen. Es iſt der kalte, eiſig ſtarre Zauberkreis, der viele Seelen fern hält von dem lebendigen Gott und ſeiner Offenbarung. Ja in der

Art, wie die Meiſten ſich die Naturgeſetze denken, ſind es Geſetze, die da tödten, die ihnen den Sinn rauben für das friſche, freie rhythmiſche Leben in der Natur, für die Poeſie in ihrer Geſetzmäßigkeit ſelbſt, für das Wehen der göttlichen Freiheit in ihrer tiefen und ſtarken Ordnung. Wollen wir aber in den Naturgeſetzen nicht Finſterniſſe der Verdunkelung des göttlichen Namens anbeten, ſo iſt zuerſt die Frage aufzuwerfen: was hat die Zuſammenſetzung Natur-Geſetz zu bedeuten? Iſt hier die Rede von einem Geſetz, welches die Natur ihrem Gott geſetzt hat? Oder iſt nicht vielmehr die Rede von einem Geſetz, welches Gott der Natur eingeprägt hat? Man mag freilich dabei erinnern, daß das Naturgeſetz ein Geſetz iſt, welches in und mit der Natur erſcheint; es wird aber immer dabei bleiben müſſen, daß nicht die Natur ſelber die Geſetzgebung iſt, ſondern daß das Geſetz, welchem die ganze Natur unterworfen iſt, auf einen Geſetzgeber über ihr zurückweiſt. Wo aber ſtehn die Naturgeſetze geſchrieben? Allerdings ſind ſie notirt in den Lehrbüchern der Wiſſenſchaft, aber das ſind doch die wirklichen, normirenden Geſetzbücher nicht. Das Geſetzbuch, welches die Geſetze der Natur verkündigt, iſt die Natur ſelbſt; und die Schrift dieſer Geſetze ſind die Naturphänomene ſelbſt in ihrer regelmäßigen Wiederkehr. In den Phänomenen aber werden dieſe Geſetze immerfort geſchrieben, immer von neuem verkündigt: das Buch liegt alſo ewig friſch und neu unter der ewig lebendigen Hand des Geſetzgebers, und in dem Geſetz offenbart ſich alſo ewig die Gegenwart des Geſetzgebers ſelbſt. Die Mechaniſten aber und Ratio-

naliſten denken ſich die Naturgeſetze etwa wie die alten Formeln eines halbverfaulten Codex, bei dem es möglich wäre, daß ſein Urheber längſt geſtorben ſeyn könnte. Das Naturgeſetz alſo wird immer von neuem geſetzt im Phänomen, und durch das Phänomen ſpricht immer von neuem der Allgegenwärtige als Geſetzgeber. So rückt er uns in Wahrheit nahe durch die Naturgeſetze, beſonders da dieſe Geſetze Sinn haben, Geiſt und Leben der ſchönen Schöpfung ausſprechen, und die Seligkeit in dem ewigen Gottesſtaat begründen und ſchirmen müſſen. Aber auch das verkannte man, daß das Naturgeſetz oder die Ordnung homogener Erſcheinungen ſehr zu unterſcheiden iſt von den einſtweiligen Formeln, welche die Wiſſenſchaft zu ihrer Bezeichnung erfunden hat. Man iſt zum Beiſpiel noch ſehr ungewiß, ob das große Weltgeſetz, welches man als das Geſetz der Schwere bezeichnet hat, mit dieſem Namen richtig bezeichnet ſey. Was in unſerem Sonnenſyſtem als Schwere erſcheint, das erſcheint in der Region der Doppelſterne als die leichteſte, zarteſte Verbindung. Wen hätte nicht in ſeinem Leben irgend eine körperliche Laſt einmal gedrückt? Von dieſer dumpfen, großen Erinnerung iſt etwas hineingefahren in die Vorſtellung, welche man ſich von jenem Geſetze bildet, das den Reigen der Sphären begründet, und darum überſieht man ſo leicht, daß von der Ordnung eines feſtlichen Reigens die Rede iſt, welcher das ewige Feſt des höchſten Königs verherrlicht. Wer ſollte in dem Geſetz der Schwere die Sympathie des Univerſum erkennen, das ewige Fallen aller Dinge in die Hand Gottes, und das

ewige Aufschweben aller Dinge im Hauche seiner erhaltenden Macht? Ferner hat man nicht genug bedacht, daß die Kenntniß der Naturgesetze eine höchst mangelhafte geblieben ist bis auf den heutigen Tag. Versteht man nicht unter den Urphänomenen eben solche Erscheinungen, in denen sich ganz neue Gesetze ankündigen? Es sind Gotteszeichen, in denen das Unendliche hindurchblitzt durch das Endliche, das Neue durch das Alte; Verheißungen künftiger Naturerkenntnisse, Zeichen des unausforschlichen Gotteswaltens in den Tiefen des Naturlebens. Daran aber ist besonders zu erinnern, daß die Naturgesetze selber gesetzmäßig im höchsten Maße durch einander bedingt sind, und daß überall die niederen von den höheren aufgehoben werden, so daß sich ein zionitischer Stufengang bildet, der zur Idee der Freiheit Gottes in seiner Offenbarung hinanführt. Die Gesetze der Materie an sich werden bereits aufgehoben in der Bestimmtheit mineralischer Erscheinungen. In der Krystallisation der Mineralien ist schon das Gesetz der Schwere sehr geschwächt. In den Organen der Pflanzen findet sich bereits das Wunder, daß das Wasser bergan steigt. Der Adler reißt sich los von dem Gesetz der Schwere, so hoch das Element der Luft ihn nährt, und Muskelkraft und Lebenstrieb ihn trägt. Und doch wollte man uns einmal weiß machen, Christus könne nicht gen Himmel gefahren seyn, weil dies mit dem Gesetz der Schwere streite. Was dem Adler zur Hälfte, und so weit sein Interesse hinangeht, gänzlich gewährt ist, das sollte dem verklärten Christus ganz versagt bleiben. Uebersetzt man erst

Schwere in Attraktion, ſo ließe ſich ſogar behaupten, daß er gerade nach dieſem Geſetze gen Himmel gefahren ſey. Daß aber die gewöhnlichen und anderen Naturgeſetze bedingt ſind durch höhere und ſeltener erſcheinende, darin iſt ſchon die ganze Möglichkeit, und ſogar die Wahrſcheinlichkeit der Wunder und Geheimniſſe der Offenbarung enthalten. Die gewöhnlichen Phänomene in ihrer Geſetzmäßigkeit bilden die Baſis für das gewöhnliche Menſchenleben. Sollten denn nicht höhere Naturordnungen und außerordentliche Phänomene das höhere und höchſte Menſchenleben begleiten; ſollte nicht die Verſöhnung Gottes mit der Menſchheit, ſeine Erſcheinung im Fleiſch die Erde bewegen und neue Phänomene hervorrufen, wie überall der Geiſt die Natur peripheriſch bewegt, wie überall das Höhere in dem Niederen ſeine eigenthümliche Reſonanz findet? So wird ſchon die Libelle, die den Teich berührt, von einem Kreiſe umgeben, der ſchwerlich ein Mythenkreis möchte genannt werden. Werden nun durch dieſe Einwirkungen Naturgeſetze gebrochen? Die Natur hat ſich nicht bornirt und abgeſchloſſen gegen das Höhere und Höchſte. In das tiefliegende Flachland der Philiſter laufen überall Thalgründe aus dem Hochlande Canaan hinab, durch welche die Wunder bequem herabkommen. Oft brauchen nur bedeutende Momente in der Wirkung ordinärer Naturgeſetze von dem Geiſte der Offenbarung benutzt zu werden, um vollgültige Wunder zu bilden für den Glauben. Warum findet man es zweifelhaft, daß Jerichos Mauern fielen unter dem Poſaunenhall der Iſraeliten? Sind nicht ſonſt wohl die Mauern

feſter Städte in Trümmer gefallen durch die Wirkung unterirdiſcher Kräfte, wie ſie der Herr überall zuvor bedacht hat? Was vermöchte nicht eine Waſſerhoſe oder ein Erdbeben zur momentanen und ſtellenweiſen Austrocknung des rothen Meeres? Solche Phänomene aber ſind nicht profan, ſie ſind Gottes Wirkungen, das hat neben dem Rationaliſten auch der Supernaturaliſt zu beherzigen. Wo die niederen Wirkungen der Natur nicht benutzt werden, da können ſie modifizirt, bedingt werden durch höhere. Wer will dem Blitze wehren, von oben herab die Eiche zu zerſchmettern? Wer will dem Worte Chriſti wehren, Kranke zu heilen, da ſchon ein Kraut Kranke zu heilen vermag, ein Kraut, deſſen geheimſte, innerſte und beſte Kraft ja nur gegeben iſt eben durch das Wort, welches ſie trägt?

Oftmals redet man auch von einem Naturgeſetz in viel zu weiter Ausdehnung. Man könnte leicht verſucht ſeyn, nach einem weiten Erfahrungskreiſe der gemäßigten Zone zu behaupten: es iſt ein Naturgeſetz der Blumen, daß ſie alljährlich aufblühen. Aber da käme endlich die Berichtigung aus der heißen Zone, da müßte man durch die königliche Cactus grandiflorus, durch die tiefverſchloſſene, mit harten Blättern, wie eine Stufenleiter emporſteigende Aloe eines Beſſeren belehrt werden. Es ſind freilich ſeltene Blumen, ſie kommen freilich aus der heißen Zone, aber das Naturgemäße, Geſetzmäßige, Wirkliche kann man ihnen nicht abſtreiten. Es iſt aber wohl denkbar, daß manche Lappländer in der kalten Zone, welche wohl glauben

an das Naturgemäße der weißen Bären, an das verkündigte Wunder der blühenden Aloe nicht glauben mögen. Es sind eben die Leute der kalten Zone, denen die Wunderdinge der wärmsten Zone wider die Naturgesetze zu streiten scheinen. Wenn Adam vaterlos und mutterlos geboren wurde aus der Kraft der Erde durch Gottes schöpferische Wirkung, ohne ein Naturgesetz zu durchbrechen, warum sollte nicht Christus vaterlos geboren seyn von einem Weibe durch Wirkung des heiligen Geistes? Ist der erste Mensch mehr als der zweite? Wenn man das freilich nicht erkennen mag, daß Christus wesentlich in seiner Geistesmacht der zweite, der absolut neue Mensch ist, dann hat man Ursache gegen das Wunder seiner einzigen Geburt zu polemisiren. Man verzichtet nämlich somit auf die Ehre, die Neuheit, das Ursprüngliche, königlich Freie und Heilige seines geistigen Menschenwesens zu erkennen. Ist dieses erst anerkannt, und in dem neuen Menschen das ewige Wort Gottes, so fällt uns das Weitere als das Geringere von selber zu, denn dem Geiste gehört die Natur, das Wort ist Grund der Schöpfung; die alte Säa hat den Adam geboren in das natürliche Leben, die heilige Jungfrau Maria hat Christum geboren in das geistliche Leben.

Wir sind hier schon bei dem Begriffe der Gattung angelangt. Denn es ist nicht nur der Begriff des Naturgesetzes, sondern auch der der Gattung, welcher vergöttert wird, indem man die wunderbare Geburt Christi verläugnet. So aber behandelt man den Begriff der Gattungen überhaupt; man betrachtet sie naturalistisch;

man läßt ihre Anfänge auf ſich beruhen, ſtatt ſie im Lichte der Schöpfung als Myſterien des göttlichen Willens und Thuns zu erkennen. Die Gattungen ſind unſterblich; aus dieſem Troſte, daß ſie in's Unabſehbare fortdauern, macht man ſich eine Art von Selbſttäuſchung, als ob ſie dageweſen ſeyen von Ewigkeit her; wenigſtens läßt man die ganze Finſterniß des Chaos über ihrem Urſprunge ruhen. Man ſetzt den Anfang nicht feſt, der doch nothwendig geſetzt werden muß, wenn man zum Beiſpiel mit dem Wechſel von Ei und Henne nicht in alle Ewigkeiten zurückgehen will, und man fixirt ſich's nicht nach der klaren Nöthigung, die in der Sache liegt, daß die Urſprünge der Weſenreihen in dieſem Anfange nur aus dem beſtimmteſten, abſichtsvollſten, göttlichen Thun der höchſten Intelligenz, aus der Schöpferthat Gottes zu begreifen ſind. Muß nicht das Samenkorn, in welchem die Myſterien des Grünenden und Blühenden, der goldenen Erndten und hohen Wälder auf Erden beſchloſſen liegen, einen Anfang haben in dem göttlichen Wort, in der beſtimmteſten Schöpfung durch Gottes Weisheit und Macht? Sind nicht tauſend Beziehungen der Vernunft und Liebe in das Samenkorn hineingelegt? Es hat die innigſte Beziehung zu dem Boden der Erde und ſeinen Kräften, zu den Wolken des Himmels und ihrem Regen, zu der fernen Sonne und ihrem belebenden Einfluß. Es entfaltet einen Gedanken der Huld in der Schönheit ſeiner Pflanze und Blüthe, und einen Gedanken der Güte in ſeiner nährenden, erfreuenden Frucht. Es offenbart ſeinen

ideellen Urſprung, indem es ein mächtiges Gewächs wie aus dem Nichts emportreibt, und dieſe Schöpfung grade dadurch beginnt, daß es materiell verfault und vergeht, ſo daß gleichſam nur ein Gedanke von ihm übrig bleibt, der ſchöpferiſche Lebensblitz ſeines eigenthümlichen Lebens im Keime. Grade dadurch aber, daß es vermittelſt der materiellen Vernichtung ſeiner Maſſe in den Grund ſeines Innerſten zurückgeht, und aus dem myſteriöſeſten Lebenspunkte die Kraft und Geſtalt, die Fülle und Schönheit ſeiner neuen Pflanze gewinnt, zeigt es, daß die Schöpfung nicht nur im Anfange der Welt aus Gottes Wort hervorgegangen iſt, ſondern, daß ſie immer noch aus ſeinem Worte hervorgeht. Die Pflanze zieht ſich in's Samenkorn zurück, um zu beſtehen, das Samenkorn zieht ſich zurück in den Keim, um Macht zu gewinnen, der Keim iſt in ſeinen Anfängen gleichſam ein Pünktlein im Unſichtbaren, das nur durch den Hauch des allgegenwärtigen Gottes ſeinen Lebensfunken gewinnt. So iſt es mit dem Ei; ſo mit der Zeugung. Der Vogel hat das Ei gelegt, aber nicht gemacht; es iſt ein Myſterium der ewig präſenten Schöpfermacht, über dem er brütet. Man hat ſich in der neueſten Zeit zur Beſtreitung der wunderbaren Geburt Chriſti des Ausdrucks bedient, daß nur durch Zuſammenwirken zweier geſchlechtlich verſchiedenen menſchlichen Organismen ein neues Menſchenleben ſich erzeuge. Sehen wir ab von der Rohheit, daß die Zeugung lediglich auf die Organismen bezogen wird, ſo liegt in dem Ausdruck Zuſammenwirken ein ſchiefer Nebenbegriff, der die Zeugung von menſchlicher Will-

kühr abhängig zu machen scheint. Es ist aber auch hier bei aller Gewißheit des Natürlichen in der Zeugung, und trotz aller Profanationen dieses Mysteriums durch die Sünde, daran zu erinnern, daß grade über der menschlichen Zeugung der hohe Begriff der göttlichen Erwählung, der besondersten Missionen schwebt, und daß also hier nicht bloß an die Gegenwart der schöpferischen Macht Gottes, sondern auch seiner unerforschlichen Plane für die Weltregierung, und seiner speciellsten Heilsgedanken gedacht werden muß. Die Welt mißbraucht ganz besonders dieses Mysterium der schöpferischen Gottesnähe, durch welches neue Gaben, Segnungen und Geister in die Welt gesandt werden, zur Sinnenlust, zum irreligiösen Roman, und so macht sie grade aus dem, was vor Allem an den sechsten Schöpfungstag, an den Rathschluß Gottes, und an die Bestimmung des Menschen zum Bilde Gottes erinnern sollte, eine dunkle Barriere zwischen Welt und Himmelreich. Die gemeine Naturansicht aber sieht in den Gattungen überhaupt etwas Absolutes, unabhängige Weltmächte, und die Wissenschaft ist in der Regel wenigstens nicht bemüht, sie aus dem Schöpfungsgrunde, aus der Hand und dem Worte Gottes abzuleiten.

Am meisten aber ist die Natur selber in der neueren Zeit ein Gegenstand des Aberglaubens und der Vergötterung für die empirische Forschung und populäre Naturansicht geworden. Die Natur ist die Welt, insofern man sie von der Seite ihrer relativen Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit betrachtet; insofern der

Schöpfer die Bedingungen ihrer Fortdauer in ihren Lebensgrund hineingelegt hat, insofern sie auf dem Wege der Allmäligkeit und Gesetzmäßigkeit sich hin- und herbewegt zwischen ihren Principien und Produkten, und insofern sie in ihren Erscheinungen den Charakter des Vertraulichen, des Verständlichen und Sinnlichen hat. Es war allerdings eine große Aufgabe der Menschheit, die Welt als Natur kennen zu lernen. Und in diesem Punkte hat die neuere Zeit in rühmlicher Weise Großes geleistet. Die gebildete Welt hat sich mit Vorliebe gelegt an den „Busen der Natur," und man kann es nicht verkennen, daß sie größer und stärker geworden ist, indem sie diese Brust gesogen hat. Das Anschauen der relativen Selbständigkeit der Natur in ihren Principien hat den Menschen tiefer hineingeführt in das Geheimniß seines Selbstbewußtseyns, und in dem Spiegel ihrer Nothwendigkeit ist ihm seine Freiheit deutlicher und wichtiger geworden. In der Erforschung ihres gediegenen Fortschritts, ihrer Gesetzmäßigkeit, ihres durch und durch geordneten, haushälterischen, verständigen Wesens hat sich seine Verstandeskraft so recht eigentlich entwickelt und ausgebildet, an den klaren Normen, welche der Logos ihr eingeprägt hat, hat sich seine Logik gebildet. Und in welch einer tiefen Beziehung steht die Ausbildung des ästhetischen Menschengefühls, des modernen Schönheitssinnes mit dem innigen, verweilenden Anschaun der schönen Gebilde, der holden Erscheinungen der Natur! Ja man kann wohl sagen, daß die Natur mit dem Grundzuge der Menschenfreundlichkeit und Leutselig-

keit des Schöpfers in ihrem Antlitz in der neueren Zeit zu einem Commentar geworden ist für die heilige Schrift, für das Evangelium selbst, und daß das christliche Verständniß derselben dazu mitgewirkt hat, manichäische Irrthümer, scholastisches Formelwesen und mönchische Askesen zu beseitigen. Aber diese Segnungen sind theuer erkauft worden. Man hat die Priesterin zur Göttin erhoben. Die relative Selbständigkeit der Natur hat man wenigstens für das Gefühl der Bewunderung in eine absolute umgesetzt, und ihr dann Prädikate beigelegt, welche nur dem Schöpfer gebühren. Die Natur läßt man schaffen, heilen, helfen, alles zuvorbedenken; die Natur betet man als die Lehrerin und Trösterin an; ja die Natur ruft man zu Hülfe gegen die Offenbarung, gegen die Schrift, gegen die Kirche, sogar gegen die Lehre von Gott und seinem Walten selber. Wie viele aufgeblasene Menschen gibt es nicht, die da wähnen, alle Lehren des Christenthums weggeblasen zu haben, wenn sie nur die große Zauberformel: Natur oder Naturgesetz, aussprechen! Halten doch sogar hochansehnliche Kirchenbeamte und Theologen die Natur für eine große zauberkräftige, heidnische Hexe, vor deren Besprechungen alle Mysterien des Christenthums zu nichte werden. Man macht die Natur zu einem hohen Urwald, hinter den man sich vor dem Angesicht und Walten des lebendigen Gottes zu bergen glaubt, zu einem Hochgebirge, durch welches ein profanes und bequemes Diesseits von einem allzufeierlichen und mysteriösen Jenseits soll geschieden bleiben, oder vielmehr zu einer dunklen Gott-

heit, von welcher man ſich einen freundlichen, ſentimentalen Ablaß geben läßt, während man die Speis- und Trankopfer, welche man vor ihr ausſtellt, ſelber prieſterlich verzehrt. Selbſt in der Wiſſenſchaft wird die Natur gewöhnlich als etwas durchaus Selbſtändiges behandelt, und ſo erweiſt ſie ſich doch nie und nirgends. Ein Ei zum Beiſpiel iſt ein Naturprinzip, und das kann man verzehren. Ein Saatkorn iſt ein Naturprinzip, man kann es zertreten. Ueberall, wo man ihr das Abſolute zutraut, geſteht ſie ſelber gerne ihre Nichtigkeit ein; ſelbſt die feſten Felſen beben. In ihrer ſtärkſten Geſetzmäßigkeit läßt ſie ſich alteriren, ſogar der treue Inſtinkt der Thiere kann betrogen werden; auf allen Punkten beugt ſich die Natur dem endlichen Geiſte, und beweiſt dadurch ihre Abhängigkeit von dem Herrn, vor welchem dieſer ihr Gebieter ſich zu beugen hat. Ja grade in den Punkten ihrer relativen Selbſtändigkeit offenbart ſie ihren gründlichen Verehrern die Nähe des ſchöpferiſchen Wortes, das ſie trägt. Darum geht ein Hauch des Heiligen durch die Welt an ſchönen Herbſttagen, wenn die Natur ſich erinnert auf ihren Urſprung, wenn ſie ſich in's Innere, aus dem Goldglanz ihrer Saaten in die kleinen Saatkörner, aus dem Grün der Bäume in die Wurzeln zurückzieht. Sie rückt ihrem Grunde wieder näher, und ihr tiefſter Grund iſt der, daß ſie in ſich ſelber keinen Grund hat. Darum eben heißt ſie Natur, die immer Gebärende, Geborenwerdende, die immer Werdende, die aus der Fülle ihrer Erſcheinungen immer wieder zurückſinkt in geheimnißvolle Lebensgründe,

um ſich an Gottes Schöpferkraft zum neuen Daſeyn zu erholen. In ihrer Kraft alſo manifeſtirt ſich die Kraft Gottes. Und in ihrer tiefen Verſtändigkeit offenbart ſich ſein Verſtand, denn all ihre klugen Fortſchritte, Folgerungen und Rückſichten liegen ja ſchon in den Prinzipien. Wer alſo ſeine Logik ausbildet an dem feinen Gedankennetz, das durch die Dinge hindurchgeht, ohne den Logos zu ahnen, in welchem alle die klugen Einzelnheiten ihren Grund haben, der ſpiegelt ſich in dem leicht Verſtändlichen, ſtatt ſich an das unergründliche Verſtändige hinzugeben, der hebt den Rapport des Verſtandes mit dem Gemüthe auf, und wird zum faulen Klügler, der irgend einen Reflex der unendlichen Weisheit vergöttert. Dieſer Aberglaube nimmt eine gemüthlichere Geſtalt an in der Verehrung der ſchönen Natur. Man meint weit über das Chriſtenthum hinaus zu ſeyn in dem Kultus der äſthetiſchen Religioſität auf den Höhen, in den Hainen, unter den grünen Bäumen. Aber ſchon dem Altteſtamentlichen Gottesgefühl gegenüber galt eine gewiſſe Art dieſes Kultus für untergeordnet, verdächtig und verwerflich. Und das iſt dieſer Kultus auch in unſerer Zeit ſo lange und inſofern, als er ſich luſtig fühlt, und nicht heilig fühlen will, als er ſich uneins weiß mit der Kirche, und eins mit der Sünde, als er mit dem Schönen ſelbſt in ſentimentaler Selbſtbeſpiegelung buhlt, ſtatt in ihm mit lauterem Ernſt den Schein, die Erſcheinung des unſichtbaren Heiligen in ſeiner Leutſeligkeit anzubeten, oder ſo lange als er nicht zu der geiſtigen Anſchauung und Anbetung des Schönſten unter den

Menſchenkindern, und zur Erkenntniß der Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes in den Spiegelungen des kreatürlichen Weſens hinüberleitet. Im Werke ſoll man den Meiſter erkennen. Man iſt alſo auch zum rechten, reinen Urtheil über die Natur nicht gekommen, ſo lange man in dieſem großen Meiſterwerke des ſchöpferiſchen Geiſtes Gottes den Meiſter nicht erkennen will. Auch die Natur wird eine finſtere Gottheit, ein Zauberkreis, der im Eitlen gefangen hält, ja ein ſchauerliches Grabgewölbe trotz aller bunten Bilder und Lichter, woran man ſich ergötzt, für alle diejenigen, welche aus ihr eine Parole entnehmen wollen gegen das Walten des lebendigen Gottes, oder gegen die Offenbarung in Chriſto, oder gegen die Myſterien ſeines Heils, oder endlich auch gegen das Zeugniß des Geiſtes Gottes im inneren Leben, und gegen das Gewiſſen. Der Menſch iſt das Vorzüglichſte in der Natur, das Gewiſſen iſt das Entſcheidende, Gewiſſe in dem Wogen der Menſchenbruſt, die Offenbarung in Chriſto iſt Licht und Troſt des Gewiſſens; damit iſt der goldene Schlüſſel gegeben, welchem ſich die heitere, wunderſame Natur als der heilige, hehre Gottestempel allein erſchließt. Gott gebe, daß der moderne Aberglaube verſchwinde vor der göttlichen Aufklärung, die ſein Verſtand uns ſchenken will durch Chriſtum. Möge die Logik des Logos, der alle Dinge trägt, unſer Urtheil bilden.

Die Gränzfragen zwiſchen der Philoſophie der Geſchichte, und der Geſchichte des Reiches Gottes.

Es beſteht eine alte Verſtimmung zwiſchen den Forſchungen der profanen Wiſſenſchaft, und den Vorausſetzungen über die Lehren der heiligen Schrift in Betreff der Hauptfragen der Philoſophie der Geſchichte — eine Verſtimmung, die früher oft in dem heftigſten Kampfe ſich geäußert hat, und die noch jetzt, trotz mancher Sühnungsverſuche, bei weitem nicht als aufgehoben betrachtet werden kann. Dieſe Verſtimmung iſt von beiden Seiten verſchuldet; von Seiten der kirchlichen Verwahrung der Bibellehre dadurch, daß man dem unendlich feinen und hohen Schriftgehalt die beſchränkteſten Auffaſſungen aufdrängte, z. B. in der päpſtlichen Verfechtung der Worte Joſua's: Sonne ſtehe ſtill! gegen die Lehrſätze des Galilei; ferner, wenn man die ſechs Schöpfungstage nach der Dauer gemeiner Tage beſtimmte, oder wenn man gar die israelitiſche Chronologie, welche bis auf Adam zurückführt, zur Chronologie für die ganze beſtehende Schöpfung machte. Auf der andern Seite hat ſich die profane Wiſſen-

ſchaft zuerſt dadurch emanzipirt, daß ſie die wildeſten Hypotheſen über den Urſprung der Dinge aufſtellte, ſolche grade, welche die Schriftlehre in ihren Grundlagen abſichtlich umzuſtoßen ſchienen. Man ließ die Erde als ein Stück von der Sonne abſpringen, und in unendlichen Zeiträumen ſich bis zur Bewohnbarkeit abkühlen, man nahm die indiſche Millionen-Chronologie an, um die Zeitrechnung der 6000 Jahre zu beſeitigen, man ließ endlich die Menſchen als Autochthonen des Urſchlamms unter lokalen Verhältniſſen überall aus Vorſtufen eines affenartigen Lebens zur Beſinnung kommen, und demnächſt zur Sprache. Man kann es dem freien Forſcher nicht verdenken, wenn er in ſolchen Verhandlungen Unfreiheit bei dem kirchlichen Theologen vorausſetzt; obwol es zu bedauern iſt, wenn er den Widerwillen, welcher ſich durch dieſe Vorausſetzung bildet, auch auf die Ausſagen der ſchriftlichen Urkunden des Reiches Gottes überträgt. Wüßte er dieſe nur zuförderſt als Ahnungen der tiefſten und geweihteſten Menſchenſeelen über urgeſchichtliche Vorgänge mit Unbefangenheit zu achten, ſo wäre er vielleicht in manchen Fällen vor Abwegen der Forſchung bewahrt, in welche auch bewußtloſe Animoſität hineinführen kann. Denn das darf man andrerſeits dem kirchlichen Theologen auch nicht verdenken, wenn er bei der unergründlich feinen und großen Macht der Sympathien und Antipathien nicht umhin kann, auch bei der Verkündigung von Forſchungen, die ſich für rein wiſſenſchaftlich ausgeben, vielleicht auch ehrlich dafür halten, auf ſolche innere Einwirkung ſchließt:

Die von Menſchen nicht bewußt,
Oder nicht bedacht,
In dem Labyrinth der Bruſt,
Wandeln durch die Nacht. —

Man wird ihm nicht verdenken können, daß er Antipathien gegen den Geiſt der heiligen Schrift vorausſetzt, wenn Ausſagen, welche die heilige Urgeſchichte rein beſeitigen ſollen, nur auf phantaſtiſchen Hypotheſen zu beruhen ſcheinen. In unſerer Zeit hat dieſe Verſtimmung freilich bereits bedeutend abgenommen, und ſie wird noch mehr abnehmen, wenn einmal auf der einen Seite die emanzipirte Wiſſenſchaft ihren Muth gekühlt, und Rache genommen hat für die Leiden der langen Unfreiheit, und ſchweren kirchlichen Bevormundung, und wenn andrerſeits der chriſtliche Glaube zu jener lichten Unbefangenheit gekommen iſt, welche auf alle Fragen mit Hingebung eingehen kann, weil ſie weiß, daß ihr Heil nicht von Problemen der Chronologie, der Geologie und Urgeſchichte, ſondern von dem Opfer und Siege Chriſti in der Mitte der Weltgeſchichte, und von dem Werk und Segen der Gnade und des Geiſtes Gottes mitten in der eignen Bruſt abhängig iſt. Dieſer allmäligen Verſöhnung gehen voreilige Sühnungsverſuche voran. Es gibt höchſt generöſe Theologen, welche dem Geologen die halbe oder auch die ganze Bibel Preis geben, um die Anerkennung des ebenbürtigen Forſchens von dem Kenner des Urgeſteins, und ſeiner wilden Lagerungen zu gewinnen. Dagegen begegnet man auch auf dem Gebiete der Naturforſchung noch mitunter den Aeußerungen einer Un-

freiheit, welche durch ängstlich buchstäbliche Auslegungen der Schrift gebunden zu seyn scheint. In der idealen Höhe aber, in welche einerseits die Prophetien der heiligen Schrift, andrerseits die reinen Resultate der freien Wissenschaft hineinragen, sind solche Conzessionen, welche auf Partheilichkeit beruhen, überflüssig und störend. Wir müssen demnach auch die volle Versöhnung dieser alten Verstimmung als eine Sache der Zukunft betrachten. Wie Vieles aber ist zur Herbeiführung jener freien Uebereinstimmung zwischen den Aussagen der ältesten Urkunden, und der neuesten Forschungen durch geweihte, grundgelehrte und geistvolle Naturforscher, z. B. durch von Schubert, Buckland, Carl von Raumer, W. Hoffmann in Basel u. A. schon geleistet worden! Wenn nun der Verfasser dieses Aufsatzes solchen Bestrebungen mit seinen Versuchen sich anschließt, so will er hier die eigentliche erste Frage der Genesis der Bibel und der Erde, die Frage über den Sinn der Schöpfungstage übergehen, weil die Erörterung derselben eine große Aufgabe für sich ist, und zu den Hauptfragen in der Philosophie der Geschichte, welche letztere sich auf die Entwickelung der Menschheit beschränkt, nicht gehört. Ist es erlaubt, im Vorbeigehen eine Meinung zu äußeren, so glauben wir freilich, daß eine freie Auffassung des großen Styls der Genesis nichts dawider haben kann, die Schöpfungstage als Entwickelungs-Perioden zu betrachten. Mit dieser Auffassung stimmt dann die Naturforschung überein, indem sie nicht mehr die Stufenfolge in der Erdbildung als eine Reihenfolge von Revolutionen

mit totaler Zerstörung des Vorhandenen, sondern als eine genetische Folge von Evolutionen, begleitet von partiellen Zerstörungen, noch mehr aber sich vollziehend in gewaltige Modifikationen des Früheren, zu betrachten anfängt. Nimmt man dazu, daß die Bibel nur phänomenologisch redet, wenn sie am vierten Schöpfungstage Sonne, Mond und Sterne hervortreten, durch die gereinigte Erdatmosphäre gleichwie erstgeschaffne Lichter hervorbrechen läßt, so möchte wohl auf diesem Punkte keine wesentliche Differenz zurückbleiben, während der Mosaischen Darstellung der Schöpfung, welche für den Theologen und Christen die Gültigkeit der Offenbarung hat, der schon längst von Vielen zugestandne Ruhm bleibt, die tiefsinnigsten, reinsten geologisch wissenschaftlichen Ahnungen ausgesprochen zu haben*). Indem wir uns nun unserer Aufgabe zuwenden, haben wir zuerst die Anfänge des Menschengeschlechts, seinen Urzustand in Betracht zu ziehen.

1. Der Urzustand des Menschengeschlechts.

Wie weit liegen hier im Allgemeinen die Annahmen der älteren Kirchenlehre und die Annahmen der neueren

*) Beiläufig bemerken wir noch, daß in der heiligen Hymne über die Genesis Psalm 104. die beiden Erdbildungstheorien, die vulkanische und neptunische in großer Zusammenfassung ahnungsreich ausgesprochen zu seyn scheinen, wenn es heißt: „Ueber Bergen standen Gewässer. Vor deinem Schelten flohen sie, vor deiner Donnerstimme fuhren sie dahin. Es stiegen Berge, sanken Thäler an den Ort, den du ihnen gegründet.“

Forſchung auseinander! Auf der einen Seite ein ſtreng begränzter Wundergarten mit aller Herrlichkeit der Naturprodukte geſegnet, ein einziges Menſchenpaar, Lichtgeſtalten der Heiligkeit, der Gotteserkenntniß, der Unſterblichkeit, und des ſeligen Lebens, von einer frommen Urbrut der Thierwelt wie von ſanftgeſtimmten, unterwürfigen Hausthieren umgeben, die erſte Schule der Offenbarung, dann der plötzliche Einbruch des Satansreiches in dieſe Lichtregion vermittelſt der Verführungskünſte des Teufels in der Schlange, der große Fall, das Gericht, der Verluſt des Paradieſes, das Sündenland und der Tod, nur gemildert und von der Verzweiflung geſchieden durch die Mitgift der Verheißung des Heils für die Gefallenen. Auf der andern Seite der Urſchlamm, die rohen erſten Bildungen der erregten Erdkräfte, die Verwandlungen, das endliche, dumpfe Aufſteigen thieriſcher Urmenſchen aus affenartigen Vorſtufen an den meiſten Orten ihres Erwachens, zum dunklen, wilden Kampfe mit einer ſtrengen, ſtiefmütterlichen, in ihren Elementen und Beſtien die jungen Anfänge der Menſchheit umtobenden Natur. Die Verſöhnung dieſer Widerſprüche mußte eine Zeit lang als etwas Unmögliches erſcheinen.

Von Seiten der Theologen jedoch wurden ſchon vor langer Zeit Konzeſſionen gemacht, die man nicht für abgedrungene und verzweifelte, ſondern für ſolche, die in freier Einſicht gereift waren, halten konnte. Hier iſt beſonders Herder zu nennen. Fr. Ad. Krummacher in ſeinen „Paragraphen“ ſtreifte ebenfalls die theologiſchen Zuthaten ab von dem Bilde des Urzuſtandes

der Menschen in der Genesis, indem er den Garten Eden als ein glückliches, herrliches Naturgebiet, die Heiligkeit der ersten Menschen als ungeprüfte Kindesunschuld, ihr Wohlleben als einen Zustand voller Anforderungen zu freier Thätigkeit und Entwickelung bezeichnete. Die neuere Theologie der wissenschaftlich freien, evangelischen Richtung hat in bedeutenden Repräsentanten durch die Unterscheidung zwischen der Wahrheit und Wirklichkeit der Urgeschichte die einzelnen Bestandtheile derselben an die symbolische, mehr oder minder selbst an die mythische Auffassung freigegeben. Von diesen Zugeständnissen möchte wohl ein wesentlicher Theil rückgängig werden, wenn man bedenkt, in welchem Maaße hier die Gedanken der Wahrheit sich immer wieder eine reiche Wirklichkeit mit Nothwendigkeit erzeugen. Nehmen wir zum Beispiel die Wahrheit, daß ein erstes Menschenpaar den Anfang der Geschichte gemacht, so treten Adam und Eva sofort wieder in ihre Rechte, denn die Namen sind wesentliche Bezeichnungen, nicht positive Taufnamen, Adam ist der Mensch von der Erde genommen, der an den Schwefelstoff in seinem brennenden Haar, von dem Eisenstoff in seinem Blute, an den Kalk in dem Stoffe seiner Gebeine erinnert; Eva aber ist die Mutter aller Lebendigen. Setzen wir das als Wahrheit voraus, daß ein tiefer Erdfriede und Schöpfungssegen die ersten Menschen gleichsam als Mutterschooß ihrer zarten, geweihten Kindheit umgeben habe, so gewinnen wir wieder die Wirklichkeit des Paradieses. Die Wahrheit, daß die ersten Menschen von den Prüfungen der ge-

fahrvollen Reize der Natur umgeben waren, ſtellt ſich in der Wirklichkeit dar, daß Gott ſie geprüft hat, wenn man nur ihre erſte Stellung und Lage auf eine von Gott gewollte Ordnung bezieht. Der Spruch der Prüfung, des göttlichen Verbotes findet ſeine Wirklichkeit in den Warnungszeichen, welche die Natur als immanente Gottesſprüche in ihren gefährlichen Produkten offenbart für den reinen Sinn des urſprünglich feinen, ätheriſch ſenſiblen Menſchen. Der Erkenntnißbaum hat ſeine Wirklichkeit in der Fortdauer gefährlicher Produkte, Eſſenzen und Naturkräfte, denen der Menſch ſich nicht, ohne zu fallen und zu verderben, hingeben kann. Die Verſuchung durch die Schlange hat ihren weltgeſchichtlichen Reflex in der Ahnung der ſittlich divinatoriſchen Menſchenſeelen, welche frühe ſchon auf die Einwirkungen eines außermenſchlichen, dämoniſchen Prinzips des Böſen auf den Gang des menſchlichen Geſchicks geſchloſſen haben. Jene ſittlich divinatoriſchen Seelen ſind frühe zu der bangen Ahnung gekommen, mit welcher die tiefſinnige, reine Thekla im Wallenſtein das Wandeln einer dunklen Macht durch ihr Vaterhaus beklagt mit den Worten: „es geht ein finſterer Geiſt durch dieſes Haus"; und gewiß hat in ſolcher feineren Spürkraft ſittlicher Heroen die Lehre vom Teufel ihren Urſprung. Es iſt die dunkle Ahnung der Menſchheit in ihren edelſten Gemüthern, daß ihr Loos in ihrem Falle mit einem älteren ärgeren Geiſterfall in der Schöpfung in einem geheimnißvollen Zuſammenhang ſtehe. Wenn von der Wahrheit der Geſchichte des Sündenfalls die Rede iſt, ſo verſteht man darun-

ter zunächst die Gewißheit, daß in ihr die Genesis der Sünde symbolisch rein gezeichnet ist, daß also der Mensch immer noch zum Fall kommt durch den Zweifel an der Heiligkeit des Gesetzes, durch hochmüthiges, eigenwilliges Streben der Selbstbefreiung, durch Anschaun der versuchenden Reizbilder, endlich in der Verführung des Einen durch den andern. Wenn man aber diese Grundgedanken auf die ersten Menschen anwendet, so muß ja die Wahrheit der ersten Sünde auch in einer ersten Sünde wirklich geworden seyn, so muß man ferner vermuthen, daß die weibliche, die reizbarere Menschennatur zuerst von der Versuchung sey gefesselt worden, und daß das Medium der Versuchung ohne Zweifel in einem verbotenen Genuß gelegen habe. Endlich treten überall Momente der Wirklichkeit hervor, wenn man bei der Wahrheit des ersten Gottesgerichts über die Menschen, der ersten Verblendung derselben, und ihrer Verbannung aus dem Paradiese auf den Dornenacker nachdenkend verweilt. Welch eine unendlich große, fortdauernde Wirklichkeit findet sich endlich für die Wahrheit, daß die sündigen Menschen den Zugang zu dem Lebensbaume mitten im Garten verloren haben! Man braucht nur an die großen Schwankungen in der Heilkunde, zum Beispiel von dem Brownschen System in die Homöopathie, an die unendliche Schwierigkeit eines reinen, lebensgemäßen, makrobiotischen Verhaltens zu erinnern, um die auf dem ganzen Geschlechte fortwährend lastende Wirklichkeit dieser Wahrheit nachzuweisen. —

Während sich nun in der bezeichneten Weise die

Theologie der naturwissenschaftlichen Auffassung des Urzustandes der Menschheit näherte, ist auch diese nicht bei ihren ersten wilden Hypothesen von dem obscuren, und brutalen Ursprunge des Menschen stehen geblieben. Zu einer bestimmt ausgeprägten, herrschenden Ansicht ist indeß die profane Forschung noch nicht gekommen; bei ihrem Aufstreben, edlere Ansichten zu gewinnen, sinkt sie in den Auffassungen mancher Gelehrten immer wieder in den alten Urschlamm, und in das warme Nest des Uraffen mit ihrem Urmenschen zurück. Wir verkennen also hier nicht die edleren Ansichten über den Anfang des Menschengeschlechts, wenn wir das Vorherrschen solcher Theorien besonders in's Auge fassen. Nicht theologische, sondern ehrlich empfundene, naturwissenschaftliche Schwierigkeiten sind es, welche wir hier der bezeichneten Auffassung der Urmenschen als räthselhafter Emporkömmlinge mannigfaltiger Lokalkreise der Erde entgegenzusetzen haben.

Zuerst scheint sich uns ein großer historischer Irrthum darin zu verrathen, wenn man die einzelnen Naturvölker als Emporkömmlinge, oder theilweise Emporgekommene betrachtet. Die Geschichte zeigt vielmehr, wenn man die Menschheit in ihrer ethnischen Vielheit betrachtet, von dem mannigfaltigsten Herunterkommen und Versinken. Eine tragisch dunkle Erscheinung dieser Art sind besonders die Indianer Amerikas, unter denen namentlich die Inkas in Peru, die Azteken in Mexiko den tiefsten Verfall aus uralten politischen Culturzuständen beurkunden. In den alten Denkmä-

lern Südamerikas verwirklicht sich besonders der Schillersche Spruch:

Lieben Freunde, es gab beßre Zeiten,
Als die unsern, das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen:
Tausend Steine würden es bezeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Weisen nicht die versunkenen Götzendienste in Indien zurück auf uralte Blüthenzeiten indischer Theosophie, in welcher die tiefsten religiösen Lebensblicke ahnungsreicher Geister, durch die Sünde getrübt, sich in einer Symbolik versinnlichten, welche später im rohesten Götzendienst versteinerte? Die Araber der Wüste richten mit rohem Stumpfsinn ihre Geschosse auf die Bildwerke und sinnvollen Hieroglyphen, in denen ihre Vorfahren die Denkmale ihrer Bildung hinterlassen haben. Wenn nun die meisten Völker, abgesehen von dem Centrum der Geschichte, in welchem sich das Emporsteigen und Emporgezogenwerden der alten Menschheit in die neue kund gibt, mit großem Uebergewicht nur die Zustände des Versinkens an sich tragen, so hat die freie Forschung die Geschichte wider sich, sofern sie dieser Dekadenz gegenüber die Hypothese des Aufkommens der Völker aus Zuständen der Urwildheit aufführt. Je unbefangener man aber die Geschichte fragt, desto weniger wird man es verkennen können, daß neben den Entwickelungen des Segens in der Menschheit auch die Entwickelungen des Fluches in dunklen Verhängnissen des Völkerverfalls an den Tag

kommen. Man hat wohl die Behauptung aufgestellt, im Alten Testamente finde sich nirgends die Lehre von der Erbsünde deutlich ausgesprochen. Allerdings gebührt dem A. Testamente auch dieses Lob, daß es die Lehre von der Erbsünde vorwiegend nicht sowol in abstrakten, dogmatischen Sätzen, als in konkreten, historischen Verhältnissen dargestellt hat. Es gibt uns überall Lebensbilder der Erbsünde, das heißt des ethnischen Fluches, mag es nun von der Gottentfremdung der Nachkommen Cains, oder der Nachkommen des Ham, oder der Kinder Esaus, oder überhaupt von den partikularen, lastenden Strafverhältnissen, der „Last" über einzelne Heidenvölker reden. Ueberall ist es das feine, aber schauerliche Etwas ahnherrlicher Verschuldungen, was ein wesentliches Herunterkommen der Nachkommen bis in's dritte und vierte Glied, und darüber hinaus in vererbten und periodisch gesteigerten Zuständen des Verfalls begründet. Hält man nun einerseits die Zeugnisse der Geschichte fest, räumt man andrerseits der historischen Grundidee des Fluches das Recht ein, welches ihr gebührt, so erscheinen die Zustände der wilden Völker auf Erden als Zustände der Verwilderung, nicht aber als ideale, lichte Anfänge des Menschenlebens; die Verwandtschaft mit den Affen, mit dem Schlamme wird zum letzten, schauerlichen Resultat, nicht zum ersten, mysteriösen Postulat in den Entwickelungsgeschichten der einzelnen Völker, die als solche, als sich selbst Ueberlassene, welche kein höheres Gemeinschaftsband zusammenhält, Heiden sind.

Mit dem historischen Irrthume, den wir beschrieben

haben, hängt der ethnographische genau zusammen; dieser nämlich, daß man das Gesammtleben der ersten Menschheit herunterſetzt nach der Analogie des Einzellebens verwilderter, tiefversunkener Stämme. Dieſer große Mißgriff ſollte aber der wiſſenſchaftlichen Forſchung am Wenigſten begegnen. Denn das Geſammtleben der Urmenſchen trägt alle Anlagen der edelſten Völker, wie ſie zur Entwickelung gekommen ſind, in ſeinem Schooße, und es gebührt ihm deswegen ein Adel urſprünglicher Gentilität, wie er den abgeriſſenen Stämmen und Zweigen der Menſchheit, ihren unedelſten, roheſten, niedrigſten Sprößlingen für ſich nicht von ferne zukommt. Wenn man alſo die Zuſtände der Urmenſchheit mit den Zuſtänden der Wilden verwechſelt, ſo iſt dieß grade ſo, als wenn man die unkultivirten, aber edlen Ahnen eines Volkes mit ſeinen jetzigen Bauern, oder gar mit ſeinen Heloten verwechſeln wollte. Dieſen groben Fehlgriff hat der Dichter Grabbe in ſeinem Drama „Hermann" gemacht, indem er den großen Cherusker nach dem Bilde eines liſtigen und rohen weſtphäliſchen Bauern geformt hat. Er hat bei dieſer Verzerrung keine Ahnung davon gehabt, daß ſich in den Heroen eines Urvolks die Geſammtheit ſeiner Kräfte in der Poeſie der Jugend und in der Potenz der Genialität ſpiegelt, nicht aber die Verkommenheit ſeiner unteren Stände, über denen, nach allgemeiner Faſſung, die höheren Stände als die in beſtimmter Scheidung hervorgetretene Lebensblüthe des Volkes emporragen — wenigſtens der Idee nach emporragen ſollen. Die Urmenſch-

heit ist also als eine edle Menschheitsknospe zu betrachten, welche den naturfeinen Schönheitssinn des Griechen, die höhere Mannhaftigkeit des Römers, die ahnungsreiche Gemüthlichkeit des Germanen, die gelenkige Grazie des Franken, den phantastischen, träumerisch trägen Tiefsinn des Hindu, die Talente des Chinesen, und die besondere Anlage zur religiösen Hingebung an Gott, wie sie den Kern Israels ausmacht — die alle diese adlichen Grundstimmungen der Menschheit, wenn auch in den Sündenfall verschlungen, in sich trägt. Dadurch aber wird die Urmenschheit mit dem vollsten Rechte der geschichtlichen Betrachtung gegenüber eine mystisch ideale Erscheinung, welche nur in Karrikaturen dargestellt wird, wenn man ihr Bild und Gleichniß in den Zuständen verwilderter Völker aufsucht. —

Diese Bemerkungen setzen allerdings die Einheit des Menschengeschlechts nach voraus. Wenn diese Voraussetzung unhaltbar seyn sollte, so müßte man auch die ursprüngliche Idealität und Gentilität der Menschheit aufgeben. Für diese ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechts zeugt die heilige Schrift, welche auch für die freie Forschung das Ansehn einer uralten, geweihten Urkunde hat; ferner die Autorität der berühmtesten Naturforscher, eines von Haller, Büffon, Blumenbach, Cuvier u. A.; die gewöhnliche Erklärung der Menschenracen aus den Verschiedenheiten vieltausendjähriger klimatischer Einwirkungen; der Nachweis, daß die Racenunterschiede durch eine Menge von Zwischenbildungen vermittelt sind, und daß man we-

nigſtens der Hypotheſe von den Autochthonen zur Erklärung der Raçenunterſchiede nicht bedürfe. Außerdem ſcheint uns aber auch die Annahme von der urſprünglichen Getheiltheit des Menſchengeſchlechts auf einem geologiſchen Irrthume zu beruhen, den wir ſpäter ausführlicher zu beſprechen haben, wenn von den Menſchenraçen die Rede iſt. Hier bemerken wir nur noch, daß das dogmatiſche Intereſſe, welches vielfältig die Lehre von der Vielheit der Urmenſchen für den Rationalismus auszubeuten ſich beſtrebt, am Ende bei dieſer Theorie am übelſten fahren möchte, wenn es aus der gewohnten Verworrenheit, Dumpfheit und Oberflächlichkeit ſich zu der Würde einer ethiſchen Philoſophie des Menſchengeſchlechtes erheben wollte. Sobald man nämlich für alle Zweige der Menſchenfamilie als Grundzug ihres inneren Weſens die anerſchaffne ethiſche und religiöſe menſchliche Beſtimmung geltend macht, ſobald man davon abgeht, ſie zwiſchen Menſchheit und Affenthum in einer trüben, von dem Nebel der Gedankenloſigkeit behüteten Mittelregion verderben zu laſſen, wird man nicht umhin können, in dem Verfall aller einzelnen Zweige ein ſittliches Herunterkommen von ideal reinen Anfängen aus anzuerkennen, und ſomit einen ganzen tragiſchen Chor von Sündenfällen zu ſtatuiren. Dann aber, wenn man ſich auf dieſem Wege ethiſcher Folgerungen genöthigt ſieht, die Geſchichte Adams für jede Menſchenraçe, für jede Autochthonen-Linie ins Beſondere zu konſtruiren, wird man es vielleicht vorziehen, Statt der vielen, den einen alten Adam, ſowol in ſeiner ideal-hiſtoriſchen als in ſeiner

ſymboliſchen Bedeutſamkeit, wieder gelten zu laſſen, um den dunkelernſten dogmatiſchen Stoff, die Lehre von dem Sündenfall, nicht in's Ungeheure zu vergrößern.

2. Die Menſchenraçen.

Die Lehre von den Menſchenraçen ſpricht zunächſt eine Thatſache aus, die große Verſchiedenheit der Hauptbildungsformen in der Erſcheinung der einzelnen Völkerfamilien. Daß man dieſe Verſchiedenheit mit dem Ausdrucke Raçe bezeichnet hat, iſt ſogar einzelnen Naturforſchern ärgerlich geworden; allein zunächſt iſt das Wort ja nur ein Griff in die bekannte Sphäre des Thierlebens hinein, um ein erklärendes Analogon zu finden für dieſe räthſelhaften Verſchiedenheiten der menſchlichen Erſcheinung. Zunächſt alſo kommt es auf die Frage an, ob das Wort treffend gewählt iſt; ob das Raçenverhältniß der Thiere dem zu bezeichnenden Räthſel der Völkerformen entſpricht. Iſt doch der Stammvater als Adam ſogar nach der Erdſcholle bezeichnet worden in der heiligen Bibelſprache, ohne daß ihn dieſer Name erniedrigt hätte. Das aber wird man der Bezeichnung einräumen müſſen, daß ſie gegen die Einheit der menſchlichen Gattung nichts voreilig feſtſtellt, daß ſie ſich darauf beſchränkt, das Erſcheinende, was doch einmal einen Namen haben muß, zu bezeichnen, ohne ſchon eine Hypotheſe dafür aufzuſtellen. Freilich geht auch die Thatſache ſelbſt nicht in klaren, ſcharf unterſchiedenen Typen rein auf; die Grundzüge verſchleifen ſich ineinander durch Uebergänge, und vermannigfalti-

gen ſich in bedeutenden Modifikationen. So iſt es geſchehen, daß man die bekannte Aufſtellung der fünf Hauptraçen einerſeits auf drei Grundformen reduzirt, andrerſeits bis zu 15 verſchiedenen Bildungen vermehrt hat, welche zudem noch wirkliche Menſchenarten bezeichnen ſollen (Bory St. Vincent, u. A.). Die Ausmittelung der Menſchenraçen an ſich und ihre Darſtellung iſt eine naturwiſſenſchaftliche Arbeit, bei welcher zunächſt die dogmatiſchen Grundfragen des Reiches Gottes nicht in Betracht kommen. Anders aber ſtellt ſich die Sache, wenn man zur Erklärung der Thatſache übergeht. Hier ſcheiden ſich zwei entgegengeſetzte Wege. Man hat nach der einen Seite hin die verſchiedenen Menſchenraçen als Modifikationen betrachtet, welche aus einer Urform der menſchlichen Erſcheinung hervorgegangen ſeyn ſollen, auf der andern Seite hat man in ihnen den Beweis zu finden geglaubt, daß die Menſchheit mit einer Vielheit von Urmenſchen, von Autochthonen ihren Lebenslauf begonnen habe. Wegen dieſer Zweideutigkeit der Erſcheinung an ſich iſt denn auch von Einigen die Lehre von den Menſchenraçen ſelbſt lebhaft beſtritten worden, während Andre die Erſcheinung möglichſt ſchroff dargeſtellt, und die Unmöglichkeit der Annahme eines einzigen Urpaares, womit die Menſchheit begonnen, aufs Entſchiedenſte behauptet haben. Auf dem erſteren Standpunkte ſteht z. B. Wimmer in ſeiner gehaltreichen, trefflichen Schrift: „Kosmologiſche Vorſchule zur Erdkunde, Wien 1833.“ Nachdem er mit ſchöner Entrüſtung gegen das Syſtem der „Menſchenvervieher“ geredet hat, welche den Men-

ſchen in ſeiner phyſiſchen Erſcheinung in eine möglichſt innige Verwandtſchaft mit dem Affen zu ſetzen ſuchen, erklärt er ſich ebenfalls gegen die Annahme von Menſchenraçen, S. 344 ff. Er bemerkt unter Anderem: „Die Raçen aufſtellenden Naturforſcher legen gewöhnlich ihren Behauptungen Kupfer bei, und natürlich wählen ſie dazu die Extreme einer jeden von ihnen aufgeſtellten Raçe. Zu dieſem kommt noch ein anderer Fehler: man will das Charakteriſtiſche recht ſehr hervorheben, und aus lauter Sucht nach Treue macht oft ein einziger feſterer Zug des Zeichners, ein einziger Druck des Künſtlers auf den Grabſtichel die Abbildung ungetreu. Deſſen ungeachtet habe ich mehr als einmal Charakterbilder mit der lebenden Mannigfaltigkeit des Volkes verglichen, und das Reſultat war, daß ich die Originale nicht in Malakka oder Nigritia, oder bei den Samojeden, ſondern in meiner unmittelbaren Nähe zu ſuchen hatte. Keine Abbildung iſt mir noch vorgekommen vom langnaſigen Kaukaſier bis zum Guineaneger, deren Original nicht unter unſerem Landvolke zu finden wäre, und zwar in der reichſten Varietät; abgeſehen davon, daß die Reiſenden oft nur die auffallendſten und karrikirten Figuren zeichnen. Es gibt daher unter den Menſchen allerdings eine ſehr mannigfaltige Bildung; viele klimatiſche und andere Einflüſſe modifiziren die Farbe, Bildung und phyſiſchen Eigenheiten des Menſchengeſchlechts; und da allerdings gleiche Verhältniſſe gleiche Wirkungen hervorbringen, ſo theilt ſich das Menſchengeſchlecht in Familien, aber durchaus in keine Raçen.“ Der Verfaſſer mag darin Recht ha-

ben, daß man mit Vorliebe die extremſten Typen der Raçenverſchiedenheit auswählt, und dieſe möglichſt charakteriſtiſch oder gar frappant darſtellt. Es iſt jedenfalls eine einſeitige Faſſung der Sache, wenn das unendlich reiche Gebiet der Mitteltöne zwiſchen der Kluft der Grundformen unbeachtet bleibt. Auch iſt die ſinnige Bemerkung Wimmers gewiß begründet, daß ſich im Volksleben die auffallendſten Erſcheinungen abweichender Bildung finden, die man als Anklänge fremder Raçen, als Anſpielungen auf ethnographiſche Oheime und Vettern, oder als leiſe Bewährungen der tiefliegenden Grundeinheit des Menſchengeſchlechts betrachten könnte. Bei alle dem iſt es ungenügend, die Bildungsverſchiedenheiten aus klimatiſchen und anderen Einflüſſen allein zu erklären. Wenn der Verfaſſer die Raçen, um den profanen Namen zu vermeiden, als Familien bezeichnen wollte, ſo lag der Gedanke nahe an Urfamilienzüge, in denen ſich die Mannigfaltigkeit der Menſchennatur, aus der Ureinheit hervorgehend, auseinandergelegt, dirimirt hat. Und wenn man dieſer Idee erſt ihr volles Recht einräumt, ſo möchte es freilich wohl die Frage ſeyn, ob nicht die Thatſache, welche man mit dem Ausdruck der Raçen bezeichnet, eben ſo richtig oder gar treffender mit dem Namen: Urfamilien bezeichnet werden könnte. Diejenige Schule, welche in dem entgegengeſetzten Extreme ſteht, legt das größeſte Gewicht auf die große Verſchiedenheit der Schädelbildung, auf das Pigment unter der Negerhaut, auf die große Brutalität der Negerraçe. Hierbei beachtet man freilich wieder nicht, daß

die Kluft zwiſchen der kaukaſiſchen Raçe und zwiſchen dem Neger durch die Mitteltöne der anderen Raçen, der mongoliſchen, der malaiſchen, der amerikaniſchen in entſchiedenen Vermittelungen überbaut wird.

Auch Wagner in ſeiner „Naturgeſchichte des Menſchen, Kempten, Dannheimer 1834.“ hält die urſprüngliche Einheit des Menſchengeſchlechts im ſtrengſten Sinne feſt. In dieſem ſchönen, lehrreichen Werke findet man eine ſehr intereſſante, ausführliche, und anſchauliche Gallerie oder Darſtellung der Völker. Doch ſcheint uns die Löſung des vorliegenden Problems in dieſem Werke nicht genügend zu ſeyn. Der Verfaſſer ſagt Theil II. S. 135.: „Das menſchliche Geſchlecht iſt in drei Hauptformen auseinandergegangen; auf der einen Seite entartete die kaukaſiſche Raçe mit ovalem Geſicht in die Negerraçe von dunkler Schwärze mit ſchmalem, ſeitlich zuſammengedrückten Geſicht und Schädel, welche ſich im Innern von Afrika geſammelt hat, auf der andern Seite entwickelte ſich in Centralaſien die mongoliſche Raçe, eben ſo ausgezeichnet, wie die letztere.“ Daß der Verfaſſer drei Raçen annimmt ſtatt der fünfe, iſt eine Vereinfachung der Betrachtung, mit welcher er ſich auf Cuvier geſtützt hat. Doch ſcheint es uns falſch, daß er die Erſcheinung des Negertypus als eine Entartung auffaßt; ferner, daß er die Negerform von der kaukaſiſchen ableitet. Die einheitliche Urform der Menſchheit erſcheint uns in der Verzweigung der Raçen; hier kann alſo von Entartung nach keiner Seite hin die Rede ſeyn, wenn auch von dem Unterſchiede des Edleren und Gemeineren. Die kaukaſiſche

Raçe als ſolche erſcheint nicht als mütterliche über der Negerraçe, ſondern als geſchwiſterliche neben ihr; die letztere iſt der Urform eben ſo nahe, wie jene; hat ſie ſich von derſelben entfernt durch die große Modifikation des Verſinkens, ſo hat ſich ebenſowol die kaukaſiſche Raçe von der Urform entfernt durch die Veränderungen, welche durch die mannigfachſten Bildungszuſtände bedingt ſind.

Während alſo Wagner die fragliche Erſcheinung mit Wimmer etwas herabdrückt, obwol er freilich auch an einer andern Stelle eine reiche Fülle gelehrter Beweiſe für ſeine Anſicht beibringt, finden wir in der Anthropologie von Steffens Vieles für die Lehre von den Autochthonen mit der gewohnten Friſche und geiſtreichen Art des berühmten Verfaſſers angeführt, obwol er freilich nicht dabei ſtehen bleibt. Er ſagt im 2ten Bande des genannten Werkes S. 367.: „Es iſt entſchieden, daß die empiriſche Naturwiſſenſchaft genöthigt iſt, mehre menſchliche Stämme anzunehmen, die eine urſprüngliche Grundverſchiedenheit des Geſchlechts. Alle geſchichtliche Entwickelung, die mit Bewußtſeyn zurückgehende Erinnerung des Geſchlechts — trifft dieſe Urverſchiedenheit als ihr Fundament. Sie gehört nicht zu den Verwandlungen, deren Urſache wir durch Wahrnehmung zu verfolgen im Stande ſind. Eben das Unveränderliche bildet die ſogenannten Raçen. Nur das Geheimniß der Begattung, das innerſte Weſen der Organiſation, vermag die einmal fixirte Form zu überwältigen, und Mittelgattungen zu erzeugen.“ Der Verfaſſer hat,

wie die Schlußworte beweiſen, das Moment, daß alle Menſchenraçen in dem Verhältniſſe fruchtbarer Begattung zu einander ſtehen, und deßwegen als eine Gattung erſcheinen, in Anſchlag gebracht. Auch bemerkt er weiterhin: „Kant war der erſte, der die Einheit der zeugenden Kraft als das Beſtimmende für die Einheit der Gattung mit Klarheit und Strenge hervorhob.“ Der Verfaſſer entgegnet, allerdings ſey das Weſen der Gattung, alſo die weſentliche Einheit des Menſchengeſchlechts, nicht aber das Werden der Gattung, d. h. der einheitliche Urſprung durch den Gattungsbegriff erklärt. Weiterhin ſagt er für die Autochthonennatur der Raçen: „Pflanzen und Thiere ſind klimatiſch vertheilt. Iſt nicht daſſelbe mit den Menſchen der Fall? Gebirge, Luft, Waſſer, Erde, animaliſche und vegetative Schöpfungen weben ſich zu einem großen Ganzen zuſammen, und eine eigenthümliche Einheit verbindet alle die mannigfaltigen Richtungen für denjenigen, der jenen lebendigen Sinn für das Eigenthümliche hat, der den wahren Naturforſcher ausmacht. Mitten in der Gewalt der ihn umgebenden Natur ſteht der Menſch da. Gehört er ihr weniger zu? Wie die Thiere hat der Menſch ein eigenthümliches Daſeyn, ein eigenthümliches Leben in den verſchiedenen Gegenden. Wie könnt ihr aus der lebendigen Mitte der übrigen Geſchöpfe ihn herausreißen? aus der Mitte der Gegend, der er, der Buſchhottentotte z. B., der Eskimo, oder welchen wilden Stamm ihr ſonſt wollt, mit allen ſeinen Sinnen, allen ſeinen Begierden zugehört?“ — Der lebhafte Frager erhält

eine Antwort durch die große Thatsache des Sklavenhandels, welche wohl geeignet seyn möchte, den Strom der Fragen in's Stocken zu bringen. Sie reißen ihn wirklich heraus, den Neger, aus seiner Gegend, und bringen ihn nach Westindien, nach Amerika; dort wächst er wieder allmälig in modifizirter Eigenthümlichkeit mit einer andern Natur zusammen, er deutet den Klagegesang der Vögel in der Fremde, er veredelt sein Angesicht bis zur Anmuth der Gesichtsbildung, er wird frei, legt sich eine Cravate an, raucht seine Cigarre — oder auch er wird Christ, und beweist, daß er wenigstens nicht mit „allen seinen Begierden" seinen afrikanischen Büschen angehörte. Zur Erklärung der Entstehung des Menschengeschlechts bemerkt Steffens Folgendes: „Die Bildungsgeschichte der Erde beweist uns, daß mit einer Form der Organisation alle übrigen gegeben waren, daß eben daher die ganze gegenwärtige Epoche als eine Gesammtorganisation betrachtet werden muß. Wie in dem thierischen Gebilde alle Organe sich wechselseitig bedingen, und mit einem Schlage da sind, wenn auch unentwickelt alle zugleich im Keime sich in und miteinander darstellen, zusammen, nicht nacheinander sich entwickeln, so müssen wir auch behaupten, daß mehre Punkte der Erde im Stande waren, das Höchste zu erreichen, nach ihrem Maaße. So ist der Mensch, wo er erscheint, das höchste Produkt seiner Gegend, der Gipfel der Gesammtproduktion unter diesen gegebenen Bedingungen." Weiterhin motifizirt jedoch Steffens die Ansicht von den Autochthonen auf eine eigenthümliche Weise. „Geschichtlich

Völker, heißt es nun, müſſen von den eigentlichen Raçen unterſchieden werden. Wo die erſten hinkamen, fanden ſie Raçen*), die phyſiſch verdrängt, oder unterjocht, oder geiſtig bezwungen wurden. — — Die reinen, rohen Urſtämme, unberührt von eingewanderten Völkern können uns allein mit Sicherheit führen; erſt wenn wir dieſe in ihrer Eigenthümlichkeit kennen, dürfen wir uns mit Vorſicht, ja furchtſam jener chaotiſchen Vermiſchung nähern, um das, was die Natur in ihrem bewußtloſen Bilden gebiert, zu ſondern von dem — was den geſchichtlichen Völkern eigen iſt. Dieſe ſelbſt ſind aber, mit allen Keimen der Entwickelung, die wie ein Contagium die rohen Stämme ergreifen, eigenthümliche Gebilde, freilich räthſelhafter Art." Indem nun der Verfaſſer darauf kommt, ſich über die geſchichtlichen Völker in ihrer Unterſcheidung von den Raçen näher zu erklären, nimmt er zwiſchen beiden noch Uebergangsvölker an, nämlich ſolche, von denen die älteſte Kultur herrührt, wie ſie ſich z. B. in Indien, in Aegypten, in Mittelamerika verewigt hat. Weiterhin finden wir dann ſogar die Einheit des Geſchlechtes, welche der Verfaſſer auf dem Gebiete der empiriſchen Naturforſchung ſo lebhaft beſtritten, mit ſpekulativen Gründen wieder aufgebaut. „Daß nach dem, was wir ſpekulativ behauptet haben (nämlich die menſchliche Perſönlichkeit und Freiheit) nur Ein Paar, wie es die religiöſe Ueberlieferung will, den Anfang ge-

*) Warum alſo nicht auch da, wo ſie herkamen? Woher entſtand und welcher Art war dieſer Dualismus?

macht haben kann, ist an und für sich klar. Denn ein zweites Paar, nicht durch Zeugung, sondern durch unmittelbare Naturproduktion hervorgebracht, könnte sich nur durch äußere Bedingungen von jenem ersten unterscheiden. Keines von beiden wäre dann, in Rücksicht auf das andere, die absolut freie Gestalt, das Bild Gottes, in welchem sich die ganze Erde konzentrirte." In der Folge erklärt Steffens die Entstehung der Raçen aus zwei Momenten, das erste ist die Erbsünde, das zweite die größere Beweglichkeit (soll wohl heißen Wandelbarkeit) der ersten Menschen in der Natur. Die Ableitung der Raçenverhältnisse aus der Erbsünde wird allmälig zu einer Darstellung der Grundtemperamente der menschlichen Natur, über welche der Verfasser überaus geistreich und tiefsinnig redet. In den Raçenvölkern fänden wir sonach diese Grundtemperamente der Menschheit in überwiegenden Emanationen dargestellt, verschlungen aber in die Verderbniß des Naturlebens. Das choleriſche Temperament, als die Dispoſition zur That zieht sich in seiner Verderbniß als Charakterzug der Wuth durch die malaiſche Raçe hin, und pulsirt noch in der tückischen Grausamkeit der Australneger. Das sanguiniſche Temperament, die Dispoſition zum Genuß, zieht sich in seiner Ausartung als Trieb der Wollust von Indien aus über Aegypten durch die afrikaniſchen Negervölker hindurch, und verkörpert sich gleichsam in einzelnen Formbildungen der Neger und Hottentotten. Das melancholiſche Temperament ist der Grundzug der Sehnsucht in der menschlichen Natur; dieser Grundzug, zum Trübsinn

verderbt, erscheint in der mongolischen Race; in den furchtvollen Träumereien der Grönländer ist er bis zur Angst, zum Grauen gesteigert. Der phlegmatische Grundzug, die reine Apathie, ist bei den amerikanischen Völkern zum Stumpfsinn geworden, und kommt in der äußersten Gleichgültigkeit zur Erscheinung. Das ist nun der hohe Vorrang der geschichtlichen Völker, daß in ihnen diese Elemente des Menschenlebens, welche übrigens auch bei den Racen nicht in absoluter Sonderung vorkommen, in ihrer Verbindung und Einheit erscheinen. Indem Steffens diese sinnreichen Gedanken ausführt, gibt er gelegentlich auch einen sehr bedeutenden Aufschluß über das Wesen des Heidenthums, indem er das krankhafte Prinzip der Vereinzelung einzelner Stämme beschreibt (S. 432.). Was aber die ganze Erörterung der betreffenden Frage anlangt, so gestehen wir, daß Steffens uns in eine tiefe Dämmerung hineingeführt hat, welche uns jenes Dunkel, in welchem die Racen sich gebildet haben, sehr wohl versinnlicht. Wir würden leicht die Einheit des Gegensatzes festhalten, wenn die Behauptung klar ausgesprochen wäre, auf dem Wege der empirischen Forschung könne das Verhältniß der Racen nicht bis auf eine Einheit zurückgeführt werden; die Spekulation aber ergänze den urzeitlichen Bruch, und komme auf dem Wege höherer Argumentation auf die Einheit des Urpaares. Steffens aber schneidet sich vorab diese spekulative Wiederkehr zur Einheit durch lebhafte Extravaganzen der Argumentation ab, indem er nicht nur die Idee der Autochthonen vertritt, sondern auch eine all-

ſeitige Produktivität der Erde zur Erzielung menſchlicher Organismen fordert. Dieß iſt jedoch nicht der einzige Widerſpruch, welcher uns in ſeiner Darſtellung unaufgelöſt geblieben zu ſeyn ſcheint. Während wir ihn ſpäter mit ein Paar Worten aus der Idee der menſchlichen Perſönlichkeit und Freiheit die Abſtammung aller Menſchen von einem Paare, und die Raçen aus der Erbſünde ableiten ſehen, äußert er ſich früher bei der empiriſchen Auffaſſung (S. 375.) in folgender Art: „Eine innere Angſt vor feindlich geſinnten, dämoniſchen Kräften, ein geheimes Geſtändniß der tiefſten Abhängigkeit von den Naturkräften, ein unüberwindliches Gefühl, daß man nur in dieſer Umgebung, nur getragen von dieſer Natur gedeihen könne, durchdringt alle rohe Völker, und wächſt mit der Rohheit. Sind dieſe Spuren nicht völlig inſtinktartig? So findet man auch bei dieſen Stämmen ſo viel Räthſelhaftes in Beziehung auf die Gebräuche, die Sitten, daß nur die wildeſte Willkür hier Combinationen wagen kann, die man ebenſo gut völlig umkehren könnte. Wenn nun gewiſſe Gebräuche, wie die grauſamen der Menſchenopfer, das Tödten der Feinde auf eine beſtimmte Weiſe, nur thieriſcher Inſtinkt wären, der unter gewiſſen Bedingungen hervorbrechen muß, wie die Thiere auf eine gewiſſe Weiſe tödten? Ueberlegung, beſonnene Uebereinkunft, Produkte eines klaren Bewußtſeyns, können wir doch unmöglich in dieſen Gebräuchen erkennen. Alle Thiere finden ihren Centralpunkt in den Menſchen. Was dort phyſiſch unüberſteigbare, geſon-

derte Gattung, das ist hier in die erweiterte Region einer Gattung gebracht." — Wir haben oben eine Stelle zitirt, wo der Verfasser von dem Naturleben der Raçen sagte: jeder Gedanke des Menschen einer Raçe, jeder Wunsch, jede Hoffnung sey seiner Gegend eingebildet, er sey mit seinem Wohnorte in ähnlicher Weise verwachsen, wie die Thiere mit dem ihrigen. An einer andern Stelle sagt der Verfasser von dem Leben der Raçenvölker: „ein geheimes Schrecken für die fremdgewordene Natur durchbebt das ganze Daseyn, nächtliche Beschwörungen in finsteren Wäldern, in starren Einöden sollen den finstern, das Geschlecht hassenden Dämon beschwichtigen. Endlich sehen wir bei der höchsten menschlichen Mißgestalt auch die Angst in sich selber in einer stumpfen Gleichgültigkeit ersterben, die durch leibliche Erschlaffung nur gar zu treu ausgedrückt ist. So leben die versunkenen Raçen, an eine feindselige Natur verrathen, deren Herrlichkeit keine innere Freude, kein heiteres Gefühl, kein fröhliches Erkennen zu erregen vermag." — Auch für den folgenden Widerspruch haben wir keine Lösung gefunden. S. 399.: „Für's Erste sollen uns die geschichtlichen Völker nur diejenigen seyn, die mit großer Gewalt sich über die, den Gegenden einverleibten, über die ruhenden Urgestalten des Geschlechts geworfen, diese verändert, vertilgt und verdrängt haben." — Und vorher, „die Kämpfe, die aus der wechselseitigen Berührung der Stämme entstanden, waren bestimmt, das harte Gesetz der Unterwürfigkeit des Menschen unter die Natur zu heben, und der Liebe den Weg zu berei-

ten in der Geſchichte." — Dagegen heißt es S. 411.: „Alle Völker, indem ſie von dem Urſitze des gemeinſamen Urſprungs ſich entfernt haben, verlieren an geiſtigen Fähigkeiten, in demſelben Maaße, wie die körperliche Verbildung zunimmt." Hier begegnet dem Verfaſſer zugleich noch die Verwechſelung, autochthoniſche Völker, die ihrer Gegend einverleibt ſeyn ſollen, als Wandervölker, als geſchichtliche einzuführen, oder was noch ſchlimmer iſt, geſchichtlich bewegte Völker in ihrer Wanderung ſtufenweiſe immer mehr zu Raçenvölkern erſtarren zu laſſen. Alle Verwirrung aber hat ihren erſten Grund darin, daß der Verfaſſer keine genügende Vermittelung zwiſchen ſeiner empiriſchen Begründung der Lehre von den Autochthonen, und ſeiner ſpekulativen Begründung der Lehre, daß alle Menſchen von einem Urpaare abſtammen, gegeben hat, ſo wie darin, daß ſich kein Schlüſſel für die Unterſcheidung zwiſchen Geſchichtsvölkern, Raçenvölkern und Uebergangsvölkern findet, oder daß ſich der Aufſchluß wenigſtens nur in Andeutungen, wie z. B. die Hindeutung auf die Erbſünde, und auf die Beweglichkeit der frühſten Menſchennatur, verloren hat. Indeß entnehmen wir der ganzen Darſtellung doch ein bedeutendes Reſultat in zwei Grundſätzen. Der erſte Grundſatz iſt dieſer: die empiriſche Forſchung kommt nicht über die Raçen hinaus, und der zweite dieſer: die ſpekulative Forſchung kann die urſprüngliche Einheit des Menſchengeſchlechtes nicht aufgeben.

Auf dieſelben Schlußreſultate kommt ein Aufſatz über die Menſchenraçen im zweiten Hefte der deutſchen

Vierteljahrsschrift, welche bei Cotta erscheint. Der Verfasser, welcher sich H. H. unterzeichnet hat, behandelt die Frage über die Entstehung der Menschenraçen sehr ausführlich, mit großem Scharfblick, in frischer und geistvoller Darstellung. Er ist derjenigen Auflösung des Räthsels, welche die betreffenden Erscheinungen von vorne herein mit den alttestamentlichen Urkunden in Harmonie zu setzen sucht, sehr abhold; auf die Mystik, welche ihr Interesse in die Untersuchung mischt, ist er sehr übel zu sprechen; die Ableitung der Raçen aus der Erbsünde, wie sie Steffens vorgenommen, behandelt er als einen Wahn oder als ein Spiel, das keine Beachtung verdiene. Er macht mehr als einen erschütternden Stoß auf die Theorien, welche ihm am meisten hinderlich sind, auf die Erklärung der Raçen aus dem Klima, auf die Annahme, daß die kaukasische Raçe als Urform, die andern Raçen aber als degenerirende Abzweigungen dieser Urform zu betrachten seyen. Dergleichen Unzulänglichkeiten beseitigt er mit dem besten Erfolg. Der verhaltene Aerger jedoch, welcher hin und wieder gegen die Ueberlieferungen vom Paradiese und vom Sündenfall laut wird, hat den tüchtigen Forscher dennoch nicht vermocht, den Schlußresultaten seiner Forschung auszuweichen, welche mit jenen religiösen Mittheilungen über die Anfänge des Lebens im besten Einklang stehen. Merkwürdig ist es, wie der Gang der Forschung sich ebenfalls vorab gegen das Schlußresultat zu sträuben scheint; so daß es fast auch hier bis zu Anklängen des Widerspruchs kommt, die bei Steffens zum Ausbruch des Wider-

ſpruchs ſich geſteigert finden. Mit den folgenden Worten führt der Verfaſſer die gewöhnliche Annahme der Abſtammung aller Menſchen von einem Paare ein: „die Erklärer führten den wunderlichen Zögling der Elohim aus dem Paradieſe auf unbegreiflichen Wegen über die weite Erde. Die Vorſehung Gottes ebnete wunderbar die Pfade vor den Schritten der jugendlichen Geſchlechter; aber nicht lange, ſo warf ſie ſein Zorn hier unter das Eis des Pols, dort unter den ſengenden Strahl der Sonne, und gab es zu, daß ſie in einer übermächtigen Natur abfielen von jenem Urgeſchlecht, das aus dem warmen Neſte am Weltrücken Aſiens mit unbezwinglicher Wanderluſt ausgeflogen war. In der Wirklichkeit iſt der Neger der Sklave des Weißen; aber die Philoſophie wahrt ihm ausdrücklich, als einem Glied der einigen Menſchenfamilie, Perfektibilität, und Antheil an der Erlöſung. Die Humanität des Europäers, und noch mehr das geheime Grauen vor der irdiſchen, thieriſchen Wurzel ſeines Geſchlechts, erkennt den rothen Amerikaner als Milchbruder; aber ſein Stolz vermag einmal die Stammverſchiedenheiten der Menſchheit nach Farbe und tiefgreifender Körperbildung nur als Abfall von ſeinem eigenen erhabenen Urbilde zu begreifen, und der aus Gottes Hand hervorgegangene weiße Urſtrahl ſoll ſich durchaus in der farbigen Menſchheit verſchiedentlich gebrochen und getrübt haben. — Die unbefangene Naturforſchung erblickt in den erwähnten drei Sätzen Vorausſetzungen, die durch nichts erwieſen ſind, während die ſonſtige Naturbeobachtung vielfach dagegen ſtreitet. Dieſe

Ansicht stößt überall auf unüberwindliche Schwierigkeiten, und verwickelt sich in unzählige Widersprüche, wenn es sich davon handelt, die geistigen und körperlichen Charaktere der Racen sammt ihrer geographischen Vertheilung zu erklären. Nichts desto weniger blieben die gewöhnlichen Anthropologen fortwährend dabei stehen. Nur rückten sie das Paradies in halb Asien herum, bald mehr nach Ost, bald mehr nach West, weiter am Gebirg aufwärts oder gegen den Meeresstrand herab; der eine dachte sich den Urstamm so, der andere Anders, und die Marschroute der sich fächerförmig verbreitenden Menschheit war nun zwar sehr einfach — sie hatte eben das Land zu füllen, wie es vorlag — aber auch höchst unbegreiflich. Es handelte sich von einem Vorgang, der weit jenseits aller Erinnerung des Geschlechts liegt; von Menschengeschichte konnte also dabei gar nicht die Rede seyn, und die Phantasie der Bevölkerer der Erde hätte leichtes Spiel gehabt, wenn nicht die Naturgeschichte fast bei jedem ihrer Sätze ein Veto einlegte. Dadurch geriethen die Erklärungsversuche mit den unabweislichen Resultaten der Naturforschung, und unter einander selbst in Conflikt. Wir haben aber unter uns eine Zauberin, die sich auf ihren Seherfittigen so hoch erhebt, daß ihr alle Schwierigkeiten in der Vogelperspektive verschwinden. Die Mystik, welche das mächtige Complement unseres beschränkten Wissens geradezu divinirt, weiß auf jedem Standpunkte der Wissenschaft die Offenbarung, oder was sie so heißt, mit den Resultaten der Forschung zu versöhnen, und so hat

*

die deutsche Philosophie einen Versuch (von Steffens) aufzuweisen, die Raçenbildung aus der verlorenen Unschuld und der Erbsünde zu erklären." Nach einem solchen Programm durfte man ein Resultat wie das folgende, kaum erwarten: „Unser Hauptzweck bei Entwerfung der obigen Skizzen war, dem mehr in Geographie und Völkerkunde als in der Naturgeschichte bewanderten Leser das Problem der Raçenbildung in seiner ganzen natürlichen Schroffheit vor Augen zu stellen. Wir haben gezeigt, daß die angebornen Verschiedenheiten des Menschengeschlechts keineswegs chromatische Abschattungen sind, die sich aus lokalen Verhältnissen erklären, und sich mit ihrem Wechsel verwischen, sondern fixe Formen, deren Genesis mit der Gesammtheit der jetzigen tellurischen Einflüsse rein nichts zu thun hat. Wir haben im Namen des in der Natur allwaltenden Verstandes dagegen protestirt, wenn sich der Europäer in süffisantem Unverstande vorweg und ohne allen Beweis für den Stammvater und bestellten Vormund seiner farbigen Brüder hält. Wir haben wahrscheinlich zu machen gesucht, daß das Alter des Menschen weit höher hinaufreicht, daß der Berührungspunkt zwischen geologischer und historischer Zeit in der Erde ungleich tiefer zu suchen seyn möchte, als man gemeinhin glaubt. Läßt man so die Wurzel des Geschlechts sich rückwärts in der Erdbildung unbestimmt verlieren, und fragt sich dabei, wie das Verhältniß der jetzigen Raçen zu einem Urstamm zu denken sey, so kommt man nun zum folgenden, ebenso schwankenden Begriff: wenn die Gesetze, welche die Bildung aller Lebendigen

zu beherrſchen ſcheinen, wie billig auch auf den Menſchen Anwendung finden, ſo ſind die Raçen Strahlen eines gemeinſchaftlichen urſprünglichen Centrums der Bildung, und keine kann dieſen Urtypus ganz und vollſtändig repräſentiren, die eine kann ſich nur demſelben mehr nähern, als die andere. Ein einigermaßen feſter Punkt ſcheint nur auf eine Weiſe zu gewinnen: wenn man nämlich mit einigen Naturphiloſophen geradezu annimmt, der Menſch habe bereits in jenem heißen, rings um die ganze Erde ausgebreiteten Paradieſe gelebt, das der Cherub polwärts mit eiſigem Hauche in eine Wüſte verwandelt; auch er ſey Zeuge jenes raſchen Umſchlags des Klimas geweſen, wobei ſo viele Thiergeſchlechter in den höheren Breiten ausgerottet, und nur die härteren erhalten, und umgebildet wurden." —

Man ſieht, wie hier die der „Myſtik" entſchieden abgeneigte Forſchung am Ende in Reſultate ausläuft, welche mit den Urkunden der Geſchichte des Reiches Gottes aufs beſte harmoniren. Man denke ſich „das gemeinſame urſprüngliche Centrum der Bildung" in konkreter Faſſung, ſo iſt das eine Menſchenpaar mit dem Paradieſe wieder da. Die Behauptung dieſer ungebundenen Forſchung, das Menſchengeſchlecht ſey nicht durch Abartungen von der kaukaſiſchen Raçe aus in Raçen zerfallen, ſondern der Urtypus der Menſchheit liege im Dunkel der Vorzeit begraben, ſtimmt ſogar beſſer mit der alten Ueberlieferung von dem verlornen Paradieſe, als die unzulängliche apologetiſche Auffaſſung, welche die kaukaſiſche Bildung mit der Urform identifizirt, in dieſer alſo theilweiſe das alte Paradies ſich

fortſetzen läßt. Es würde zu weit führen, der Argumentation des Verfaſſers im Einzelnen zu folgen. Gegen die Erklärung der Raçenverſchiedenheiten aus dem Klima führt der Verfaſſer als beſonders ſchlagendes Moment die Erſcheinung an, daß der rothe Amerikaner ſich zweimal durch alle Breitengrade hindurch ausbreite, einmal im Norden, einmal im Süden, und ſich doch im Charakteriſtiſchen ſeiner Raçe überall gleich bleibe. Die Bemerkung iſt ſehr bedeutend, an den klimatiſchen, oder geologiſchen Unterſchied zwiſchen Oſt und Weſt iſt dabei freilich nicht gedacht, und doch hat Carus, deſſen Darſtellung der Raçen wir leider hier noch nicht berückſichtigen können, auf dieſen Unterſchied die Unterſcheidung zwiſchen öſtlichen, vergelbten, veralteten, und weſtlichen, morgenröthlich angeſtrahlten Dämmerungs-Völkern gegründet. Als das entſcheidende Motiv, die Einheit der Gattung anzunehmen, betrachtet der Verfaſſer den Grundſatz, daß nur die Weſen einer Gattung in dem Verhältniſſe der Begattung zu einander ſtehen. Was Steffens zur Entkräftung dieſes Beweiſes vorgebracht hat, ſcheint an der klaren Macht dieſes großen Naturgeſetzes zu Grunde zu gehen. Der Verfaſſer des vorliegenden Aufſatzes zeigt ſogar, daß die Begattung noch engere Kreiſe zieht, als die Gattung ſie bildet. „Eine Spielart weißer Rebhühner hat alle Gemeinſchaft mit den grauen, ihren Stammältern abgebrochen.“ So iſt es alſo vielmehr denkbar, daß verſchiedene Gattungen aus einer Stammlinie ſich entfalten, als daß aus rein geſchiedenen Stammlinien eine Gattung werden ſollte. Bei den

Menſchenraçen aber findet ſich nicht bloß das Verwandſchaftszeichen der Begattung, ſondern auch die Erſcheinung, daß die Sprößlinge ſolcher Verbindungen zwiſchen den Individuen verſchiedener Raçen wieder fruchtbar ſind, während die verwandten Thierraçen, wenn ſie in das Verhältniß der Zeugung mit einander treten, nur unfruchtbare Baſtarde hervorbringen.

Die erwähnte Thatſache iſt als der phyſiologiſche Beweis für die urſprüngliche Einheit des Menſchengeſchlechts zu bezeichnen. Wir erlauben uns, auf ein gäologiſches Moment aufmerkſam zu machen, was in den betreffenden Verhandlungen nicht zur Sprache gekommen zu ſeyn ſcheint. Wenn man auch auf dem höchſten Standpunkte, dem religiöſen, den Menſchen als ein Geſchöpf Gottes, als ein Gebilde der Wunderhand Gottes anſehen muß, ſo iſt doch freilich auch die Naturwiſſenſchaft berechtigt, ihn, indem ſie auf die Form, Geſetzmäßigkeit und Vermittelung ſeines Werdens ſieht, als ein Produkt der Erde, ihre „Begeiſterung" wie Steffens ſchön und treffend die Dispoſition der Erde zur Ausgeburt des Menſchen nennt, zu betrachten. Nun aber ſcheint man bei der Annahme der Autochthonen die Schwierigkeit nie recht erwogen zu haben, welche entſteht, wenn man ſich die Erde in ſo großer Getheiltheit ihrer Kraft als eine kreiſende Menſchenmutter denken will. Wir erinnern an das große Naturgeſetz, daß die Erde überall höchſt ſparſam geweſen iſt mit der Hervorbringung ihrer edelſten Produkte. Es iſt ihr nur in hochbeglückten Momenten ihrer erſten Frühlingswärme auf auserwählten

Punkten gelungen, die edelſten Gebilde der Pflanzenwelt und des Thierreichs hervorzubringen, und ſie hat es dem Geſetz der Fortpflanzung überlaſſen, die Welt mit ſolchen Poeſieen ihrer „Begeiſterung" zu bereichern. Wie arm iſt z. B. die Auſtralwelt in ihren Produktionen geblieben! Den Löwen hat ſie nicht zu erzeugen vermocht, und doch ſoll es ihr ein Geringes geweſen ſeyn, mehrere Arten von autochthoniſchen Menſchen hervorzubringen. Da wo der Affe nicht heimiſch iſt, iſt man genöthigt, den Uebergang von der Thierwelt zur Menſchenwelt, den Sprung zum Autochthonen, zum Urmenſchen ſogar von dem Känguruh oder von dem Seebär aus zu machen. Ein rechter **Salto mortale**! Der Roſe wird es bewilligt, ein Roſen-Paradies zu haben, eine Urheimath in Schiras etwa, aus welcher ſie ausgewandert iſt in die nach Maaßgabe ihrer Individualität ärmere Welt; wenn aber von dem Menſchen die Rede iſt, ſo hat er überall wohl als Autochthon hervorbrechen können, wo etwa auch nur für einen Pilz der zulängliche Gebärungsſtoff vorhanden war. Nun freilich ſind ja auch die Menſchen nicht von einerlei Qualität, und eine ärmere Region durfte wohl mit der Produktion einer geringeren Raçe ſich begnügen. Aber man hat es nicht bedacht, daß man im höchſten Maaße der Lehre von der allbeſtimmenden Macht des Klima, welcher man entfliehen wollte, wieder verfällt, wenn man die Vielheit der Urmenſchen feſtſtellt. Beſeitigt man nämlich die Dispoſitionen des Klima, ſo muß der Menſch überall als daſſelbe Produkt der Erde aus dem Dunkel ſeines Urſprungs hervortreten.

Die Autochthonen müſſen ſich wie Zwillinge gleichen, wenn man anders die Gattungsgleichheit nicht aufgeben, dagegen die individualiſirende Macht der Klimata beſeitigen will. Man betrachte nur diejenigen Gebilde der Erde, welche Autochthonen im eigentlichſten Sinne ſind: die Felſen, die Steinarten. Dieſe ſollen ſich nach der Verſicherung der Naturforſcher in ihren verwandten Arten am meiſten gleich ſehen; ohne Zweifel eben weil ſie die wahren Autochthonen ſind. Dagegen finden wir ſchon in der Pflanzenwelt ein höchſt bedeutſames Wanderleben, und die Heimath der Getreidearten, wie der Obſtſorten iſt mehr oder weniger ein Geheimniß geworden. In dem Leben der Thiere ſind wenigſtens die Fortſchiebungen derſelben in Folge klimatiſcher Veränderungen, wie ſie z. B. den Elephanten vom Nordpol bis in die heiße Zone zurückgedrängt haben, ſehr bedeutſam. Und nun ſoll man den Menſchen überall zunächſt als einen mit ſeinem Boden noch Verwachſenen anſprechen. Wenn wir uns aber wirklich dazu verſtehen, ſo wird man doch die klimatiſche Individualität verſchiedener Erdregionen nöthig haben, um aus ihnen die Verſchiedenheit der Raçen abzuleiten. Man wird alſo demnach annehmen, daß die Summe der klimatiſchen Einflüſſe in ihrer myſteriöſen Einheit einen Autochthonen ſo oder ſo gebildet hat. Kommt man aber dazu, das Klima für die individuelle Geburt der Menſchheit als das Allentſcheidende anzuſehen, ſo ſollte man es billig auch für ihre Kindheit wenigſtens noch als einen höchſt bedeutſamen Faktor anerkennen, beſonders wenn man bedenkt, daß der

erdgeborne Menſch erſt unter der Vollkraft ſeines Klima zur eigentlichen vollen Ausgeburt, oder beſſer organiſchen Ausbildung kommen konnte. Bei der Annahme eines urſprünglichen Menſchenpaares dagegen iſt für die Grundlage der Raçenverſchiedenheiten, ſofern ſie aus dem Klima nicht vollſtändig erklärt werden können, Raum gewonnen in der Idee der verſchiedenen Ur-Individualitäten oder Grundformen der menſchlichen Bildung. Kommen wir nun auf die Schwierigkeit zurück, welche das Ausgebären vieler Autochthonen nebeneinander für die Erde nach Maaßgabe ihrer Natur haben mußte, ſo ſollte man freilich aus der großen Sterblichkeit der Menſchen auf eine kranke Drillingsgeburt einer kranken Mutter ſchließen, und die Annahme dreier autochthoniſcher Urväter würde dann grade mit der Cuvierſchen Annahme von drei Raçen, welcher auch der Verfaſſer des erwähnten Aufſatzes beitritt, ſehr wohl übereinſtimmen. Aber nur dieſe drei Autochthonen, der kaukaſiſche, der mongoliſche und der Neger, deren Wiegen ſich zu dem nach den gegebenen Ableitungen im hohen Aſien ganz nahe berühren würden, allenfalls mit Ausnahme der Negerheimath, wären denn doch eine ſo bedenklich trauliche Autochthonengruppe, daß es am Ende auch der Naturforſchung gerathener ſcheinen möchte, ſie als eine Urfamilie zu betrachten. Will man jedoch die Zahl der Urmenſchen vermehren, ſo kommt man zunächſt auf die fünf bekannten Menſchenraçen. Dieſe Zahl iſt anſtändiger, dagegen rücken aber die Urſprünge wieder auf eine ſehr bedenkliche Weiſe zuſammen, indem ſo-

wol von der einen Seite der Amerikaner das Centrum in Asien berührt, als von der andern Seite der Malaie. Auch diese Annahme der fünf Urmenschen, die man ganz nahe zusammenrücken kann, führt wieder auf die Nöthigung hin, sie als eine Familie anzusprechen. Geht man aber einmal über die großen Racenunterschiede hinaus, so kann man schwerlich bei einer Annahme von vierzehn Urmenschen, oder bei der Annahme einer ähnlichen Zahl einen wissenschaftlich befestigten Halt machen, sondern man wird eben nun, da die geringeren Völkerverschiedenheiten mit in Betracht kommen, in die Hunderte und Tausende hineingetrieben. Da man bei den Indianern in Amerika allein an tausend ganz verschiedene Sprachen gefunden haben will, so müßten, wenn man das höchste bedeutsame Moment der Sprache zum Grunde legen wollte, in jenem Continente die Kreisungen der Erde zur Menschengebärung ganz außerordentlich zahlreich, überaus krankhaft zahlreich gewesen seyn. Wollte man auch annehmen, jene Region sey als ein Produkt der jüngeren Erdbildung mit bereits geschwächter Produktionskraft zur krankhaften Fruchtbarkeit, zur Hervorbringung vieler Menschen in einer Ausgeburt disponirt gewesen, so würde doch diese Vielheit, diese Krankhaftigkeit gar zu sehr in's Fabelhafte spielen. Nun aber müssen wir auf die Bemerkung kommen, daß uns überhaupt die Idee der Autochthonen nicht naturgemäß erscheinen will; was bereits oben angedeutet wurde. Wenn die Erde schon zur Bildung der edelsten Pflanzen und Thiere nicht überall disponirt ge-

weſen iſt, wenn ſich vielleicht die ganze alte Welt hat in ſich zuſammennehmen müſſen, um das edle Roß zu erzeugen, während dieß der ſchwächere Continent der neuen Welt nicht vermochte, ſollte es der Erde möglich, oder vielmehr, ſollte ſie disponirt geweſen ſeyn, überall Menſchen auszugebären? Wenn man bedenkt, welche Steigerung all ihrer Kräfte dazu gehörte, um über den Affen hinauszugehen, und den Menſchen zu erzeugen, wie himmelanſtrebend dieſer Trieb der Erde geweſen iſt, ſo muß man wohl vermuthen, daß ſie in der Begeiſterung dieſer letzten Produktion zu einer Löwinn geworden iſt, die nur ein Junges geworfen hat, daß ſie alle ihre Kraft von Pol zu Pol hat zuſammendrängen müſſen, auf einen Punkt, auf eine Stätte des Myſteriums, wo der Himmel ſich mit der Erde berührte, wo Gott ſeinen Hauch mit der werdenden, letzten Erdbildung vereinigte, daß ſie all ihre edelſte Kraft hat müſſen zuſammennehmen in eine große Geburtswehe, um den Menſchen hervorzubringen. Wir denken zu ſtolz vom Menſchen, als daß wir annehmen dürften, die Erde habe ihn nach Art der Kaninchen und Mäuſe rudelweiſe in's Daſeyn geworfen, und zu groß von jenem einzigen Prozeß ſeines Werdens, als daß wir glauben möchten, die Natur ſey mit dieſem Prozeß verſchwenderiſch umgegangen. Vielmehr ſcheint es natürlicher, anzunehmen, daß ſie dieſer Erhebung nur einmal fähig war; und wohl könnte man von der Entſtehung des Menſchen an eine Depotenzirung der Natur datiren, woraus ſich jene große Wärmeabnahme erklären ließ, die das erſte große Palmen-

paradies, welches die ganze Erde umgab, in ſeinen äußerſten Umkreiſen erſtarren ließ, während es ſich in geſteigerter Schönheit um den Menſchen zuſammenzog; wenn nicht ein andrer Moment der Urgeſchichte zur Erklärung dieſes plötzlichen Wechſels, unter welchem der Mammuth im Eiſe begraben wurde, noch geeigneter ſeyn möchte.

Der dritte und höchſte Beweis für die urſprüngliche Einheit des Menſchengeſchlechts iſt der ethiſche. Wir haben geſehen, wie Steffens einzig auf dieſen Beweis, auf die Lehre von der menſchlichen Perſönlichkeit und Freiheit ſeine Folgerung baut, es ſey urſprünglich nur ein Menſchenpaar geweſen; wie er vor der Kraft dieſes Beweiſes ſeine ganze feurige Argumentation für die Vielheit der Urmenſchen mit einem Male niederſchlägt. Bemerkenswerth iſt die Differenz, daß der zitirte Gelehrte, welcher ſich in der deutſchen Vierteljahrsſchrift über den fraglichen Gegenſtand vernehmen läßt, das ethiſche Moment nicht beachtet, aber in dem phyſiologiſchen die Einheit der Menſchheit gerettet ſieht, während ſich bei Steffens eine rein entgegengeſetzte Schätzung beider Argumente findet. Wir wollen die Darſtellung dieſes ethiſchen Beweiſes nicht in die Länge ziehn. Es iſt eine Folge der göttlichen Offenbarung, aber eben deßwegen auch eine Folge menſchlicher Divination, wenn man feſthält, daß alle Menſchen von einem Paare abſtammen. Wo der Menſch in anderen Individuen ſeiner Gattung ſein unveräußerliches Weſen der Menſchenart, den Sieg der Menſchenhaltung über das Affenweſen, wo er ſein Ge-

wiſſen, ſein Gemüth, ſeine Poeſie, ſeinen Schmerz, ſein Rechtsgefühl, ſey es auch alles das in der Verunſtaltung, in ſeinem geiſtigen Elend wiederfindet, da läßt er ſich's nicht nehmen, die Blutsverwandſchaft anzuſprechen, auf Brüder zu muthen. Ja man kann wohl behaupten: ſo wie das religiöſe Heidenthum beſteht in der Vorausſetzung vieler Götter, ſo beſteht das ethiſche in der Vorausſetzung vieler Urmenſchen. Sowol Steffens in ſeiner Anthropologie als der erwähnte Verfaſſer in der deutſchen Vierteljahrsſchrift haben mit trefflichen Zügen die Verdumpfung dargeſtellt, welche daraus entſteht, wenn einzelne Völkerſtämme, Geſchlechter und Familien ſich von der ganzen übrigen Menſchenwelt iſoliren ſowol in ihren Heirathen, als in ihrer Lebensweiſe und Art, zu ſprechen, wie aus dieſer Iſolirung die geiſtige Erſtarrung hervorgeht. Das iſt aber eben der Nerv des Heidenthums, die falſche Vielheit; die Iſolirung der einzelnen Zweige des großen Menſchenlebens. Da gehen ſie denn alle „ihre eignen Wege.“ Da hypoſtaſiren ſich Urfamilienzüge in Raçen. Da verwirren ſich die Sprachen. Das ethiſche Heidenthum pulſirt grade in den abſoluten Scheidungen der einzelnen Stände und Geſchlechter im Kaſten- und Privilegienweſen, in dem antiken Gegenſatz von Freien und Sklaven, und ſeine Abſchattung findet ſich noch in dem chriſtlichen Staat, ſo wie in der chriſtlichen Kirche, ſo weit als die Gegenſätze zwiſchen Edlen und Gemeinen, zwiſchen Prieſtern und Laien ultrirt erſcheinen. So findet denn auch in unſerer Zeit noch das modernſte Heidenthum, welches die Chri-

ſtenheit durchſchleicht, in Amerika ein Intereſſe darin, die alten Unterſcheidungen der Raçen in Scheidungen zu fixiren, und nur theilweiſe ſtellt ſich dieſer Auffaſſung jener Abolitionismus der demokratiſchen Beſchränktheit entgegen, welche ſonſt in Amerika herrſcht, und mit dem Uebel der Scheidungen auch den Segen der Unterſcheidungen aufhebt. Es iſt höchſt erfreulich, daß ſich noch neuerdings das engliſche Miniſterium mit hoher, chriſtlich ſittlicher Energie, mit Abſcheu gegen den Sklavenhandel ausgeſprochen hat, da ſich erwarten läßt, daß der Induſtrialismus der Gegenwart, namentlich wenn wir Deutſchen ihn erſt theoretiſch vertiefen, ſehr ſchöne Argumente dafür auffinden wird, wie doch mit dem Neger namentlich, mit dem „uralten Knecht des Europäers" nichts anders anzufangen ſey, als ihn fortwährend dienſtbar zu machen, und mit dem rothen Amerikaner nichts anders, als etwa ſeine letzten Reſte nach zahlloſen Verdrängungen in den Fluten des ſtillen Meeres zu taufen. Schon häufig hat ſich der Induſtrialismus in ſolchen Darſtellungen ein Anſehn gegeben, und die verkümmerte Frömmigkeit unſerer Tage, wie ſie leider mit mancherlei Finſterniſſen des ariſtokratiſchen und hierarchiſchen Intereſſe ſich befreundet hat, hat auch mit dieſer Richtung in einzelnen Fällen zu fraterniſiren gewußt, wo es dann etwa hieß: der alte Fluch über Ham ſey noch nicht aufgehoben, deßwegen müſſe das Sklavenleben einſtweilen in statu quo bleiben. Die Lehre von den Autochthonen kann nach dem Charakter der Zeit ſehr wohl wieder einen Anhalt im modernſten Bewußtſeyn, in dem ſkeptiſch

raffinirten Materialismus der Gegenwart finden. Vorab beginnt man damit, dem Neger die moraliſche und religiöſe Vollbürtigkeit abzuſprechen. So wie aber die Theorie von den Autochthonen dahin gekommen iſt, ſich auf das Intereſſe des Tages zu ſtützen, ſo wird auch die entgegengeſetzte Ueberzeugung nicht etwa in der altteſtamentlichen Urkunde, ſondern in dem chriſtlich-ſittlichen Menſchheitsgefühl der höheren, beſſeren Gegenwart ihre Grundlage ſuchen und finden. „Jeſus Chriſtus heute" — oder Chriſtus in dem Humanitätsgefühl der Gegenwart, das wird der Felſen ſeyn, an welchem die Autochthonenlehre ſcheitert und zu Grunde geht. Die Sozietät des großen Wilberforce iſt eine Gottesgemeine in allen Landen, die ſich weder an dem Neger, noch an dem Indianer, die ſich an keinem Menſchen, zum Bilde Gottes erſchaffen, vergreifen will, als wäre er ein jagdbares Wild, oder ein verworfener Helot. Mag man indeß die Unterſchiede zwiſchen dem weniger begabten Neger, und dem höher begabten Kaukaſier recht ſcharf hervorheben, um ſo entſchiedener wird die Verpflichtung, dem armen Bruder nach der Treue des gemeinſamen Vaterhauſes zu behandeln, hervortreten. —

Iſt uns nun die Einheit des Menſchengeſchlechtes in ſeinem Stammpaare feſtgeſtellt, ſo iſt es ebenſowol nach dem Vorigen ausgemacht, daß wir die erſten Menſchen nicht in der Geſtalt einer der jetzt vorhandenen Raçen uns zu denken haben. Der erſte Menſch iſt gegenüber ſeiner ſpäteren Verderbniß der paradieſiſche, das Geſchöpf zum Bilde Gottes geprägt; aber

seiner himmlischen Berufung gegenüber ist er der Mensch von der Erde (1 Cor. 15, V. 47.), welchen Paulus von dem himmlischen Menschen genau unterscheidet. Insofern nun als er die ganze Menschheit repräsentirt, ist er auch der Stammvater der Raçen. Hat auch noch jetzt in den späten Zeiten der Menschheit, da jeder Mensch als Zweig an einem Riesenbaume zu betrachten ist, jedes Menschenpaar diese unerschöpfte Fülle der Eigenthümlichkeiten in sich, daß es in seinen Kindern die verschiedenartigsten Individualitäten darstellt, edlere und gemeinere, hellere und dunklere, schöne und minderschöne, oder selbst verbildet häßliche, wie vielmehr muß man für die Urmenschen die außerordentlichste Fülle und Kraft, sich in den Nachkommen aufs Stärkste zu verzweigen, in Anspruch nehmen. Wir können uns die Urverzweigung der Menschheit gewiß nicht anders als in den frappantesten Formen denken, wenn wir anders naturgemäß darüber denken wollen. Allein, wie sind diese Urformen stereotyp geworden? Durch Isolirung! entgegnet Steffens, und mit ihm der vielerwähnte Verfasser. Es ist keine Frage, daß in dieser Abschließung sich die Sünde zeigt, theils als Verdunkelung der ursprünglichen Einheit, theils als Kastenstolz und Egoismus. Eine Sünde aber, die sich so vererbt, die so gewaltig auf erbliche Verhältnisse einwirkt, hätte der Verfasser in der deutschen Vierteljahrsschrift wohl erlauben müssen, als Erbsünde zu bezeichnen. Freilich sehen wir auch nicht ein, wie Steffens die kaukasische Raçe von der Erbsünde emancipiren kann, indem er die Bildung der übrigen Raçen als

Verbildungen, welche durch die Erbſünde entſtanden ſind, darſtellt. Wir finden alſo die tiefſte Wurzel der Racenverſchiedenheit in der Individualiſationskraft der Urfamilie. Sobald es ſich aber darum handelt, zu erklären, wodurch dieſe Ur-Individualitäten ſo feſt geworden, muß das Moment der heidniſchen Iſolirung, alſo auch der Erbſünde mit in Betracht kommen. Jedes Glied der Urfamilie alſo ging ſeine „eigenen Wege" in die Welt hinein, je nachdem es individualiſirt, aber auch in ſeiner Individualität krankhaft, ſündlich verſtimmt war. Sie theilten ſich und zogen hinaus in die wohlverwandten Zonen, in denen ſie vollends durch klimatiſche Einflüſſe zu dem gemacht wurden, wozu ſie in ihrem Innerſten bereits disponirt waren. So wählte ſich nach Steffens der Mongole, deſſen Sehnſucht oder melancholiſches Temperament in Trübſinn ausgeartet war, die Oeden und Nebelreiche des Nordens, der grauſame wuthvolle Malaie wuchs mit der vulkaniſch tobenden Natur der oſtindiſchen Inſeln zuſammen, der genußſüchtige Neger legte ſich in die Schatten der Rieſenbäume unter der Mittagsſonne der Erde zum Schlafe des Vegetirens nieder, um in der Wolluſt ſeine Verderbniß zu offenbaren, der ſtumpfſinnige Indianer Amerikas lagerte ſich mit ſeinem verderbten Pflegma in der Verborgenheit Amerikas, und ließ ſich von Jeſuiten und Verdrängern nach Belieben gebrauchen und mißhandeln. Obwol die Darſtellung dieſer Verzweigungen bei Steffens, welche hier in freier Weiſe angeführt worden, ſehr ſinnreich iſt, namentlich bedeutſam verſchlungen mit der Lehre von den Tem-

peramenten, und von den Grundtrieben der menſchlichen Natur, ſo haben wir doch einige Bedenken ſowol gegen das Ganze als gegen das Einzelne der Ausführung. Die Befreiung der kaukaſiſchen Bildung von dem Begriff der Raçe hat Steffens nicht gehörig begründet. Wo liegt der eigentliche Unterſchied zwiſchen den Raçenvölkern, und den geſchichtlichen? Iſt es der Unterſchied des verdunkelnden Fluchs und des erhellenden Segens? Ferner möchten wir den nordamerikaniſchen Indianer nicht als den Menſchen des Stumpfſinns, und ihm gegenüber den Mongolen als den Menſchen der getrübten Sehnſucht betrachten. Der Tatare beweiſt eine viel ſtärkere Unempfänglichkeit für das Evangelium als der Indianer. Der erſtere fragt den Miſſionar: könnt ihr uns dazu verhelfen, daß unſere Stuten mehr Milch geben? während der Letztere ſeine Botſchaft mit Mittheilungen von dem Walten des großen Geiſtes erwiedert. — Möchten wir aber auch hier die Stellung des trüben und des ſtumpfſinnigen Menſchen beinahe umkehren, wird ſie uns wenigſtens zweifelhaft, ſo ſcheint doch der Grundgedanke von Steffens feſtzuhalten zu ſeyn, daß ſich die Raçen als Individualitäten im Zuge des Sündenfalls ſolchen Himmelsſtrichen zugewendet haben, wie ſie ihr inneres Weſen vorwiegend anzogen, und daß ſich unter den Einflüſſen dieſer Regionen ihre Eigenthümlichkeiten bis zur ſchroffſten Erſcheinung des Raçenunterſchiedes vollendet haben. Als das erſte Moment in der Bildung der Raçen betrachten wir demnach die Individualitäten der Urkinder in ihrem aſtförmigen, grandioſen Charakter, als das zweite Moment die

Verderbniß der Individualitäten in irgend einem heidnisch isolirten, verkehrten Lebenszuge, als das dritte die Summe aller klimatischen Einflüsse, wie sie namentlich in die bildsame Form der Völker in ihrer Jugend tief eindringen, und sich in ihnen wesenhaft befestigen mußten, wie z. B. die Schwärze des Sonnenbrandes in der Unterhaut des Negers. Nun aber fangen auf dieser Basis der Raçen die sekundären Individualisationen, Isolirungen und Hingebungen an, klimatische Eigenthümlichkeiten, verbunden mit allen Unterscheidungen partikulärer Lebensweisen, und bilden auf den drei oder fünf Aesten des einen Menschenstammes die unendliche Verzweigung der einzelnen Völker und Sprachen, den großen Völkerchor. So führt uns unsere Betrachtung zur Völkertafel hinüber.

3. Die Völkertafel.

Die allgemeine Völkertafel, welche sich im 10. Kapitel der Genesis findet, gibt sich schlicht und entschieden als eine zuverlässige Genealogie der Völker, welche von dem zweiten Stammvater der Menschheit, von Noah ausgeht, und durch Söhne, Enkel und Urenkel in die reichste Verzweigung einzelner Völker ausläuft. Sie will als Urkunde für die ethnographischen Grundverhältnisse der Menschheit, als der Stammbaum ihrer ältesten Entfaltung in die Völkerfamilie betrachtet werden. So hat sich also die wissenschaftliche Geschichtschreibung in irgend einer Art mit dieser Völkertafel auseinanderzusetzen. In der neueren Zeit hat sich nun wohl die Geschichtschreibung dieser Pflicht

vielfach entzogen, obwol der Versuch, die Völkertafel mit der Geschichte in Rapport zu setzen, von alten Historikern, z. B. von Josephus gemacht war. In der neuesten Zeit ist jedoch diese Urkunde von solchen Forschern, welche überhaupt die Schriften Mosis entweder als Quellen der Offenbarung verehrten, oder doch als ehrwürdige, uralte Urkunden zu schätzen wußten, wieder in ihrer lebendigen Beziehung auf Geographie und Geschichte nach Gebühr gewürdigt worden. Speziell behandelt findet sich der Gegenstand in den beiden folgenden Schriftchen:

1) Die Völkertafel der Genesis in ihrer universalhistorischen Bedeutung, erläutert von A. Feldhoff, Pastor. Elberfeld 1837. Mit dem Motto aus J. v. Müller: „Mit diesem Kapitel muß die ganze Universalhistorie anfangen."

2) Erklärung der Völkertafeln im ersten Buch Moses von W. Krücke, Pfarrer in Langenholzhausen im Fürstenthum Lippe Detmold. Der Missionssache gewidmet. Bonn bei Adolph Markus. 1837.

Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier eine eigentliche Rezension dieser beiden Werkchen zu schreiben. Das haben beide mit einander gemein, daß sie in der Urkunde den reinen Goldgehalt der Offenbarung voraussetzen, daß sie also in der allgemeinen Völkertafel das reine Netz zur Bezeichnung der ethnographischen Urverhältnisse finden. Auch darin gebührt dem einen wie dem andern Werke rühmliche Anerkennung, daß sie auf einer tüchtigen Basis vorbereitender Studien beru-

hen, auf einer reichen Beleſenheit; obwol ſie ſich hier ſchon unterſcheiden, inſofern bei dem Verfaſſer von Nr. 1. die Berückſichtigung neuerer Forſchungen, bei dem Verfaſſer von Nr. 2. die Beziehung auf ältere Schriftſteller, z. B. auf Joſephus und Plinius vorwiegt. Noch mehr aber unterſcheiden ſie ſich in der Abgränzung und Behandlung ihres Gegenſtandes. Feldhoff ſendet eine Geſchichte der Sprachverwirrung als Einleitung zur Erläuterung der Völkertafel voran, worin leider die unhaltbare Hypotheſe vorkommt, die am babyloniſchen Thurme Bauenden ſeyen durch Gottes allwirkende Macht wie vom Schlage gerührt worden, und dadurch aus Redenden Stammelnde geworden, welche, weil ihnen die Zunge gelähmt und ſchwer geworden, auf neue Ausdrucksweiſen gekommen ſeyen. Der Verfaſſer gibt dann nach der ausführlichen Beſprechung der Völkertafel, in welcher ſich ein großes Studium und ſinnvolle Auffaſſung beurkundet, einen Rückblick in Bezug auf die Sprachen der Völkertafel, und eine Andeutung des Verhältniſſes, von Familienabkunft, Sprachverwandſchaft, und Körperaffinität. Auf die trefflichen Bemerkungen, welche hier gegeben ſind, müſſen wir zurückkommen. Der Verfaſſer von Nr. 2. ſpricht zuerſt für die Aechtheit der moſaiſchen Urkunden. Dann gibt er die Regeln der allgemeinen Sprachlehre an, nach denen die Völkernamen, wie ſie im Alterthum, und in ethnographiſchen Werken der neueren Zeit vorkommen, mit den alten Tafeln der Geneſis in Rapport zu ſetzen ſind. Er erklärt aber nicht bloß die allgemeine Völkertafel Geneſ. 10., ſondern auch

die übrigen Stammtafeln der Geneſis aus Abrahams Familie, und eine Menge ethnographiſcher und geographiſcher Spezialitäten der heiligen Schrift, welche hier nicht weiter in Betracht kommen, obwol die Schrift überhaupt als eine Arbeit des Fleißes, der Liebe und Einſicht zu empfehlen iſt. Die erſtgenannte Schrift iſt von Leo mit Härte abgefertigt worden. Wir läugnen nicht, daß die Darſtellungsweiſe auch auf hypothetiſchen Gebieten zu poſitiv iſt, und das Intereſſe eines fertigen Syſtems auch an Stellen beurkundet, wo einſtweilen nur mit Fragen weiter zu kommen iſt. Bei alle dem ſcheint es uns, daß der Verfaſſer beſſeren Dank verdient hat, nicht bloß in Betreff der großen Arbeit, ſondern auch der Reſultate. Freilich beweiſt ſchon eine Vergleichung des erſten Werkes mit dem zweiten, wie viel Vorſicht eine Wanderung durch das Gebiet der Völkertafel fordert. Die beiden Verfaſſer ſtimmen allerdings in vielen und bedeutenden Reſultaten überein; allein die Abweichungen ſind doch auch nicht unbeträchtlich. Beiſpielsweiſe wollen wir einige Punkte aus den beiderſeitigen Bearbeitungen der Genealogie des Ham herausheben. „Die Verbreitung des Chuſch, ſagt Feldhoff, gibt der Gomers nichts nach. Im heutigen Chuſchiſtan iſt der wahrſcheinliche Urſitz dieſes Hamiten. Doch nahm er bald in der Mehrzahl ſeiner Stämme die Richtung nach dem Hindukuſch, der in ſeinem Namen noch an Chuſch erinnert.“ Krücke dagegen ſagt: „Nach Joſephus ſind die Chuſchäer die Aethiopier, und auch mehrere Stellen der Bibel ſelbſt beweiſen, daß dieß Hamitiſche Chuſch der ſchwarze

Völkerſtamm der heißen Zone iſt." Ein vollkommner Widerſpruch iſt freilich hier noch nicht gegeben, inſofern Feldhoff nur von der Mehrzahl der Stämme des Chuſch geredet hat. Weiterhin heißt es bei F.: „der ſüdweſtlichen Richtung Sebas entſpricht eine nordöſtliche Havilahs. Er zieht durch das heutige Beludſchiſtan, über den Gebirgszug am rechten Indusufer, das indoperſiſche Gebirge gegen den Hindukuſch hin. Von da bringt Havilah — — nach Inner-Aſien vor — — allmälig in die Provinz Schanſi nach China hinabſteigend." Dagegen heißt es bei Krücke: „Avalitis oder Havilah war im ſüdöſtlichen Aethiopien, wo der Aſta-pus entſpringt, der durch den See-Colon fließt." Von Saphtha ſagt Feldhoff: „er gibt Tibet ſeine erſten Bewohner", während Krücke ſagt: „Sabtha wird von Joſephus durch Aſtaborer oder Aethiopier am Aſtaboras erklärt, u. ſ. w."

Indeß überwiegt, wie geſagt, die Uebereinſtimmung, und in ihren Hauptmomenten erſcheint ſie nicht als die Frucht geſuchter Erklärungen, ſondern als die Folge der entſchiedenſten Klarheit, womit die weſentlichſten ethnographiſchen Grundverhältniſſe in der Völkertafel zu Tage liegen, ſo zu ſagen als leuchtende Höhepunkte und Höhenzüge in dem Dunkel der Urgeſchichte, welche nur von einer befangenen Betrachtung der Geſchichte verkannt werden können! Wie unverkennbar iſt die ſemitiſche Völker- und Sprachfamilie nach der Wahrheit groß und rein gezeichnet, wenn ſich auch die Elamiter in Perſien in einer Miſchung mit Japhetiten verloren haben, und in die indogermaniſche Sprach-

verwandschaft getreten sind, wenn auch ihre Sprache bei den hamitischen Phöniziern zur Herrschaft gekommen ist! Wie deutlich weist die Darstellung der Sprößlinge Hams nach Aethiopien, nach Afrika hin, obschon auch ihre Verbreitung im südlichen und östlichen Asien, wie es Feldhoff hervorgehoben, nicht zu verkennen ist! Auf die zwangloseste Weise werden nach den Regeln der allgemeinen Sprachlehre, nach allgewohnter Verwechselung und Versetzung der Buchstaben von Gomer die Cimmerier und Germanen abgeleitet. Die Helle der Uebereinstimmung der Völkertafel mit der Ethnographie steigert sich zum erfreulichsten Lichtglanze über dem Hause des Javan, des vierten Sohnes von Japhet, indem er in den Joniern als Volk erscheint, und in seinen Sprößlingen auf die griechischen Volksthümlichkeiten hinweist, in Elisa nach Elis, auf die Aeolier, in Tharsis auf die Dorier, in Chithim auf Äuthus, oder auf die Stadt Kitium und das Gebirge Kitius in Mazedonien, endlich in Dodanim nach Dodona, auf die Bewohner von Epirus. — Nach solchen Grundzügen darf man wohl die Hoffnung als begründet aussprechen, daß die Völkertafel unter den Fortschritten der wissenschaftlichen Geschichtsforschung immer mehr in allen ihren Einzelnheiten als Genealogie der Urvölker sich bewähren werde. Schon in den vorliegenden Werkchen ist dieß in einem weit größeren Umfange bethätigt, als hier auseinandergesetzt werden kann.

Auf den ersten Blick scheint die Völkertafel mit der Erscheinung der Menschenracen einen bedenklichen Con-

flikt zu bilden. Sie harmonirt nicht in den drei Stammhaltern der noachiſchen Menſchheit mit den fünf Raçen; und wenn man dieſe auch auf die angegebene Dreizahl reduzirt, ſo iſt damit keine Ausgleichung gewonnen. Vielmehr muß die kaukaſiſche Raçe aus Völkern der ſemitiſchen und japhetitiſchen Abkunft zuſammengeſetzt werden; Ham findet ſich nicht nur unvermiſcht in der Negerraçe, ſondern auch vermiſcht in der mongoliſchen wieder; eben ſo ſind in der amerikaniſchen Raçe ſolche Stamm-Miſchungen anzunehmen. Aber dieſer Umſtand ſpricht eben, wenn er genauer beachtet wird, zu Gunſten der Völkertafel. Es wäre undenkbar, daß ſich bereits die verſchwiſterten Urtypen Sem, Ham und Japhet ſollten rein von einander abgelöſt, und zu einzelnen Völkerraçen geſtaltet haben. Der Zeitpunkt der Raçenbildung mußte nothwendig in eine ſpätere Zeit des Entwickelungslebens dieſer Urſtämme fallen. Dabei war es in den Verhältniſſen der Sympathie zwiſchen Sem und Japhet, und der Antipathie zwiſchen dieſen und Ham, wie ſie ſich in Noahs Geſchichte, und ſeinen Ausſprüchen über ſeine Söhne ſpiegeln, begründet, daß die Völker von Sem und Japhet mehr mit einander in Gemeinſchaft treten konnten, als die Sprößlinge dieſer beiden mit den Sprößlingen Hams. Wir müſſen hier jedoch noch auf einen andern Umſtand aufmerkſam machen, in welchem ſich die hohe, innere Wahrheit der Familiengruppen der Völkertafel zu beurkunden ſcheint. Dieß iſt das große Lebensgeſetz, nach welchem ſich jeder Familientypus nach dem Adel und nach der Beſchränktheit und Gemeinheit

welche in ſeinem Lebensgrunde liegt, in mehr und minder edle Glieder verzweigt, wie z. B. von Abraham Ismael neben Iſaak als der wilde Sprößling, von Iſaak aber Eſau neben Jakob als der rohe Waidman ausgeht, und wie ſich auch die zwölf Söhne Jakobs als eine deutlich ſchattirte Gruppe darſtellen. Wäre die Scheidung zwiſchen Sem, Ham und Japhet in ihren Nachkommen ſo vollzogen, daß in der einen Linie lauter edle, in der anderen lauter minder edle, in der dritten lauter gemeine Stämme zum Vorſchein kämen, ſo fehlte ihr die innere Wahrheit, welche überall den Grundzug jenes Lebensgeſetzes fordert. Freilich der Grundtypus der Semiten, Japhetiten und Hamiten zieht ſich durch die Völkertafel entſcheidend hindurch, aber auch das bezeichnete Auseinandertreten der Familienmomente kommt zur Genüge an den Tag.

So gehen von Japhet durch Gomer und Javan die edlen Zweige des germaniſchen und griechiſchen Lebens aus, gleichſam die beiden Pole des Edlen im Heidenthum, das tiefſte, inhaltreichſte Ahnungsleben in der Götterdämmerung, und das feinſte, ſinnvollſte, ſchönſte Erſcheinungsleben nach Götteridealen in ihrer Eigenthümlichkeit darſtellend. Wären nach den vorliegenden Schriften von Askenas, dem älteſten Sohne Gomers, außer dem germaniſchen Zweige auch die Basken und Celten abzuleiten, von Thogarma, dem jüngſten Sohne Gomers aber die Sarmaten oder Slaven, ſo könnte man ſich die große Verwandſchaft erklären, welche zwiſchen dem franzöſiſchen und polniſchen Nationalcharakter Statt findet, dieſes gemeinſame bewegliche Weſen, die

große physische Begeisterungsfähigkeit; ebenso das rastlos Energische, wie es in den Briten nach ihrem gälisch-romanischen Element, und wie es in den Russen sich kund gibt; wir hätten zwei Grundzweige des europäischen Völkerlebens vor uns, welche im Vergleich mit den ersteren als ideenärmere aber talentvollere und thatkräftigere zu betrachten seyn möchten. Dieser Abzweigung der germanischen Individualität möchten dann vielleicht ähnliche Abzweigungen in der Linie des Javan entsprechen, wie denn z. B. Chithim auf die Mazedonier, Dodanim auf die Epiroten hinweisen soll. Von dem zweiten Stamme des Gomer, von Riphath sollen nach einer allgemeinen Bezeichnung skythische Stämme, nach einer bestimmteren aber die Finnen herkommen. Ein anderer großartiger Gegensatz entfaltet sich in den Linien der beiden Söhne Japhets, Magog und Madai. Von Magog werden die Mongolen in ihrer reichen Verzweigung abgeleitet, von Madai die Hindu-völker; theilweise auch die Perser, obwol sich in diesen das Japhetitische des Madai mit dem Elamitischen von Sem gemischt hat. Der Gegensatz von Magog und Madai umfaßt die äußersten Endpunkte des Menschenlebens, in Magog die trübe Wildheit der Horden, in Madai die trübe Frömmigkeit und Mystik der Kasten; auf der einen Seite phantastisches Wandern, auf der anderen Seite phantastisches Spekuliren; hier ein kühnes Nachtwandeln der Gestalten, dort ein kühnes Nachtwandeln des intelligenten Geistes; auf der einen Seite die äußerste Roheit der Schamanen-Begeisterung, auf der andern die ätherfeine Poesie der Sakuntala, und

doch in der Verwandſchaft des träumeriſchen, phantaſtiſchen Zuges, welcher beide Enden umfaßt. Aus den Horden des Magog ſollen ſich nach prophetiſchen Andeutungen der heiligen Schrift die Streitkräfte für den letzten Anlauf des Antichriſtenthums gegen das Reich Gottes bilden. In den Geſchlechtern des Thogarma und Magog verläuft ſich die edle Linie des Japhet in alle Verwilderung dunkler nordiſcher Völkerſtämme hinein. Die Mongolen ſtehen in einem nahen Verwandſchaftsverhältniß zu der amerikaniſchen Race; obwol freilich einzelne Indianerſtämme auch von andern Zweigen Japhets abſtammen könnten. In China aber vermiſchen ſich die Mongolen mit Abkömmlingen des Ham. Von Thubal leitet Feldhoff die Tunguſen ab, Krücke aber die Turkomannen, von Meſech leiten Beide die Maßageten ab; der erſtere aber will dieſe näher als Turkomannen bezeichnet wiſſen. Nach Beiden iſt Thiras der Stammvater der Thrazier; Feldhoff iſt geneigt, von dieſem Stamme die Etrusker, ſo wie die Bulgaren abzuleiten. Uebrigens werden die Völker Italiens mit Askenas in Verbindung geſetzt, was wir mit Beziehung auf die Frage nach der Abſtammung der Römer bemerken.

Nach dieſen Andeutungen erſcheint der mongoliſche Zweig, welcher ſich mit hamitiſchem Volksleben vermiſcht, als der unedlere, während die Verzweigungen des germaniſchen und griechiſchen Volkslebens als reine Entfaltungen der unvermiſchten Japhetitiſchen Eigenthümlichkeit betrachtet werden. Dieſe Auffaſſung ſcheint nun zu ſtreiten mit der Anerkennung, womit wir

die Anſicht von Steffens, welcher auch der Verfaſſer des Aufſatzes in der deutſchen Vierteljahresſchrift beitritt, nach welcher das Heidenthum aus der Iſolirung und gegenſeitigen Abſchließung der Urſtämme hervorgeht, angeführt haben. Wir können jedoch jener Anſicht nicht unbedingt beitreten; ſondern nur in dieſer Modifikation, daß zwar die Scheidungen der Stämme zu den Urſachen ihrer heidniſchen Entartung gehören, nicht aber der reine Grundton in ihren Unterſchieden; ja auch nicht die ſtrenge Beachtung des Unterſchiedes von Seiten der edleren Geſchlechter, nachdem einmal unter dem Einfluß der Sünde jene Unterſchiede als Unterſchiede des Edleren und Gemeineren vorhanden waren. Es iſt freilich ein Grundmoment des Heidenthums, daß die Völker alle ihre eigenen Wege gehn; alſo Eigenſinn, krankhafte Einſeitigkeit, Abſchließung des Familienlebens gegen die Verwandſchaft mit der Menſchheit. So entſtehen die Kaſten, welche die Grundlagen der Kirche, die Horden, welche die Grundlagen des Staates zerſtören. Allein bei alle dem, daß die Geſchlechter Magogs ſich in Horden geſondert haben, haben ſie ſich doch mit anderen Stammvölkern vermiſcht; eben ſo die Geſchlechter Madais in Indien, trotz ihrem Kaſtenweſen; oder grade ſo, daß ihr Kaſtenweſen zum Theil mit ſolchen Miſchungen zuſammenhängt. Dagegen haben ſich die germaniſchen und griechiſchen Völker bei großer Reinheit unvermiſchter Stammentfaltung früh in eine geiſtige und politiſche Wechſelwirkung mit der Menſchheit geſetzt, und in ſich ſelber ein großes, veredelndes Gemeinſchaftsleben entwickelt. Wäh-

rend im Heidenthum das Prinzip der Humanität verletzt iſt durch falſche Scheidungen, iſt in ihm das Prinzip der Divinität grade verletzt worden durch den Mangel der rechten Unterſcheidungen, durch die abſolute Hingebung des individuellen Lebens in das Miſchungsleben der Horde, der Kaſte. Wir können nicht annehmen, daß ſich in den großen Völkerunterſchieden, ſelbſt in der Erſcheinung der Raçen nur heidniſche Verderbniß ausſprechen ſollte; alle geſchichtliche Verderbniß dieſer Art hat eine reine, von Gott gewollte Grundlage in der Individualiſirung der Fülle, die der Menſchheit gegeben iſt, in der reichen Entfaltung und Geſtaltung ihrer mannigfaltigen Gaben und Kräfte. So alſo mußten denn auch die Urſtämme in den reinen Zug der Unterſcheidung, der Nationaliſirung hineingerathen, wobei ſie dann nur den Abweg der unreinen Iſolirung zu vermeiden hatten. Ja in gewiſſen Fällen mußte im Verlauf der Geſchichte die Unterſcheidung ſogar zur Scheidung werden, indem es galt, ein höheres Prinzip, eine reinere, edlere Richtung zu retten, wenigſtens mußte es zur Scheidung kommen in Betreff der ehelichen Gemeinſchaft, der nationalen Vermiſchung. Es gibt geiſtige Meßalliançen nach dem Sinne des A. T., welche unheilbringend für die Menſchheit werden können. Eine ſolche war die Vermiſchung der Sethiten mit den Cainiten; durch ſie ging die erſte Gottesкirche zu Grunde; das unheilbare Heidenthum der erſten Welt, welches nur durch das Gericht der Sündfluth gebrochen werden konnte, war ihre Folge. Die Patriarchen Abraham und Iſaak hatten eine große

Furcht vor Meßalliançen ihrer Kinder, weil ihnen die Verheißung der Menschheit anvertraut war, welche durch ruchlose Vermischungen verschleudert worden und verloren gegangen wäre, welche nur durch ein höchst gemessenes, geistiges Adelsverhalten, oder vielmehr durch Reinerhaltung der von Gott erwählten Originalität des Stammlebens bewahrt werden konnte. Esau kam durch eine Meßalliançe aus dem theokratischen Verbande heraus, und fiel an das Heidenthum zurück. Das Volk Israel ist durch seine Sonderung von allen Heiden das auserwählte Volk, die Stätte der Offenbarung Gottes geworden, ein Segen für alle Heiden. Freilich dadurch, daß es sich endlich den Heiden gegenüber als die Kaste der Gotterwählten ansah, daß es die alte Sonderung als eine absolute und permanente Scheidung betrachtete, wurde das, was ihm erst ein Segen geworden war, hinterher durch Schuld verunstalteter Auffassung ein Fluch; die Heiden wurden Erben Israels, während die Mehrheit der Juden dem doppelten Heidenthum eines unendlich isolirten Kastenlebens und einer unendlichen Vermischung mit dem Weltleben verfiel. Es ist also die Lebensaufgabe der Völker gewesen, ihr Eigenthümliches treu zu entfalten, auszubilden, zu bewahren, und doch auch mit der Menschheit in Verbindung zu bleiben, oder mit andern Worten: in der Gemeinschaft den Unterschied, im Unterschiede die Gemeinschaft festzuhalten. Beide Aufgaben aber sind von den Völkern unter dem Einfluß der Sünde zum Theil verkannt, zum Theil im Extrem aufgefaßt und durchgeführt worden, und das Heidenthum liegt auf

beiden Seiten der Extreme als Resultat, auf der einen Seite das Heidenthum der Kasten, der vergötterten Adelsdiplome, auf der andern Seite das Heidenthum der rohen, fleischlichen Vermischungen, und der obskuren Mischvölker. —

Auch in dem Geschlechte Hams offenbart sich die Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit, die Hoheit und Niedrigkeit in der Entfaltung der menschlichen Natur. Während Hams Geschlecht in einzelnen Negerstämmen aufs Tiefste herabsinkt, im Hottentotten zur häßlichsten Erscheinung, im Buschmann zur wildesten Menschenscheu, stellt es sich schon viel würdiger dar in den wohlgeformten, muthvollen Kaffern, in den gebildeteren Mandingonegern und anderen Negerstämmen; in den Phöniziern aber beschenkt es die Menschheit auf dem Wege der Bildung mit der Buchstabenschrift, in den Babyloniern schafft es die ersten Formen der Staatsbildung, in den Aegyptern sammelt es ihr einen mysteriösen Schatz früher Kenntnisse und Wissenschaften, und in China vollends entfaltet es die frühste, seltsamste Kultur, eine gewisse Weltvollendung nach dem Maaße der Gaben Hams, die noch als Versteinerung besteht, während die idealere Weltvollendung nach dem Maaße der Gaben Japhets, wie sie in Griechenland und Rom zur Erscheinung kam, eben weil sie ein feinerer Bau war, bereits in Trümmer zerfallen ist, während die religiöse Weltvollendung nach Maaßgabe der Berufung Sems noch zu erwarten steht, als das späteste, edelste Gewächs menschlicher Entwickelung in der Kraft der

göttlichen Heimſuchung und Gnade. So findet ſich alſo auch das Menſchheitliche der hamitiſchen Familie in einzelnen hervorragenden Nationalitäten und Leiſtungen würdig repräſentirt.

Dagegen hat das Geſchlecht des Sem, die erwählte Stammlinie der alten Menſchheit, durch welche das goldene Band der Theokratie, die ſtille Gottesarbeit der Wiederbringung des Menſchengeſchlechtes hindurchgeht, nicht bloß die edle Linie des Heber hervorgebracht, welche von Arphachſad (Chasdim, Chaldäer) dem Sohne Sems ausgeht, und ſich ſtufenweiſe in Abraham, in Iſaak, in Jakob, in Juda, in David immer von neuem potenzirt und unter Jehovahs Begnadigungen ſubſtantiell vergeiſtigt; nicht bloß dieſe Gotterwählte Blüthe der Menſchheit hat Sem erzeugt, ſondern auch in ſeinen Kindern finden wir die Erſcheinung der Gradationen, der Gruppirung von höheren und geringeren, edleren und gemeineren Naturen. Nach der Darſtellung von Feldhoff ſollen alle Erſcheinungen der Kultur, namentlich der höheren, der religiöſen, alle Lichtblicke religiöſer Einſichten und Myſterien, welche bei den Hamiten ſich finden, auf ſemitiſche Einflüſſe, ja auf ſemitiſche Kolonien zu beziehen ſeyn. Dieſe ſollen ausſchließlich als das Prieſtervolk der Menſchheit betrachtet werden; in ihnen ſoll ſich das pneumatiſche Prinzip der Menſchheit darſtellen, während er das pſychiſche in Japhet, das ſomatiſche aber in Ham verwirklicht ſieht. Er macht es wahrſcheinlich, daß ſemitiſche Koloniſten in Perſien, in Aegypten, und ſelbſt in Mittelafrika, woſelbſt ſich bei den hochländiſchen

Negern weiße Fetiſche finden, mit der älteſten Bildung dieſer Punkte in Verbindung ſtehen. Bei den Phöniziern ſpricht die ſemitiſche Sprache deutlich dafür. Bei alle dem ſtellt dieſe Anſicht die Semiten zu hoch, und die beiden anderen Menſchenſtämme zu niedrig, und iſt in ihrer Conſequenz von Fatalismus nicht freizuſprechen. Auch möchte ſie ſchwerlich ſtrenge durchzuführen ſeyn. Man hat es z. B. mit gutem Fug längſt aufgegeben, alle Weisheit der Griechen von ſemitiſchen Traditionen abzuleiten. Dagegen wird die Prieſterlichkeit der Semiten, Ismael und Eſau, des wilden Arabers, und der für die theokratiſchen Lebenstiefen unempfänglichen Edomiten von der Bibel ſelber nicht ſonderlich hoch angeſchlagen. Man muß es wohl feſthalten, daß die relativen Verhältniſſe der Erwählung einzelner Völker, die theokratiſch-ökonomiſchen ihrer Berufung, die temporären des Fluchs und des Segens, welche über ſie ergehen, niemals abſolut werden. Dieß war eben der Irrthum und Adelsſtolz Israels, durch den es zum Fall kam. Ueberall pulſirt noch die Tiefe und Unergründlichkeit des Menſchengemüths, ſeine ideale Beſtimmung in den Grundſtämmen der einzelnen Geſchlechter nicht nur, ſondern auch in den Individuen, wenn auch der Puls dieſer höheren Beſtimmung in vielen Geſchlechtern und Generationen unendlich leiſe geht, und in ſchauerlicher Todesſtille intermittirt. Freilich kommt das Heil von den Juden; aber es wird auch verworfen von den Juden; auch Sem hat ſeine hamitiſchen Verderbniſſe der Gemeinheit, und darin indifferenzirt ſich wieder die große Differenz der drei Ge-

ſchlechter, daß vielfach die Erſten die Letzten, und die Letzten die Erſten werden.

Die Vermittelung zwiſchen der h. Schrift, und der wiſſenſchaftlichen Geſchichtsforſchung muß bei dem vorliegenden Gegenſtande aus der Beantwortung der Frage hervorgehen: wie ſind die Raçen der geſchichtlichen Menſchheit aus den Urſtämmen, welche die Völkertafel aufſtellt, hervorgegangen? Hierauf antwortet Feldhoff in dem angeführten Schriftchen: „Wenn nach der Familienabkunft eines jetzt geſchichtlich beſtehenden Volkes gefragt wird, ſo iſt zuerſt darauf zu ſehen, ob daſſelbe ſeiner Hauptwurzel nach von Sem, Ham, oder Japhet abſtamme, was an dem grammatiſchen Bau ſeiner Sprache erkannt wird. Dieſer beſtimmt, zu welcher der drei Hauptvölkerfamilien es gehört. Aber es gibt auch untergeordnete Völkerfamilien in den Hauptfamilien, und ihre Beſtimmung hängt von demjenigen Volkshaupte der Tafel ab, z. B. Gomer, Kuſch oder Elam, woauf ein Volk zurückgeführt werden muß, was wieder näher an der Hauptſumme der Wörter, beſonders der objektiven, mehr noch ſubjektiven Wurzeln ſeiner Sprache erkannt wird. So gehört z. B. das chineſiſche Volk zur Hauptvölkerfamilie des Ham, und zur ſekundären des Kuſch, das polniſche Volk zur Hauptfamilie des Japhet, zur ſekundären des Thogarma. — — Die Körperaffinität ſteht in keinem näheren Verhältniß zur Familienabkunft und zur Sprachverwandſchaft. Völker, wie ſie jetzt gefunden werden, von ganz verſchiedener Familienabkunft und Sprachver-

wandſchaft, ſtehen gleichwol in Körperaffinität. Das terreſtriſch-ſolariſche Element iſt bei dem phyſiſchen Baue hauptſächlich das Beſtimmende. Der phyſiſche Bau der Völker und Stämme, wie er in der Erſcheinung heraustritt, rührt nicht von der ſemitiſchen, hamitiſchen, oder japhetitiſchen Abkunft her, wurzelt noch viel weniger in der Babyloniſchen Sprachverwirrung, ſondern iſt durch die erſten Lagerſtätten der Menſchen, in denen ſie zu einem beſonderen Volk oder Stamm erwuchſen, beſtimmt worden, d. h. er hat in der gäologiſchen und klimatiſchen Beſchaffenheit ihres erſten Mutterlandes ſeinen Grund; wobei indeß nicht geläugnet werden ſoll, das für die mehr verborgene Seite des phyſiſchen Baues, die innere, allerdings die Familienabkunft ein beſtimmendes Moment mit abgibt, ja ſie wohl dieſelbe vorzüglich beſtimmt. — Nach der Flut war der Menſch den äußeren Einflüſſen mehr unterworfen; und ob er gleich einestheils ſie beſtimmen konnte, iſt er doch anderntheils von ihnen bezwungen worden, und das hat ſeiner Körperbeſchaffenheit ihren erdhaften Charakter, den Charakter der Natur des einzelnen Erdgliedes aufgedrückt, wie denn dieſer Naturcharakter des einzelnen Erdgliedes ſich auch ſonſt noch in dem Leben, der Sitte, und dem Bewußtſeyn eines Volkes oder Stammes mehrfach ausprägte, obwol in dieſer Beziehung der Grundcharakter eines Volkes nicht ſein Naturcharakter iſt, und eine tiefere Betrachtung der Volkscharaktere keinesweges von der Betrachtung des Lebens der Erde, der allgemeinen Verhältniſſe deſſelben, ſo wie der an

den einzelnen Gliedern hervortretenden Verhältnisse ausgehen darf."

Die letzte Bemerkung verliert größtentheils ihr Gewicht, wenn man die Wahrheit der von Steffens geäußerten Ansicht anerkennt, nach welcher die einzelnen Grundcharaktere sich dem Naturcharakter, der ihrem Wesen angemessen war, zugewendet haben, nach welcher sich also die Völkerindividualitäten durch den sympathetischen, wahlverwandschaftlichen Zug der verschiedenen Erdregionen in ihren Wanderungen und Niederlassungen haben bestimmen lassen.

So entsteht vorab die kaukasische Raçe. Die Geschlechter Sem und Japhet, so verschieden sie in den feineren Grundzügen ihrer Natur seyn mögen, werden zusammengefaßt durch das Band der inneren Gentilität, welche sie von Ham unterscheidet, und des darauf ruhenden göttlichen Segens. So kommen sie bereits in ihrer gemeinsamen Lagerstätte am Ararat, in den milden, warmen, gesegneten Regionen ihrer Heimath in den Zug der Vergeistigung hinein, obwol diese Vergeistigung bei Japhet den Charakter des Mittelbaren, der Vermittelungen, bei Sem den Charakter des unmittelbaren Erfassens annimmt, so daß Japhet, nach seinem Namen der Ausgebreitete, auch in seinem Erkennen der Ausbreitung der Gegenstände nachgeht, während Sem (der Name) festhaltend an dem Namen des Allerhöchsten auch in der Erkenntniß der Dinge auf ihren Namen, ihre mystische Wesenheit kommt. Im Zuge der Vergeistigung gewinnen sie nun die edle, gemeinsame Grundform des kaukasischen Charakters.

Das Eigenthümliche dieſer Form beſteht darin, daß der Leib in ſeine Idee zu verſchwinden, zur reinen Erſcheinung ſeines Grundweſens ſich zu veredeln ſtrebt, daß er alſo dem Ideal der Schönheit ſich nähert, indem alle einzelnen Körpertheile in die reinſte Harmonie mit dem ganzen Leibe treten. So iſt z. B. die griechiſche Naſe des Kaukaſiers nichts Beſonderes über ihre Beſtimmung hinaus; nur eine Schönheitsform des Antlitzes, worin ſich die feine Spürkraft, das ſcharfe Urtheilen der Seele verkörpert, während die aufgeſtülpte Plattnaſe des Mongolen als eine übermäßige Organiſation auffällt und ſtört, und in geiſtiger Beziehung auf ein wildes Riechen und Schnauben hindeutet. In der Geſichtsbildung, in dem Oval des Schädels namentlich, ringt die kaukaſiſche Geſtalt nach dem Ausdruck der Erhabenheit des Hauptes, der thronenden Macht der Einſicht, der Majeſtät des Geiſtes, während bei dem Neger grade dieſe Region, der Schädel in einer niedergedrückten, nach dem Hinterhaupte zurückgetriebenen Form erſcheint, welche auf geiſtige Minorität und dumpfes Naturleben hinweiſt. In der weißen Fleiſchfarbe des Kaukaſiers liegt ein Aufdämmern von Lichtſchein und Glanz, worin die Anlage des Menſchen zur Verklärung ſeiner Erſcheinung deutlich genug ausgeſprochen iſt. Die Lockenfülle des Kaukaſiers, die reichere Behaartheit, in welcher er im Vergleich mit anderen Racen erſcheint, deutet auch die beginnende Vergeiſtigung und Verſchämtheit ſeiner Natur, die ihre ſinnlichen Reize durch inneren Trieb in ein geweihtes Dunkel zu hüllen ſtrebt. Wenn nach

Göthe die reichere Behaartheit eines Menſchen nicht auf Stärke, ſondern eher auf das Gegentheil hindeuten ſoll, ſo haben wir bereits in der Derbheit und Abhärtung des durch alle Winde und Wetter wandernden Mongolen eine Erklärung für die Rauheit und Straffheit ſeines Haargeſtrüpps, für ſeine geringe Behaartheit an den übrigen Körpertheilen. Die Thatſache aber, daß viele wilde Stämme, namentlich Indianer, an ihren Schaamtheilen faſt unbehaart ſind, erklärt ſich wohl aus der Unempfindlichkeit ihres natürlichen Weſens für die geweihten Schauer der Schaam, aus einem Mangel des inneren Erröthens und Erglühens der ſich veredelnden Menſchennatur, welches die dunkle Wolke der Verſchattung aus dem Reichthum der inneren Naturfülle hervortreibt. So ſteht der Kaukaſier da als der gentile, als der geſegnete Menſch, der des ſchlafenden Urvaters Noah Blöße mit frommer Scheu rückwärtsſchreitend bedeckt, und damit die Tiefe ſeiner Pietät, und den Beginn ſeiner Bildung beurkundet hat. Im Zuge der Vergeiſtigung wandert er denn auch in Gegenden aus, die ſein Inneres wahlverwandſchaftlich anſprechen, in denen es zu thun gibt, und zu feiern, in denen der Menſch ſich am beſten gegen die gewaltigen Einflüſſe der Natur behaupten, und auch ihr Leben ſelber in den magiſchen Kreis der Vergeiſtigung hineinziehen kann, und in dieſen Strichen, ſo wie in ſeinen Entwickelungen fixirt und ſubſtantialiſirt ſich ſeine eigenthümliche Raçenbildung immer mehr. Doch bei aller Beſtimmtheit des kaukaſiſchen Charakters iſt ein großer Unterſchied zwiſchen dem ja-

phetiſchen und ſemitiſchen Zweige; ein Unterſchied*), welcher ſich weniger durch die Farbe und den Knochenbau, als durch die feineren pſychiſchen Eigenthümlichkeiten der Erſcheinung verräth, wie er namentlich z. B. den feingegliederten, beweglichen Araber von dem hochgebauten, ſchwerfälligen Germanen, wie er den unendlich wandelbaren, rankenartigen Juden, der bis zur Negerform verkümmert, und in hinreißenden Schönheitsſtrahlen aufblitzt, von dem immer artigen, gewandten, naturgebildeten, und doch meiſt in die Sphäre der Mittelmäßigkeit des Talents gebannten Franzoſen unterſcheidet. Abgeſehen aber von dieſem Stammdualismus zeigt ſich innerhalb der kaukaſiſchen Race eine Mannigfaltigkeit der Formbildung, eine Skala der Formveredelung und der Urformen, die von Mongolengeſichtern, und Negerbildungen bis zum engelſchönen Ideal der Menſchengeſtalt emporſteigt, und die dafür zeugt, wie die mannigfaltigen Spiele und Grade der Bildung, ſo wie die mannigfaltigſten Eigenthümlichkeiten des Klimas, ſelbſt die launiſchen Härten des Klimas in Kröpfen, Weichſelzöpfen, und ähnlichen Mißformen, zur Erſcheinung kommen, und wie alle Aehnlichkeiten aller Menſchenracen in dieſer auserwählteſten anklingen, zum Zeugniß für die Familieneinheit der ganzen Menſchheit, für die große Macht der Natur, für die größere Macht des Geiſtes, und für die un-

*) Eine genaue Zeichnung dieſes Unterſchiedes ſ. in Rougemont: Geographie des Menſchen überſetzt von Hugendubel. Bern, Chur und Leipzig.

ergründlichen Myſterien der Individualität in Stämmen, Familien und einzelnen Perſonen. —

Während an der kaukaſiſchen Raçe zwei Urſtämme betheiligt ſind, Sem und Japhet, wäre die mongoliſche Raçe nach ihrem Grundbeſtande bloß von einem Zweige des Stammes Japhet, von Magog abzuleiten. Doch iſt die Vermiſchung Magogs mit Ham bereits oben zur Sprache gekommen; und Feldhoff bezeichnet deßwegen die mongoliſche Raçe als die hamitiſch-japhetitiſche Varietät. Das tiefſte Myſterium der mongoliſchen Art iſt auch hier im Stammvater ſelber, alſo in Magog zu ſuchen. Der innere Zug führt dieſen Stamm in die öden Striche des aſiatiſchen Hochlandes. Er vereinſamt und vereinzelt ſich in den Nomadenhorden der hohen Steppen; er trübt und verdüſtert ſich in den kalten, ſchaurigen Küſtenſtrichen des nördlichen Aſiens. Aber ein dunkler Zug der alten Gemeinſchaft veranlaßt den rohen Magog, abentheuerliche und läſtige Beſuche bei ſeinen Verwanden in der civiliſirten Welt zu machen. So bemächtigt er ſich ſogar des ſchönen Erbes der hamitiſchen Kultur in China. Hier erſcheint er auch in der Verfeinerung, in der Gentilität ſeiner Art und Geſtalt. Seine gelbe und trübe Farbe iſt von Carus als Zeichen der Abenddämmerung des aſiatiſchen Völkerlebens aufgefaßt worden; ſo erſcheint er gleichſam als das vergelbte, ſchmutzig graue, älteſte Blatt in der Geſchichte der Menſchheit. Doch halten wir dieſe Auffaſſung, zuſammengefaßt mit der Entdeckung des morgenröthlichen Dämmerns in der Farbe der rothen Amerikaner für ein ſinnreiches Spiel mit

Aehnlichkeiten. Eher möchte ſich die ſchwere Trübe, welche Steffens bei den mongoliſchen Völkern findet, in dem trüben Gelbdunkel ihrer Erſcheinung kund geben. Das breite, platte, eckige Geſicht verkündigt ein derbes, rohes Körperleben, welches vorherrſchend ſich ſelber überlaſſen, in bequemen und doch frappanten Formen ſich begränzt hat, in welchem die Wallungen, und Gluten des Geiſteslebens gefehlt haben, welche die Schädelform in ihre ovale Rundung hineintreiben, und alles Gliedliche immer mehr hineinziehen in die Harmonie der geiſtig edlen Erſcheinung. Er iſt klein, nach dem Vermögen der Hochlande; aber ſtark wie die Elemente, mit denen er in innigſter Vertrautheit lebt. Bei aller Beſchränktheit und Roheit hat er ein ſtolzes Selbſtgefühl, eine Kraft der Unabhängigkeit, einen Trieb zu herrſchen. Der große Tatarenchan läßt, nachdem er zu Mittag geſpeiſt hat, durch ſeine Herolde ausrufen: nun ſey es den andern Fürſten da draußen in der Welt erlaubt, ſich auch zu Tiſche zu ſetzen.

Dagegen iſt in der Negerrace der Fluch Noahs über das Geſchlecht Hams in Erfüllung gegangen; er iſt der Knecht ſeiner Brüder. Man hat einen ſolchen Fluch eben ſo wie den Segen Jakobs nicht als ein poſitives Verhängniß, ſondern als prophetiſche Weiſſagung zu betrachten, die ſich auf höhere Vertrautheit mit dem Inhalt der Individualität gründet, von welcher die Rede iſt. Noah verkündigt aus der Impietät und Schaamloſigkeit Hams und ſeines Sohnes Canaan das Geſchick der Nachkommen, wie es aus der höchſt bedeutſam verrathenen Individualität ſich erſchließen wird.

Dieſer Fluch hat den Höhepunkt ſeiner Erfüllung im Negerſklaven-Handel erreicht; aber nicht als poſitive Verwünſchung, ſondern als Verkündigung des Gerichtes von Gott, wie es die tiefſinnliche Gemeinheit der Nachkommen Hams begleiten mußte. Dieſem Geſchlecht fehlt auch der moraliſche Stolz, die Sittlichkeit des Ehrgefühls, indem es ſeine Kinder verkauft in die Knechtſchaft der Fremden. Nach Steffens Bemerkung ſoll in der Mächtigkeit des Hinterhauptes bei dem Neger das ſtarke Vorwalten der Geſchlechtsluſt in ſeinem Naturell ausgeſprochen ſeyn. Die tiefgedrückte, kleine Stirn deutet auf große Gebundenheit der edleren Geiſteskräfte. In dem thieriſchen Vorſpringen ſeiner Kiefern, in der affenartigen Verlängerung der Arme bei einzelnen Stämmen kommt nicht ſein Urſprung, ſondern ſein Verfall zu Tage, die große Verwandſchaft mit dem Affen, in welche er durch ſeinen ſubſtantiellen Naturalismus, durch völlige Hingebung an das mächtige Naturleben ſeiner Zone gerathen iſt. In ſeiner ſchwarzen Farbe iſt er zum Phänomen geworden für die Macht des Klimatiſchen; die wollige Krausheit ſeines Haars macht den Eindruck, als ob der Schwefel in ſeinem Haar von der tropiſchen Sonnenglut verſengt wäre. Aber auch dieſer irdiſche Menſch im eminenten Sinne, der unter der Ueberwältigung der Natur am meiſten verſunken iſt in den Schlaf ſeiner beſſeren Natur, iſt nicht ohne Anlage für die Aufnahme des Menſchen vom Himmel, nicht ohne Bedürfniß der Erlöſung. Die Macht der menſchlichen Schönheit triumphirt ſo zu ſagen über die finſtre Farbe in der wohlgeformten,

ſtolzen Geſtalt des Kaffern. Ja man könnte ſagen: hier erhält die ſchwarze Farbe ſelbſt eine beſſere Bedeutung, das arme, finſtre Kind der Zaubereien mit ſeiner Dämonenanbetung und mit ſeinen gräuelvollen Menſchenopfern erſcheint in ſolchen ſchwarzen Schattenriſſen ſeiner menſchlicher Bildung als das Kind der alten geheimnißvollen Aethernacht, als der Zögling eines dunklen, aber doch auch erbarmungsvollen Verhängniſſes, deſſen Morgenſtunde nur noch nicht geſchlagen hat. Wie rührend gar iſt die Entdeckung, daß der häßliche Hottentotte in muſikaliſchen Anlagen, in der Schönheit melodiſchen Geſanges das myſteriöſe Merkmal ſeines Menſchenadels ſo entſchieden offenbaren kann. Ja vielleicht wird dieſer hündiſche Menſch, zu welchem der Herr, als ihm jenes cananäiſche Weiblein, alſo eine Tochter Hams, entgegentrat, das ſtrenge Wort redete: „es iſt nicht fein, daß man den Kindern das Brod nehme, und gebe es den Hunden," dereinſt in der gemüthlichen Herzenstreue und Herzenswärme, womit er ſich dem großen Maſſa zu Füßen wirft, und klagt: meine Kinder werden von den Dämonen, die ſie verehrt haben, übel geplagt, noch einmal im Großen das Zeugniß gewinnen: Dein Glaube iſt groß! Und wer weiß, ob ſich nicht dann der kühlere kaukaſiſche Chriſt an den frommen Gemüthsgluten des Negers erbauen und erwärmen muß, wie die Jünger an dem Glauben der Cananiterin.

Die amerikaniſche und malaiſche Raçe dürfen wir wohl als Varietäten der mongoliſchen übergehen, da wir den Reſultaten der empiriſchen Naturforſchung

nicht vorgreifen wollen, und da dieſe noch nicht mit ihnen auf dem Reinen iſt. Die Anſicht, welche ſowol bei den Malaien als bei den Amerikanern Reflexe der drei Grundraçen findet, alſo die kaukaſiſche, mongoliſche und äthiopiſche Raçe wiederfindet, nur modifizirt durch andere Himmelsſtriche, andere Wege der Wahl und Führung, wird wohl immer mehr durchdringen. So korreſpondirt der Auſtralneger mit dem Neger in Afrika, und der amerikaniſche Peſcherähüberbietet alle Grade afrikaniſcher Verſunkenheit. Mit dem phlegmatiſchen Mongolen harmoniren jene trägen, gutmüthigen Indianerſtämme Südamerikas, welche ſich von den Jeſuiten mit Marzipan-Brocken bekehren, mit religiöſer Muſik dreſſiren, und durch nächtliches Läuten an die Erfüllung ihrer ehelichen Pflicht mahnen ließen; die aber doch nach dem Abſchiede ihrer Miſſionäre wieder wild in die Wälder liefen. In Auſtralien findet ſich nach Leſſon der mongoliſche Typus auf den Carolinen und Philippinen bis zu den Mulgrave-Inſeln wieder. Dagegen erſcheint der kaukaſiſche Ausdruck der Erſcheinung in der Anmuth der Südſeeinſulaner ſo wie in der Habichtsnaſe und den ſtolzen Formen einzelner nordamerikaniſcher Indianerſtämme. So ſpiegelt ſich das Menſchengeſchlecht, trotz der Mannigfaltigkeit ſeiner Verſchiedenheiten, trotz der großen Unterſchiede ſeiner Raçen, überall immer wieder in ſich ſelber ab; ſo erſcheint immer wieder die Idee des Ganzen in den einzelnen Gliedern; in dem tiefen Verfalle Aller die gemeinſame Beziehung auf den alten Adam, den Menſchen von der Erde, in den edleren Lebensmomenten

aber in seiner Beziehung auf den Menschen vom Himmel, den Erlöser, und auf die Erlösung, und in diesen mannigfachen Spiegelungen verräth sich die typische Bedeutung der Völker, zu deren Betrachtung wir jetzt übergehen.

4. Die typische Bedeutung der Völker.

Unter dieser Rubrik möchte kein anderer Conflikt zwischen dem Standpunkte der theokratischen Betrachtung und dem der wissenschaftlichen Geschichte zu erwähnen seyn, als daß die letztere die typische Bedeutung der Völker in der Regel ignorirt, während sie von der ersteren mit großer Entschiedenheit geltend gemacht wird.

Zuvörderst kommt hier die Typik der drei Grundstämme der Menschheit in Betracht, wie sie schon in der Weissagung Noahs 1 Mos. 9, V. 22. enthalten ist. Es ist schon im vorigen Abschnitt Manches zur Sprache gekommen, was hieher gehört. In einem Werke, das wir so eben erhalten haben, betitelt: Geographie des Menschen von Fr. von Rougemont, deutsch von Hugendubel, welches sich durch große Tüchtigkeit in der Harmonie des wissenschaftlichen und des christlichen Gesichtspunktes auszeichnet, findet sich eine gehaltreiche Charakteristik der drei Stämme; nur daß die Idee, nach welcher die drei Prinzipien des pneumatischen, des psychischen und somatischen Lebens durch die drei Stämme vertreten seyn sollen, wohl etwas zu unbedingt von Cappadoza, von welchem sie auch Feldhoff zu haben scheint, angenommen worden ist. Wird sie

gehörig bedingt, so muß man sie als einen höchst bedeutenden, fruchtbaren Grundgedanken für die christliche Betrachtung der Weltgeschichte anerkennen. Auf eine geistreiche und sehr ansprechende Weise hat von Schubert in seiner Reise in das Morgenland dieses Verhältniß aufgefaßt und dargestellt; weßhalb wir uns bei dieser Frage darauf beschränken wollen, seine Worte anzuführen: „Die heilige Urkunde nennt uns drei Hauptstämme des nun auf Erden angesiedelten Geschlechtes der Menschen, welche, nach der allverheerenden Flut in das Geschäft der Besitznahme und des Wiederanbaues der Länder sich theilten, und in der That sind es drei verschiedene Richtungen des Bewegens, und der äußeren Gestaltung, in welche von frühester Zeit an die Masse der Völker sich scheidet. — Wir betrachten zuerst jene Verschiedenheit, welche die innerste Wurzel der Menschennatur angehet: die Kraft und Aeußerung des Denkens und Erkennens. Daß der Mensch nicht ursprünglich, so wie er aus der Hand seines Schöpfers hervorging, ein Thier mit Anlage zur Vernunft, sondern umgekehrt ein vernünftiges, denkendes Wesen mit Anlage zur Thierheit gewesen sey, das beweist uns jeder vergleichende Blick auf die älteste, wie neuere Entwickelungsgeschichte unseres Geschlechts. Der Mensch war ein Denkender und Sinnender, weil er ein Sprechender war; der Geist des Erkennens, der Geist aus Gott, wodurch er von dem Thier sich unterschied, war das Wort, war die Sprache. Daß diese nicht von niederem thierischen Anfange, sondern höheren, geistigeren Ursprunges sey, das bezeugt

uns die Betrachtung der älteſten, bekannteſten Sprachen; die tiefe Vielſinnigkeit ihrer Worte, die Kraft ihres Ausdrucks. Wie die Pyramiden Aegyptens, und die Herrlichkeit des alten Thebens zu den bequemen, aber keineswegs großartigen Bauwerken einer modernen Gewerbſtadt, verhalten ſich die uns bekannten Sprachen des älteren Orients, und die des klaſſiſchen Alterthums der Griechen und Römer zu den jetzt lebenden, ſogenannt gebildeteren Sprachen. Mit Recht hat man geſagt, daß allein in der vielſeitigen Bedeutung und Zuſammenfügung der Worte der hebräiſchen und ſamskritaniſchen Sprache ein ganzes Syſtem der Philoſophie verborgen liege. Daß in jenen früheſten Menſchenaltern, von denen die hiſtoriſche Kunde weiß, nicht ein halbthieriſcher Inſtinkt die Bauwerke am Nil wie am Ganges hervorgebracht habe, ſondern ein tief bedenkender Verſtand, das zeigen uns die Nebengebäude der geiſtigen Art, die bei jenen ſteinernen beſtunden, die Sternkunde der alten Chaldäer, wie der Aegypter und Inder. Während die Wiſſenſchaft bei den Völkern aus dem Stamme Japhets zwar als das Erzeugniß einer höheren Begeiſterung, zugleich aber als ein Werk des einzelnen Menſchen erſcheint, und allen zugänglich iſt, nennt uns die Tempelweisheit der Völker des Oſtens aus den Geſchlechtern des Sem und des Cham keine einzelnen menſchlichen Erfinder ihrer geiſtigen Werke, ſondern ſie ſpricht nur von einem höheren, göttlichen Urſprung derſelben; die Verwaltung der Güter des höheren Wiſſens iſt zunächſt in die Hände eines einzelnen Standes: des Standes der Prieſter ge-

legt. Doch eben hiebei zeigt ſich ein neuer, bedeutender Unterſchied zwiſchen dem erwählten Saamen aus dem Stamme Sems, und den Völkern aus Chams Geſchlecht. Das Haus des Sem blieb fortwährend auf dem feſten Grunde des höheren, geiſtigen Anfanges erbaut; nicht bloß die eigene Ausſage, ſondern die That und Kraft ſeiner Geſchichte bezeuget es, daß daſſelbe wie ein Kind und Erbe in fortwährender, lebendiger Verbindung mit den Kräften des ewigen, väterlichen Urſprunges blieb. Wie eine Felſenwarte, aus deren Ruheſitz die Quellen des Thales hervorbrechen, und deren Gipfel dem Wanderer der Wüſte zum Richtpunkt des Weges dienet, ſtehet Sems friedliche Hütte mitten in dem mühevollen Treiben der Urgeſchichte der andern Völker da; Sems Geſchlecht wußte in der That von einer andern höheren Luſt zu zeigen, als von der Luſt der Sinnen. Dagegen war in Chams Völkern, ſo wie dieſe im Spiegel der Urkunde und Geſchichte uns erſcheinen, von Grund aus eine andere innere Richtung, welche vorherrſchend auf den Genuß und Beſitz deſſen hinging, das die Sinne ergötzt, und was der leiblichen Natur des Menſchen herrlich und groß erſcheint. Dieſer innere Zug führet nothwendig zur Abhängigkeit unſeres inneren Weſens von der Luſt und dem Bedürfniß der Sinnen, und wie ſich aus dem Schooß der Sklaverei und neben dieſer ſtets die Herrſchſucht entfaltet, ſo wird jene Richtung mittelbar eine Begründung der Weltenreiche und ihrer Eitelkeit. Ihr entſprechend, und ſie begünſtigend iſt dann auch die Wahl des äußeren Wohnortes geweſen. Denn

wenn irgend eine Gegend der Erde geeignet erſchien, den Zug nach dem Beſitzen und Genießen der Herrlichkeit der Welt auf ſich hinzulenken, ſo war dieß jene, die hinabwärts am Euphrat und Tigris, und hinaufwärts am Nil ſich ausbreitet. Hier aber, wie bald nachher am Ganges (?), ſchlug vor Allem Chams Geſchlecht ſeine Wurzeln; Nimrod, der Sohn Chus, des Sohnes Chams, ſo erzählt uns die heilige Urkunde, hatte in Sinear (Babylonien) das erſte Weltenreich begründet, während Mizraim, Chams Sohn, Aegypten zur Stätte ſeiner Herrſchermacht erkor. An dem einzelnen Menſchen, wie in der Geſchichte ganzer Völker wird es erkannt, daß die Kräfte unſerer Natur in der Glut des Sehnens nach dem naheliegenden Sinnlichen am früheſten reifen; am früheſten zu einem Zuſtand der äußeren Vollendung und der raſchen Beweglichkeit nach dem Ziele jenes Sehnens gelangen. Dieſes frühe Reifen zu einer vollendeteren Form der Staaten und einem Gipfelpunkt der Herrſchergewalt zeigte ſich namentlich auch bei den Völkern aus dem Geſchlechte Chams. Denn dieſe waren es, wie wir eben geſehen, welche mitten in der Fülle des irdiſchen Paradieſes in Meſopotamien, und am Nil, jene vorhin erwähnten Bauwerke errichteten, welche noch in ihren Trümmern nicht minder von der Geſchicklichkeit der bauenden Hände, als von der unumſchränkten Gewalt der Herrſcher zeugen. Sie waren es auch, welche zuerſt von Phöniziens Küſte aus, weithin über das gefahrvolle Meer den Gang nach der Herrlichkeit und den Schätzen der weiter abgelegenen Länder wagten. Wie viel lang-

haben; alle die Menſchheit in ihren verſchiedenen Eigenheiten und Verkehrtheiten, nach beſtimmten, vielverbreiteten Individualitäten repräſentiren. So ſtehen dem Geſchlechte Abrahams zuerſt die Kinder Moab und Ammon gegenüber. In dieſem Contraſt iſt Israel das gentile, rein und edelgeborne Volk, in welchem ſich alle Realität des Geburtsadels, der höheren Geſchlechter, des reineren Blutes, der geſegneteren Linien ſpiegelt. Die Kinder Moabs und Ammonis dagegen ſind mit dem Makel eines zweideutigen, befleckten, obſkuren Urſprungs behaftet (ſ. 5 Moſ. 23, V. 1. 2. 3.); in ihnen ſpiegelt ſich alles real Niedrige und Entweihte ab, was mit dem Begriff unreiner, dunkler Geſchlechter verknüpft iſt. Das edelgeborne Israel iſt aber auch das bildungsfähige, geſittete, zum theokratiſchen Staatsleben disponirte. In dieſer Geſtalt ſieht es ſeinen Gegenſatz in Ismael verwirklicht. Ismael iſt eine hochpoetiſche Erſcheinung; wahrhaft genial, ein Segenskind ſeltſamer, hoher Führungen, das in der Wüſte nicht verdirbt (1 Moſ. 21, V. 17.), ein ehrenvoller Held, mit welchem der Herr iſt (1 Moſ. 21, V. 20.); aber ein wilder Menſch gegenüber der theokratiſchen Hausordnung (1 Moſ. 16, V. 12.), ein Spötter gegenüber dem Geiſtesernſt der himmliſchen Berufung (1 Moſ. 21, V. 9.). Auf eine rührende Weiſe ſpiegelt ſich in Ismael, oder in dem umherſchweifenden Araber, dem ſchönen, feingegliederten Wüſtenſohne, dem gaſtfreundlichen Räuber, dem gravitätiſch ernſten und doch phantaſtiſchen Dichter, dem fabulirenden Religiöſen, dem begeiſterten Müſſiggänger jene wilde Ge-

malität, die überall aus dem gemeinen Leben in einzelnen Individuen hervorſpringt, die im Einzelnen Schönes, Anmuthiges, Hinreißendes in ihrer Erſcheinung zeigt, in ihrem Wirken leiſtet, die aber nirgends zur Zucht und Ordnung, zur höheren Strebſamkeit und Maaßgebung kommt, die, mehr im feinen Blute, als in Geiſtestreue beruhend, nie zur reinen Idealität des Lebens hindurchdringt *). Dagegen iſt Eſau oder Edom der für das Höhere unempfängliche, der gemeine und ſtumpfſinnige Menſch, welcher ſeine Erſtgeburt für einen Linſenbrei verkauft, und die Verheißung, welche an die Abſtammung von Iſaak geknüpft iſt, nicht zu würdigen vermag. Eſau iſt ein erzbraver Junge, ein Biedermann, der ſich mit dem Stolz der Ehrlichkeit über das Ferſenhalten ſeines Bruders Jakob entrüſten kann; für Viele iſt er im Vergleich mit Jakob ganz entſchieden der Vorzüglichere. Auch Winer in ſeinem Reallexikon findet ihn vortrefflich. Es iſt ein Moment der Größe dieſer bornirten Treuherzigkeit Eſaus, daß er ſeinem Bruder Jakob bei deſſen Heimkehr ſo gerührt um den Hals fällt, und alle Racheplane, allen Groll ſo rein vergeſſen hat. Aber es fehlt ihm der Sinn für das Unſichtbare, für das Myſtiſche der Verheißung

*) Ein Wort von Göthe, worin er ſeine Genealogie zeichnet, könnte ſehr paſſend auf den Araber angewandt werden, nämlich:

„Vom Vater hab' ich die Statur,
Des Lebens ernſtes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Und Luſt zu fabuliren."

des Segens, für die ferne Zukunft, für das Heilige. Er verkauft seine Erstgeburt; er heirathet sich in das Heidenthum hinein, er verliert sich unter die Chwim, während Jakob der Ferſenhalter bei allem Verzwickten ſeiner alten Natur Gemüth hat für die Tiefen der Offenbarung, während er frühe den Segen zu ſchätzen weiß, in den Schreckniſſen eines ſchauerlichen nächtlichen Feldlagers von der Himmelsleiter träumen kann, mit chriſtlicher Romantik möchte man ſagen, vierzehn Jahre hindurch um ſeine geliebte Rahel dient, eine Nacht hindurch im Gebete mit Gott ringt bis zur Morgenröthe, und durch Gottes Führungen zum Propheten geläutert im Ausſprechen charakteriſtiſcher Segnungen über ſeine Söhne, entſchläft. Dieſen Jakob hatte Gott im Mutterleibe ſchon geliebt, den Eſau dagegen nach dem Worte des Propheten gehaßt. Wie viel Eſau ſonſt dem Herrn war, kommt nicht in Betracht, aber unter dem Geſichtspunkte, daß Einer von Beiden der ahnungsvolle, aufopferungsfähige, gläubige Stammvater der theokratiſchen Linie werden mußte, war er der Unbrauchbare, ja der Verworfene, Jakob dagegen der Geliebte, der Erwählte. In ſolchen Fällen iſt Erwählung und Subſtanz des Lebens, oder Grundton der Natur identiſch. So ſteht alſo Jakob dem Eſau gegenüber als das Kind der religiöſen Genialität; in ihm kommt das Charakteriſtiſche des auserwählten Volkes, das „Mit Gott ringen" in Jakob kommt Israel, wie dieß Eigenthümliche bereits in Abraham lag, wie es aber noch von Ismael und Eſau mußte geſchieden werden, an

den Tag. Edom aber ist der für die Tiefen der Religion unempfängliche, brave Mann, der dem Frommen seine Schwächen absieht, der mit ihm grollt, und doch auch wieder mannigfach seine Ueberlegenheit anerkennend sich mit ihm aussöhnt, der aber durch eine natürliche Antipathie sich von ihm zurückzieht, und bei seinem Unglück seine Schadenfreude nicht bergen kann (Obadja V. 11. u. 12.). Wie oft findet man das Bild Esau's zum Erschrecken ähnlich und sprechend in einzelnen Individuen, und in ganzen Gemeinen wieder! In diesen drei Stellungen zu den minder bedeutenden Verwanden erscheint uns Israel als das hervorragende Volk. Dagegen kommt in seiner Stellung zu den Canaanitern, zu den Philistern, und zu den Phöniziern seine Scheidung von dem heidnischen Weltleben an den Tag. Den Canaanitern gegenüber ist Israel das heilige und gottgeweihte Volk, während jene mit ihren Gräueln ein Sinbild solcher Völker geworden sind, die in einer Partikularität heidnischer Gräuelhaftigkeit versunken, vor dem Gange der theokratischen Geschichte verschwinden, die in dem Gerichte der Weltgeschichte zu Grunde gehen (5 Mos. 7, V. 1. ff. u. a. a. O.). Dagegen rivalisiren die Philister mit Israel. Es ist merkwürdig, daß grade die typische Bedeutung des Philisters durch das deutsche Studentenleben so entschieden hervorgehoben worden ist, daß sogar in der neuesten Zeit die Poesie, so wie die „Aristokratie der Geistreichen" dieses Symbols zum täglichen Gebrauche sich bemächtigt hat. Doch in vielen Fällen verwechselt man den Philister mit Edom, dem

unempfänglichen, dem ſtumpfen Gegenbilde Israels. Dieß iſt aber ein großer Mißgriff, denn Eſau iſt beſcheiden, er findet ſich durch die Verneigung und Umarmung des Bruders geehrt und beſiegt; der Philiſter aber iſt ein ſtolzer, wenn gleich unfähiger Rival, ein Materialiſt mit einem markirten, erborgten idealen Anſtrich. So finden wir bereits den Philiſter des Studenten. Nicht der unſchuldige Spießbürger iſt dieſer Philiſter, ſondern der pretenſiöſe, der bewußte Antagoniſt, der ſich mit dem Burſchen reibt, und mit ihm in dem myſteriöſen Etwas ſeiner poetiſchen Schönheit wetteifern will. Der Philiſter als Antagoniſt Israels tritt verkörpert auf in der Geſtalt des Goliath. Goliath wäre ein ſchlichter Edomit, wenn er mit ſeinem Rieſenſpeer einfach drohte, und herausforderte, aber er hält pathetiſche Reden, er läſtert den Gott Israels, er paradirt mit ſeinen groben Waffen in falſcher Ritterthümlichkeit: das macht ihn zum Philiſter. Es iſt charakteriſtiſch für den Philiſter, daß er die Bundeslade Israels raubt, und im Tempel ſeines Götzen Dagon aufſtellt, und doch erſchrickt, wenn ſein Götze Dagon neben der Bundeslade niederſtürzt, und verſtümmelt wird, daß er geſtraft wird an heimlichen Theilen, und endlich die Bundeslade mit dem Grauſen der Geſpenſterfurcht, als wäre es ein böſer Zauber und Spuk, wieder in die Gränzen Israels zurückbringt. So iſt der Philiſter der Materialiſt mit der Affektation des Idealen; der rohe Menſch mit dem Gefühlsanſtrich der Sentimentalität; der Citatengelehrte mit der Gravität der Einſicht; der von der Proſa Gebundene mit

dem Anlauf poetiſcher Verzückung; der Feldherr, der ſeinen Erfolg nach den Maſſen, nach dem Goliathsſpeer berechnet, mit dem Pathos des Heroismus der Glaubensanſchein in hohlen Redensarten, endlich der Klügler, der ſich den Anſchein der penetranten Ergründung in ſophiſtiſchen Spiegelfechtereien der wiſſenſchaftlichen Form zu geben weiß. Leider hat ſich der Philiſter par excellence im modernen Judenthum zu verſinnlichen gewußt. Dem Philiſter in ſeinem hohlen materialiſtiſchen Prunk gegenüber erſcheint Israel in dem tiefen Geiſtesernſte und in der Schlichtheit des wahrhaft Geweihten und Höheren, in der Herzenswahrheit des religiöſen Muthes, in der trocknen Realität des feuerigen Idealismus — der Hirtenknabe David mit ſeiner Schleuder, und mit den Kieſelſteinen, aus dem Bache aufgerafft; ein Held im Vertrauen auf den lebendigen Gott. — Während nun Israel die Canaaniter zu verbannen, die Philiſter in ihrer arroganten Rivalität zu beſtehen hat, ſieht es ſich von Phöniziern in ihrem glanzvollen, großen Weltleben um der Bewahrung der Verheißung willen, antagoniſtiſch fern gehalten. Israels Erbe ging nicht bis ans Meeresufer; dieſes Ufer mit ſeiner kosmopolitiſchen Bedeutung war den Phöniziern überlaſſen. Um der Pflege der Innerlichkeit willen durfte es mit Israel nicht bis zu dieſer Herrlichkeit der Erſcheinung kommen. Freilich in jenem Zeitpunkte, da ſich Israels Gottesdienſt im Tempelbau zum augenſcheinlich Sichtbaren entfalten und vollenden ſollte, durfte ſich Salomo mit Hiram, dem König von Tyrus und Sidon befreunden. Am Ende

eignet ſich die Innerlichkeit des Gottesreiches alle Mittel und Bildungsformen des einſeitigen Weltlebens in göttlicher Erfaſſung und Durchdringung an. Aber Salomons Verbindung mit Hiram, und ſein kaufmänniſches Weltleben währte über das reine Bedürfniß des Tempelbaus hinaus, und wurde dem gelobten Lande, und dem reinen Glauben verderblich. So wurde der Gegenſatz gerechtfertigt, nach welchem die Israeliten dem glanzvollen Weltleben der Phönizier gegenüber als die „Stillen im Lande" erſcheinen, und ſowol dieſen Charakterzug der Gemeine Chriſti, als einzelner Chriſten für immer repräſentiren. —

Haben wir in den Phöniziern, Philiſtern und Canaanitern die Gegenſätze kennen gelernt, in denen Israel von der profanen Welt ſich ſcheidet, ſo iſt endlich noch der antitheokratiſche Gegenſatz, die poſitive Feindſchaft, welche Israel gegenüberſteht, ins Auge zu faſſen. Der dreifache Typus des abſolut feindlichen Gegenſatzes iſt Sodom, Aegypten, Babel.

In der Apokalypſe wird einmal die antichriſtliche Macht bezeichnet als eine große Stadt, welche geiſtlich heißt Sodom und Aegypten, da unſer Herr gekreuzigt iſt (Cap. 11, V. 8.), ein anderes Mal und zwar an der Hauptſtelle vom Fall des antichriſtlichen Reiches wird dieſe Stadt Babylon die große genannt (Cp. 18, V. 2.).

Zwar mit Sodom war Israel nicht unmittelbar in Berührung gekommen. Aber den antitheokratiſchen Gräueln der Sodomiter gegenüber hatte Lot mit den

Seinen das heilige Volk vertreten. Lot mit den Seinen und mit den Engeln des Herrn war von ihrer dämonisch aufgeregten bösen Lust bedroht, bestürmt und aus der Stadt vertrieben worden. Darum mußte auch Sodom den Kindern Israel fortwährend zum Typus des Antitheokratischen in seinem ersten Stadium dienen, in dem Stadium der dämonischen Weltlust und Wollust, die das Heilige frevelhaft in ihren Schlamm herabzureißen trachtet. So erscheint noch Sodom mit Gomorrha in typischer Bedeutung 2 Petr. 6.; offenbar wird hier Sodom ein Typus aller antichristlichen, dämonisch aufgeregten Fleisches- und Weltvergötterung in den Zeiten des neuen Bundes. Auf dem zweiten Stadium des feindseligen Gegensatzes, den das Reich der Finsterniß darstellt dem Reiche Gottes gegenüber, finden wir Aegypten; es ist der Typus der antitheokratischen Weisheit. Schon dem Mittler der alttestamentlichen Theokratie trat Aegypten mit seiner Weltweisheit antagonistisch gegenüber; die Wunder des Moses sollten entkräftet werden durch die Wunder der Zauberer. In diesem Gegensatz wird Aegypten von den Propheten angeschaut, und mit dem Gerichte des Herrn bedroht, wie z. B. Jesaias 19, V. 3. und V. 11. So wie nun in dem ersten Stadium, in Sodom die antitheokratische Weltlust, im zweiten, in Aegypten die antitheokratische Weltweisheit, sinnbildlich bedeutsam zur Erscheinung kommt, da stellt sich die antitheokratische Weltmacht in der großen und mächtigen Babel dar. Babel will das Volk Gottes und in ihm das Reich Gottes auflösen und vernichten.

Als ungeiſtliche und widergeiſtliche Staatsmacht will es die himmliſche Pflanze der Theokratie unter dem Gewichte der rein weltlichen Staatsmaſchine erdrücken, zerſtören. So wird Babel als antitheokratiſche Weltmacht mit Schaudern und Abſcheu von den Propheten genannt, und die ſchwerſten Gerichte werden dieſem Reiche verkündigt (ſ. Jeſaias 13. u. 14. — Jerem. 50. u. 51. Jeremias nennt Babel „den ſchädlichen Berg, der alle Welt verdirbt" (51, 25.) und Jeſaias zeichnet ſehr ſcharf den Gott befeindenden Trotz des Königs zu Babel (Jeſaias 14, 13.). Nur aus einem ſolchen Israelitengefühl, das in Babel die antitheokratiſche Macht der Finſterniß verſinnlicht ſah, läßt es ſich erklären, daß ein ſo wunderbar gemüthreiches, glaubensinniges Lied, wie der Pſalm 137. mit den Worten ſchließen konnte: „Wohl dem, der deine jungen Kinder (deine Babelsbrut) nimmt, und zerſchmettert ſie an den Stein!" Es gibt nur noch zwei Momente im A. T., in denen die Typik des Antitheokratiſchen über das Stadium Babels hinausgeht. Während Antiochus Epiphanes (2 Makkab. 9.) durch ſein perſönlich bewußtes Wüthen gegen den Gottesdienſt und Glauben Israels zum Sinnbild der antichriſtlichen Perſonen wird, in welchen jene Stadien der mehr unbewußten Feindlichkeit (Sodom, Aegypten, Babel), jene Mächte des Antitheokratiſchen Bewußtſeyn und Perſönlichkeit erhalten, und ſomit auch ein Typus des letzten Antichriſt ſelbſt (2 Theſſal. 2, V. 4 ff.), dienen die Völkerhorden Gog und Magog dazu, den letzten antichriſtlichen Aufruhr des Weltpaganismus, die letzten

Empörungen eines niedrig ſtehenden Pöbelſtaats, oder großen Weltpöbels gegen das zur Weltreligion gewordene reine Chriſtenthum zu verſinnlichen (Heſek. Cp. 38. u. 39. Apokal. 20, V. 8.).

Man kann im weiteren Sinne allen Völkern, in denen ſich eine beſtimmte Nationalität ausgeprägt hat, eine typiſche Bedeutſamkeit zuſchreiben. In jeder Nationalität nämlich ſpiegelt ſich die menſchliche Natur und ſo die Menſchheit nach beſonderen Eigenheiten ab, nach verſchiedenen Kräften, Stimmungen, Individualitäten. Wie entſchieden kommen z. B. die Kräfte des philoſophiſchen Nachdenkens, oder des muſikaliſchen Schönheitsgefühls, oder der heroiſchen Begeiſterung, wie ſie doch der Menſchheit überhaupt anvertraut ſind, wie ſie ſich durch alle Welt vertheilt finden, bei einzelnen Völkern als hervorragende Eigenheiten derſelben an den Tag! Eben ſo erkennt man allgemein menſchliche Stimmungen in der ausgeprägteſten Geſtalt in den Eigenheiten einzelner Nationen wieder. Dieſe Eigenheiten beweiſen ſich beſonders durch die unüberſetzbaren Worte einer Volksſprache, die in die Sprachen anderer Völker übergehen, weil auch dieſe in irgend einem Maaße jene Eigenheiten kennt und an ſich trägt, worin jenes Volk, welches das Wort dafür hat, excellirt. So iſt der Engländer typiſch in ſeinem Sinne für das Comfort, oder für das Gentile, der Spanier für die Grandezza, der Franzoſe für's Plaiſir, für's Amüſement, für die Converſation; ſo gehen alſo die Worte, welche dieſe Eigenheiten in ihrem höchſten Grade bezeichnen, durch alle Welt, weil alle Welt in ſolchen

Eigenheiten mit dem typiſchen Volke zu ſympathiſiren fähig iſt. Am meiſten aber zeigt ſich die typiſche Art der Nationen darin, daß ſich ihr ſpeziellſtes Weſen in vielen Individuen anderer Völker abſpiegelt. Man findet in dem Umkreiſe der deutſchen Nationalität z. B. Anklänge der mannigfaltigſten Volksthümlichkeiten der Erde, franzöſiſche, ſpaniſche, britiſche, normänniſche, chineſiſche, ja wohl ſelbſt mongoliſche und negerartige Individualitäten. Wie mancher Franzoſe mag eine deutſche Gründlichkeit oder holländiſche Bedächtigkeit haben! In dieſem Myſterium der mannigfaltigſten Spiegelungen, wodurch alle Nationen in jeder einzelnen ſinnbildlich dargeſtellt ſind, und erſcheinen, oder in Anklängen verrathen werden können, offenbart ſich auf eine geheimnißvolle, ergreifende Weiſe die tiefe Einheit, die große Bluts- und Lebensverwandſchaft der ganzen Menſchheit. Dieſes typiſche Verhältniß, nach welchem ein Bild der ganzen Menſchheit in jedem Volke erſcheint, ja nach welchem Schattenriſſe und Anſcheine aller Völker in jedem ſich kund geben, iſt bisher wenig in Betracht gezogen worden; vielmehr hat man die entgegengeſetzte Seite beachtet, das Charakteriſtiſche, das Eigenthümliche der Nationen. Dieſer Geſichtspunkt iſt allerdings auch mit Recht der Vorherrſchende; da es ſich zunächſt darum handelt, die einzelnen Stimmen kennen zu lernen, aus denen unter der Gnadenfülle, welche ſich durch das Reich Gottes in die Welt ergießt, der große Chorgeſang der Völker werden ſoll. Die nationalen Eigenthümlichkeiten ſind in ihrer reinen Subſtanz, d. h. außer ihrer welthiſtoriſchen Verderb-

niß, als Gaben des Schöpfers zu betrachten, welche in ihrer Erneuerung und Läuterung durch den Geist Christi Charismen, Gnadengaben werden für den Bau, und für die Darstellung der neuen Welt. Dieser Grundgedanke ist in einer Schrift weiter ausgeführt, welche wir hier zu erwähnen haben. Sie ist betitelt: „Der Pragmatismus der göttlichen Geistesgaben, oder das Wirken des göttlichen Geistes in der Menschheit. Von Dr. Franz Anton Staudenmaier, früher Professor der Theologie an der Universität Gießen. Tübingen. 1835." Der Verfasser charakterisirt in der Vorrede selber das Buch als eine Jugendschrift. Es ist jedoch eine Jugendschrift, worin ein reichbegabter, gemüthvoller Geist in der Frische der Begeisterung eine große Grundanschauung des Lebens mit freudiger Kraft entfaltet. Das Jugendliche der Schrift macht sich freilich bei allem Anregenden, was sie enthält, zur Genüge bemerkbar. Wir wollen uns indeß auf eine Rezension hier nicht einlassen, und nur diejenigen Punkte zur Sprache bringen, welche in den Gang dieser Betrachtung gehören. Der Grundgedanke des Werkes ist der Pragmatismus, das Zusammengehören und Zusammenwirken aller Geistesgaben der Individuen, der Familien und der Völker — wie nämlich die Gaben der Menschheit durch den Geist Gottes zu Geistesgaben erneuert werden — um den ganzen, großen Organismus des Reiches Gottes darzustellen. Der Verfasser macht zur Grundlage seiner Darstellung den Spruch des Apostels Paulus 1 Cor. 12, V. 4—6: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist nur Ein Geist; es sind

mancherlei Aemter, aber es ist nur Ein Herr; es sind mancherlei Kräfte, aber es ist nur Ein Gott, der da wirket Alles in Allem." Den ersten dieser drei großen Sätze erklärt der Verfasser richtig mit den Worten: „Diese Geistesweihe (welche der Mensch in seinem natürlichen Leben durch das Christenthum wieder empfängt) erhebt die natürliche Gabe zum Charisma. Wie die ganze Natur eine neue wird, und belebt von einem göttlichen Prinzip, da jener heilige Geist einmal gnadenvoll erschienen; so werden auch die natürlichen Gaben umgewandelt in Gaben und Kräfte des heiligen Geistes." Ungenügender ist die Auffassung des zweiten Satzes: es sind mancherlei Aemter u. s. w. — „Was dort in der Tiefe — ungeschaut von äußerer Beobachtung und unnahbar jedem Sinn verborgen lag, wird hier etwas Lebendiges, Sichtbares; der Geist hat sich nach außen geoffenbart, sich einen Leib geschaffen. Diese äußere Offenbarung, dieses eigentliche Lebendigwerden der Gabe des Geistes, ist der Beruf, das Amt." So wie die Gnadengaben, welche als solche gewiß auch zur Erscheinung kommen, auf den heiligen Geist bezogen werden, so werden die Aemter auf Christum bezogen, sie bezeichnen also die Ordnung, die Bestimmung und Anstellung, in welche die Gnadengaben für den Organismus des Gemeindelebens gebracht werden. Wenn nun im dritten Satze „die Kräfte" auf Gott bezogen werden, als den allwirkenden, so sollte man nach der Analogie der beiden ersten Sätze vermuthen, hier sey von dem Antheil des Vaters an den Eigenthümlichkeiten des Christenlebens die Rede, von jenen

Kräften, welche als Naturgaben die ſubſtantielle Grundlage des Charisma bilden. Der Verfaſſer erklärt jedoch die Kräfte, die von Gott abgeleitet werden, als Wirkungen, welche die Gaben hervorbringen, indem er ſagt: „Der Beruf iſt alſo die offenbar gewordene Gabe, und wo er nach ſeiner Beſtimmung im Leben wirkſam hervortritt, iſt er eine ſichtbare, göttliche Kraft.“ — Allein von den Wirkungen iſt erſt V. 7 die Rede: „ἑκάστῳ δὲ δίδοται ἡ φανέρωσις τοῦ πνεύματος πρὸς τὸ συμφέρον.“

Es geſchieht ſo zu ſagen nur beiſpielsweiſe, wenn der Verfaſſer in ſeiner Schrift die anſehnlichſten Völker unter dem bezeichneten Geſichtspunkte anführt und charakteriſirt. An dieſer Darſtellung bleibt nun bei vielem Intereſſanten, welches ſie darbietet, Mancherlei auszuſetzen, beſonders aber, daß dem Verfaſſer hin und wieder ſein Geſichtspunkt verſchwindet, daß er einzelne Völker nach gewiſſen Verkehrtheiten und hiſtoriſchen Verirrungen zeichnet, ſtatt das Bild ihrer ſubſtantiellen Nationalität rein zu zeichnen, wozu er allerdings auch die Verkehrtheiten derſelben zu benutzen hatte. Dieſe Behandlung des Gegenſtandes fällt um ſo mehr widerwärtig auf, da er die Bilder der Nationalitäten, wie es ſcheint, ganz unter dem Einfluſſe ſeiner Sympathien und Antipathien aufſtellt. So z. B. erſcheinen die Italiener und Spanier hier in dem heiterſten Roſenlichte, während die Engländer faſt möchte man ſagen in der ſchwarzen Rauchwolke eines ihrer rieſenhaften Fabrikſchornſteine aufgeführt werden. Der Verfaſſer ſcheint indeß in dieſen Zeichnungen ſich an Vorgänger

gar zu ſtark anzulehnen, und zwar an verſchiedene; woraus die Partheilichkeit und Ungleichartigkeit der Behandlung entſtehen möchte. Bei dem Bilde der Chineſen iſt vielleicht Herders Einfluß zu erkennen, bei dem Bilde der Hebräer Leos Auffaſſung, die vielmehr von den Schacherjuden entnommen zu ſeyn ſcheint, als aus lebendiger Anſchauung des alten Kerns des auserwählten Volkes. „Die Hebräer ſind das, als was ſie in der Geſchichte daſtehen, nicht durch ſich ſelbſt geworden, ſondern durch die göttliche Offenbarung. Denn an ſich zeigte dieſe Nation von jeher viel Härte, Roheit und Unmenſchlichkeit, und Gott wählte, wie Leſſing wohl mit Recht ſagt, dieſes ungeſchliffenſte und verwildertſte Volk nur deßwegen, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können. Ausgezeichnet iſt bei den Hebräern das Vermögen der Abſtraktion, mit der ſie Alles in ein Allgemeines verwandeln; ihr Verſtand iſt ſo ſehr auflöſender Natur, daß ſie, wie nicht leicht Andere, im Stande ſind, den Werth eines konkreten Dinges zu beſtimmen" u. ſ. w. In der harten Beurtheilung der Engländer ſcheint der Verfaſſer wieder durch andere mißleitet worden zu ſeyn; nach den Citaten beſonders durch Schleiermacher.

In der Darſtellung des Verfaſſers tritt zuerſt der Chineſe auf. Was ihn charakteriſirt iſt der trockene Verſtand. Daher das mechaniſche Talent, daher die Erfindungen. „Je weniger aber der Chineſe in Ideen lebt, deſto einförmiger, geiſt- und lebloſer, deſto eingeſchränkter und unentwickelter bleibt Alles; denn in

den Ideen ist das Leben. Schon in der Sprache und Schrift tritt dieß hervor. Die Sprache bildet sich nicht von Innen heraus auf geistig-lebendige Weise, sondern hier findet sich derselbe Mechanismus wieder. Alles ist äußerlich, darum einsylbig und arm, bei aller künstlichen Anhäufung von Zeichen, die, nur um ein gewöhnliches Buch zu verstehen, schon über 10,000 sind. Wo das Leben und Schaffen in Ideen mangelt, da bleibt man ohne Bedürfniß nach Entwickelung bei dem Alten und Herkömmlichen stehen; aber grade dadurch zeichnet sich der Chinese aus." Was aber der Verfasser an dem Chinesen zu loben findet, ist besonders die kindliche Liebe, und die Liebe zu den Vorfahren. Er zeigt, wie derselbe Mechanismus auch in der Religion der Chinesen sich finde. Sie suchen sich nämlich die Grundprinzipien des Lebens durch Striche zu versinnlichen.

Man hat die Chinesen oft mit den Holländern verglichen. Die Aehnlichkeit liegt vorzüglich in dem niederländischen Geschmack, in dem Sinn für das Regelmäßige, für das Saubre, für's Bunte. Ferner macht der phlegmatische, prosaische Grundton des Lebens, dessen Energie in einer unermüdlichen, sinnreichen und kräftigen Betriebsamkeit sich äußert, das Band der Gemeinschaft aus. Der Holländer hat wenig originelle Poesie; die Poesie des Chinesen ist wenig poetisch, wie das chinesische Liederbuch Schi-King (übersetzt von Rückert) zur Genüge beweist. Allein der Holländer hat als Germane Sinn für die Ideen, und vermittelst dieser Verwandschaft gehört er denn auch in den entscheidendsten Lebensfragen einer ganz anderen

und höheren Völkergruppe an. Wir wollen hier den diskurſiven Gang des Verfaſſers verlaſſen, um nach eigener Anſchauung die Völker in charakteriſtiſchen Gruppen, nach durchgehenden Verwandſchaftszügen zu betrachten.

So ſind wir denn zuerſt an die Gruppe der talentreichen, aber in relativem Maaße ideenloſen Völker gerathen. Zu dieſer Gruppe rechnen wir die Chineſen, die Japaneſen, die Römer, die Ruſſen. Dieſe Nationen bilden nach ihren fruchtbaren Talenten einen ſchönen Status quo der bürgerlichen Bildung aus ſich heraus; bei dem ſie dann in Ewigkeit zu verharren ſtreben, indem ſie nicht nur die idealen, reformatoriſchen Triebe in ſich ſelber entbehren, ſondern auch ideale Zündſtoffe und Anregungen, die von Außen kommen, verkennen, und unterdrücken, ſo lange bis auch bei ihnen das Menſchheitliche über das Nationale ſiegt. Sie verrennen ſich in einem Mittelalter, das ſie, weil ihre Ideale erreicht ſind, verewigen möchten. So der Chineſe. Es ſcheint eine Fürſorge des göttlichen Weltregiments zu ſeyn, daß der Chineſe das Chriſtenthum erſt in ſeiner letzten, geläutertſten Entfaltung überkommen wird. Denn wenn er ſchon ſeine arme, dürftige Kulturdämmerung ſo hartnäckig feſthält als wäre es der helle Tag des Himmelreichs, wie viel mehr würde ſich bei ihm zum Beiſpiel das Syſtem der griechiſchen oder der römiſchen Kirche verewigen, und den anhaltendſten reformatoriſchen Einwirkungen Trotz bieten. Bei dem Japaneſen kommt zu der Stabilität des weichen, freundlichen, höflichen Chineſen, und zu

seiner talentreichen Kulturfähigkeit noch der Stolz, die Schroffheit eines kräftigeren, männlicheren Naturells. Darum schließen sie die Christenheit von ihrem Verkehr aus, weil sie ein Gefühl davon haben, daß der Geist der christlichen Kultur den Geist ihres Gemeinwesens angreift. Ihre Lebensentfaltung ist aber ein merkwürdiges Schattenbild des europäisch-christlichen Mittelalters; nur daß bei ihnen der still treibende Geist dieses Mittelalters fehlt, während sie in gesetzlicher Organisation eine höhere Stufe erreicht haben. „Kein Volk in Asien, sagt Rougemont in dem angeführten Werke (S. 93. ff.), baut den Boden mit so viel Sorgfalt an, wie die Japaner, keines übertrifft sie an Kunstfertigkeit, keines hat einen so wohl geordneten gesellschaftlichen Zustand, eine so gute Polizei, und Gesetze, welche mit solcher Unpartheilichkeit, Gerechtigkeit und Strenge vollzogen werden, keines einen so blühenden und lebhaften Verkehr im Innern, so viele und so wohl unterhaltene Straßen, einen so allgemein verbreiteten Volksunterricht, bei keinem genießen die Frauen so viel Freiheit. Die Sklaverei ist unbekannt, die persönliche Freiheit gesichert. Die Standesverhältnisse sind ungefähr, wie in unserem Europa. Bettler trifft man sehr selten. Auf allen Hauptstraßen sind Pferde- und Briefposten errichtet. Früher trieben die Japaner einen bedeutenden Seehandel, welcher sich bis Bengalen erstreckte; jetzt haben sie sich ganz abgesondert, und nur den Hafen von Nanzasaki, jedoch mit großen Beschränkungen einigen fremden Nationen, nämlich den Chinesen, Koreern und Holländern offen gelassen. — Im

16. Jahrhundert trieben die Portugiesen einen bedeutenden Handel mit Japan, und ihre Missionäre bekehrten einen sehr beträchtlichen Theil der Bevölkerung zum Katholizismus, aber eine heftige Verfolgung, durch den Ehrgeiz und Uebermuth der Jesuiten herbeigeführt, brachte etwa 40,000 Menschen den Untergang, und rottete in einem Zeitraum von 40 Jahren das Christenthum bis auf die letzten Spuren aus. Das Reich hat zwei Oberhäupter, ein geistliches, den Dairi, welcher früher der einzige Kaiser, und zugleich das Haupt der Religion des Sinto war, der aber seine weltliche Macht verloren hat, und Oberhaupt der beiden Religionen geworden ist, und ein weltliches, den Kubo. Dieser ist Herr eines Landes, dessen Gesetze unverletzlich sind, und dessen Provinzen zum Theil von Erbfürsten, die eine große Machtvollkommenheit besitzen, regiert werden, zum Theil noch unabhängigen Fürsten unterworfen sind." In diesem Gegenbilde unsres Mittelalters sind die Hauptfiguren, der Pabst und der Kaiser, und die Kämpfe zwischen Beiden, der Kaiser und die Churfürsten, und die verschiedenen Grade der Abhängigkeit und Unabhängigkeit der letzteren sehr deutlich abgespiegelt.

Der Genius des Römers hat nach Staudenmaier Ernst, Würde und Festigkeit; er begründete die Rechtsverhältnisse des Abendlandes, organisirte den Orbis. Allein selbst Staudenmaier bemerkt, er habe im Streben nach Weltherrschaft das Recht in Unrecht verkehrt.

„Ihr Staat als ihre Universalmonarchie wurde ihr Gott. Alles Individuelle, alles Persönliche, sowol was den einzelnen Menschen, als die verschiedenen Nationen betrifft, suchte der Römer aufzureiben, und mit unmenschlicher Härte seinem abstrakten Staate einzuverleiben. Da aber das individuelle Leben sich nicht zerstören lassen will, so galt es einen furchtbaren Kampf um Leben und Tod; und wer überhaupt von nun an in der alten Welt, wohin die Römer immer kamen, die größte Rolle spielte, das war der Tod; er endete das Leben der alten Welt." Dieses Römerthum, welches Staudenmaier so trefflich gezeichnet, besteht bekanntlich noch. Der Italiener nach seinem vorherrschenden Typus als der römische, hat immer noch in seiner Gravität und Kraft zu regieren, zu gebieten, den Trieb, die Welt zu beherrschen, und in der Zerstörung des Individuellen, des Neuen, des Idealen den Tod in aller Welt zu verbreiten. Es ist bekannt, wie wenig der alte Römer der Philosophie, wie er sie von den Griechen empfing, gewachsen war, wie wenig der neue Römer die Tiefen der christlichen Theologie und Mystik, wie sie sich in der Idealität des germanischen Geistes reformirt hat, zu fassen, und zu würdigen im Stande ist, und wie er doch auch über sie die Herrschaft in Anspruch nimmt. Diese arrogante Bornirtheit der römischen Individualität hat Leo sehr treffend bei guter Gelegenheit zur Sprache gebracht. So sucht der Verstand über die Mysterien der Vernunft, so sucht das Talent über das Genie, so sucht das weltliche Regiment über die geistlichen Lebenstriebe

gebieterisch zu verfügen. Und wohl ist man berechtigt, die paradoxe Behauptung aufzustellen, daß in diesem Verhältniß immer der Staat unter dem Titel der Kirche die wahre Kirche, daß ein kanonisirter äußerlich erstarrter Status quo die lebendige, christliche, sich aus göttlichen Lebenstiefen reformirende und weiterbildende Lebensgemeinschaft bekämpft, welche in der Bewegung der christlichen Staaten pulsirt. Der eigentliche Römersinn steht auch in der neueren Zeit noch in dem Bewußtseyn, in den Tendenzen des Mittelalters. Beweglicher als der Römer ist der talentvolle Russe, während ihm weniger Glut, künstlerische Phantasie und Gravität gegeben ist. In der Kraft des Willens, in der zähen Beharrlichkeit, in der klugen Betriebsamkeit möchte er ihm wenigstens gleichstehen. In großer Geschwindigkeit hat er ein Weltreich geschaffen, und sich alle Ergebnisse der europäischen Kultur, sofern sie Sache des Talents sind, in den Höhen seines Volkslebens angeeignet. Er schmückt sich mit allem Glanz der modernen Litteratur. Unter den feinsten Bildungsverhältnissen aber stagnirt bei ihm die Region des ideellen Lebens, das Gebiet der Kirche. Die niedere Stufe, auf welcher die griechische Kirche stehen geblieben ist, die ausgeprägte Superstition und Aeußerlichkeit, in welcher das Christenthum dieser Kirche erstarrt ist, scheint unter dem Schutze des russischen Talentes, unter der bürgerlichen Kultur einer politisch hochgebildeten, gewaltigen Weltmacht, zu einem Mittelalter der Zukunft für die östliche Welt befestigt zu werden. Schon sind die evangelischen Missionen aus dem Umkreise des

ruſſiſchen Reiches ausgeſchloſſen. Was hätten reformatoriſche Triebe, Kräfte, Perſonen, welche aus den Tiefen dieſer Kirche, dieſes politiſch geeinten Völkerlebens an den Tag hervortreten möchten, für eine Aufnahme zu hoffen? Oder vielmehr welches Schickſal hätten ſie zu befürchten? Legen ſich nicht jetzt ſchon die Staatsmaximen jenes werdenden Mittelalters mit ſchwerem Gewicht in eine Waagſchale, welche der freien Entfaltung der chriſtlichen Ideen in der reformatoriſch bewegten, weſtlichen Welt antagoniſtiſch entgegenſteht? Die Zukunft wird freilich erſt darüber entſcheiden, ob ſich der Genius des ruſſiſchen Volkes von dem Betriebe äußerlicher Intereſſen zum Erſtreben geiſtlicher Ideale erhebt; ob nicht ſein Talent, ſeine Kraft, behaftet mit der relativen Unempfänglichkeit für die heiligen Grundideen des Lebens, gehoben durch Weltmacht und Weltglanz, der reformatoriſchen, tieferen Weltverklärung, der freien Vollbereitung der Chriſtenheit Gefahr droht; ob die letzten antichriſtlichen Aufſtände, die von Gog und Magog ausgehen, etwa nur in dem heidniſchen Stabilismus des chineſiſchen Reiches oder auch in dem öſtlichen Rußland verborgen liegen. In dem Brande Moskaus ſcheint freilich ein erhabenes Zeichen aufzuleuchten, worin ſich die noch unenthüllte Empfänglichkeit des Ruſſen für die tiefſte aller Ideen, für die Idee der Aufopferung verkündigt haben könnte. Der Charakter dieſes Volkes iſt bei aller ſchlauen Abſichtlichkeit mit einer rührenden Gutmüthigkeit, Gemüthlichkeit und Ehrfurcht begabt.

Steigen wir von dieſer Völkergruppe aufwärts, ſo

gelangen wir zu einem höchst interessanten Kreise geistesverwander Völker; zu einer Gruppe talentreicher Völker, denen das Ideenleben nicht abgeht, bei denen es aber vorherrschend als Anflug, nicht als Grundzug sich äußert, mehr über die Oberfläche des Lebens hin phosphoreszirt, als in der Tiefe das Leben bildet und baut. Hier sind die Perser, die Franzosen, die Polen und nach gewissen Zügen auch die Schweden zu nennen; lebhafte, körperlich fein organisirte, bewegliche, graziöse Gestalten, aufgelegte, aufgeregte, begeisterungsfähige Menschen; höfliche, unternehmende, kühne Leute; kluge, reizbare, geistreiche Naturen. Die Perser hat man als die Franzosen des Orients, die Polen als die Franzosen des Nordens bezeichnet; von den Schweden ist es wenigstens ausgemacht, daß eine große Wahlverwandschaft zwischen ihrer Kultur und der französischen Statt findet. In ihrer äußeren Beweglichkeit, Feinheit und Haltung erinnern sie an die feine Bildung der französischen Natur; in ihrer Gemüthlichkeit aber, in ihrem Tiefsinn und somit in ihrem innersten Wesen gehören sie in die Familie der germanischen Stämme. Die Lebendigkeit des Persers spiegelt sich ab in seiner Philosophie, in dem aufgeregten Dualismus, dem Götterkampf zwischen Licht und Finsterniß, worin er die Welt bewegt sieht, in seiner Anbetung des Feuers. Sein Schönheitsgefühl stellt sich dar in seiner Freude an der Rose, in seiner reichen Poesie; seine Höflichkeit ist weltbekannt; seine Beweglichkeit ist zum Laster verkehrt in der Lügenhaftigkeit, die ihn in Verruf gebracht hat. Der Franzose ist durch die Elastizi-

tät und Schwungkraft seines Naturells in Stand gesetzt, gründlicheren und stärkeren Nationen zu imponiren. Jahrhunderte lang hat sein resolutes, determinirtes und gewandtes Wesen den tiefsinnigen, bedächtigen und gutmüthigen Deutschen perpler gemacht. Die Tugenden und Kräfte der Geistesgegenwart: Witz und Takt, sind ihm in hohem Grade eigen. Er ist begeisterungsfähig; schwärmerisch erregbar für ideale Anflüge; eilfertig, leichtfertig, wetterwendisch. Zur reinen Hingebung an die Ideen kommt er nicht leicht, dazu fehlt ihm Geduld und Gründlichkeit; aber den ersten Lichtschimmer der Ideen ergreift er in Idealen, und für diese Ideale kann er sterben. Die Ideen aber, welche ihm als alt erscheinen im alten Gewande der Ueberlieferung, ist er geneigt, Preis zu geben, selbst zu verspotten. Man thut aber dem Franzosen Unrecht, wenn man die Schwerkraft und hohe Solidität verkennt, die er in seinen ausgezeichneten Geistern offenbart. Die französische Nation ist mit welthistorischen Genien reich gesegnet. Welche Helden, Forscher, Theologen hat sie hervorgebracht! Bei den Polen scheint das französische je ne sais quai anmuthiger Lebendigkeit mehr in der körperlichen Gelenkigkeit, in den Seelenanlagen, als in einem Reichthum innerlicher Geistesgaben zu bestehen, dagegen hat die Nation vielleicht eine größere Anlage zu tiefem Ernst. Nimmt man den Schweden mit dem ernsteren Norweger zusammen, so steigert sich das germanische Ansehn; ein höchst interessantes, starkes, feines Volk mit unerschlossenen Gemüthstiefen und vielfältig entstellter, verdunkelter Erscheinung tritt uns

entgegen; den Deutſchen ſollte dieſe verwande, ſchöne, politiſch unglückliche Geſtalt im Innerſten rühren.

Die Franzoſen ſelber haben ſich wohl gerne mit den Griechen verglichen. Wenigſtens ſtellt Chateaubriand ſie zuſammen. Der Unterſchied aber zwiſchen dieſen beiden Nationen ſcheint ſehr bedeutend zu ſeyn. Der Grieche war bei aller Tapferkeit zu ideal, zu geiſtig, zu feſtlich geſtimmt, als daß er die adminiſtrativen Talente, das Betriebſame, das Kriegeriſche des Franzoſen hätte entfalten können. Was ihn auszeichnet, iſt die tiefere philoſophiſche Kraft, die idealere Haltung, die Gravität, das feine Maaß der Bewegung und der Darſtellung. Man kann ſich den Griechen weder im Pariſer Stutzeranzuge, noch im Echauffement eines franzöſiſchen Redners denken. Als Verwande ſeiner eigenthümlichen Lebensform aber ſcheinen der Spanier, der Araber, der Italiener in ſeinem allgemeineren Typus mit ihm eine Gruppe zu bilden. Dieſe Völker bilden eine ideale Welt, und leben in einer idealen Welt aber auf natürliche Weiſe; befangen und gefeſſelt, in den Banden der Sinnlichkeit ihrer Ideale, nicht in der Freiheit der Ideen. Sie haben mit einander den Grundzug einer hohen Würde, die ſich aus dem Blut und Leben, aus der Erſcheinung ankündigt. Sie ſind gentile Naturen in der Anmuth eines zauberiſchen Negligées, aber vielfach mit dem Anſtrich und Zuge der Verwilderung und Verkommenheit, den ein wandernder Sänger, ein fahrender Ritter in der Regel beurkundet. Wie vollendet ſind die Erſcheinungen des griechiſchen Lebens! Und doch bleibt der Grieche als

ſolcher im natürlichen Leben befangen, und kann zu dem Born des Geiſtes nicht kommen, von dem ſeine ſchönen Aeußerungen zeugen. Der Araber erinnert in ſeinem Ernſt, in ſeiner Religioſität an Abraham, den Stammvater in ſeinen Gedichten, ſeiner feinen, adlichen Körpergeſtalt, und in ſchönen Ahnungen an die hohe theokratiſche Abkunft, und doch iſt beſonders er ein Typus der Genialität in ihrer Verwilderung. Während der Italiener ein reiches Phantaſieleben in der Indolenz des dolce far niente verſinken läßt, büßt der Spanier in verzehrender Aufregung die alten Schulden ſeines ſchwärmeriſchen und fanatiſchen Verfahrens, womit er die Menſchheit cavalièrement behandelt hat. Zu dem Deutſchen ſpricht er: wir ſind Brüder; innige Gemüthlichkeit iſt das Bruderzeichen; der Deutſche aber kann ſich der angebornen Schönheit, womit der Spanier ſelbſt als Bauer wandelt und ſpringt, ſingt und freit, nicht rühmen, während jener keine Ahnung hat von den Tiefen des deutſchen Geiſtes, von der Kraft des deutſchen Fleißes, von dem Segen der deutſchen Gutmüthigkeit. Mehrere dieſer Völker aber ſind durch den Reichthum der Märtyrer, der Wahrheitshelden, mit dem ſie gekrönt ſind, als Auferſtehungsvölker bezeichnet, denen im Reiche Gottes eine ſchöne Wiederbringung und Verherrlichung bevorſteht. Man muß beſonders dieſe Völker nicht anders als in der Einfaſſung ihrer Länder betrachten. Der Araber iſt wunderlich wie ſein Land; monoton, trocken, ſchweigſam und trüb', ernſt wie ſeine Wüſten, fabulirend, begeiſtert, Gemüth und Geiſteskräfte ausſtrömend, lebens-

reich wie ſeine aromatiſch duftenden, romantiſch reichen Oaſen. Der Grieche iſt klar wie der helle Tag, in dem er wandelt, alle Umriſſe der Dinge ſcharf erkennend, bezeichnend; feurig und mild, wie ſeine ſüdliche ſeeländiſche Temperatur; ſchön wie der Flor, mannigfaltig, wie die Bildung ſeines Landes; dem Orient verwand, und doch ein das Leben darſtellender Occidentale; die Ideen erfaſſend im Reflex der idealen Anſchauung; ein Bild der Vollendung, aber im Innerſten unlebendig, des Geiſtes der Wiedergeburt, der ewigen Verjüngung bedürftig. Der Italiener iſt ein Abglanz des Griechen, aber die orientaliſche Geiſtesſtrenge fehlt ihm. Bei ihm wird das Philoſophiren des Griechen ein behaglicheres Phantaſiren. Während jener in den Umriſſen, in den Formen, in der geiſtigen Sphäre des Schönen ſeine künſtleriſche Kraft entfaltet, bewegt ſich dieſer mit einer größeren Fülle ſubjektiver und ſinnlicher Glut im Reiche der Farben, der Töne. Das tiefere Weſen der Gemüthlichkeit wird ihm von den Ethnographen abgeſprochen. Vielleicht möchte auch in dem ſchönen Antlitz der italieniſchen Erde im Vergleich mit der grünen Traulichkeit und Mannigfaltigkeit germaniſcher Gaue, mit der myſteriöſen Feierlichkeit der paläſtinenſiſchen Höhen, und mit den erhabenen Scenen oſtindiſcher Wälder, Ströme und Gebirge der Zug des Gemüthlichen nicht grade beſonders vorwalten. Auch Ungarn gehört zu den Ländern, die einen feurig trockenen, edelfeinen, zur Produktion aromatiſcher, gewürziger Erzeugniſſe disponirten Charakter haben, wie Arabien, Griechenland, Italien und Spanien; und

deßwegen iſt auch in ſeiner Erſcheinung, in ſeinem Blut und Leben das ungariſche Volk mit dieſer Gruppe verwand — wenn auch in geiſtiger Produktivität von geringerer Bedeutung. —

Wir gehen endlich zu der Gruppe ſolcher Völker über, welche vorherrſchend den Ideen des Lebens, den Prinzipien des Daſeyns zugewendet ſind. In dieſem Kreiſe finden wir den Hindu, den Hebräer, den Deutſchen und den Briten. Sie ſtehen nach ihrer Eigenthümlichkeit in einem originellen Verhältniß zu den Prinzipien des Lebens. Ihre Grundkraft liegt im Geiſt, im Gemüthlichen; nicht in der ſeeliſchen Beweglichkeit, nicht in ſinnlichen, körperlichen Talenten. Sie ſind nicht kriegeriſch in ihrem Naturell; aber durch geiſtige Ergriffenheit können ſie zu dämoniſch erhabener Tapferkeit ſich erheben, und in Gottesſchrecken für die Feinde ſich verwandeln. Auch die reiche Entfaltung ihrer Talente wird durch geiſtige Vermittelungen erſt zu Tage gefördert, ſie iſt nicht naives, unbewußtes Naturleben, wie bei den Völkern, die das Geniale vorherrſchend in ihrer Organiſation haben, bei denen es zu Tage liegt. Die Künſte des indiſchen Jangleurs hangen ohne Zweifel zuſammen mit Verſenkungen in zauberiſche Extaſe; die raffinirte Erwerbskunſt des modernen Hebräers beruht auf ſuperſtitiöſer Hingebung an die Herrlichkeit der Welt; das Geſangleben, die Poeſie des Deutſchen, beides iſt mit ernſter Geiſtesarbeit aus ſeinen dunklen Gemüthstiefen emporgezogen, und ſelbſt die große Induſtrie und feine Lebensgeſtaltung des Briten hat überall eine große Unterlage von

metaphyſiſchen Beſtrebungen, von Studien, Berechnungen und Planen. Der Hindu vorab hat ſich in die tiefſten Geheimniſſe des Weltgrundes mit ſeiner Anlage für die Ideen ſpekulirend verſenkt. Aber es iſt Traumleben ohne Selbſtbeſtimmung geblieben. In der ſchweren Indolenz ſeines Tiefſinns hat er den Unterſchied zwiſchen Gott und Welt nicht ergreifen können, weil dazu ein tiefer ſittlicher Kampf im Innerſten gehört. Darum iſt ſeine tiefe Erkenntniß des Göttlichen heidniſch befangen geblieben in den Banden des Pantheismus; ſeine Ideen haben ſich in den Traumgeſtalten ſeiner Götter verkörpert; und das religiöſe Grauen hält ihn an dieſe Traumgeſtalten gefeſſelt. Ueber den Tiefen des Lebens hat er die Oberfläche, über den Grundzügen der Natur die Grundgeſetze des Geiſtes verloren. Anders war es mit der Innerlichkeit des Hebräers. Er vernahm den Befehl Gottes, und ging aus von ſeinem Vaterlande und von ſeiner Freundſchaft. Er opferte die Welt, nachdem er Gott in den Tiefen der Welt gefunden hatte, und von ihm ergriffen war. Er wagte in der Kraft des Herrn die heldenmüthige Abſtraktion, die Unterſcheidung des überweltlichen ewigen Jehova von dem Wechſel der flüchtigen Erſcheinung der Welt, welche den Hindu als Maja in ihren Zauberbanden gefangen hielt. Und in dieſem Gehorſam des Glaubens war er von Gott erwählt; das auserleſene Organ ſeiner Offenbarungen. So iſt er der Ebräer, ausgewandert aus dem befangenden Naturleben, hinweggezogen über den Strom der Erſcheinungen, als Gottesbote zu den Völkern gekommen

aus dem Jenſeits der reinen Erkenntniß des Herrn. Seine Hingebung an das Tiefſte im Leben iſt nicht wie bei dem Hindu ſomnambules Träumen und Dichten geblieben, ſondern zur ſittlichen, bewußten, unterſcheidenden Glaubensthat geworden. Darum kommt das Heil von den Juden. Als aber die Prinzipien des Chriſtenthums ſelbſt wieder in der erſtarrten Hülle kirchlicher Dogmen, Satzungen und Gebräuche verſchloſſen waren, folgte der Deutſche ſeinem Beruf, mit ſpekulativer Innerlichkeit und ſittlicher Gemüthstreue ſich in die Tiefen des Chriſtenthums zu verſenken, die verſchütteten Quellen der Wahrheit und des Glaubens wieder aufzugraben, die Ideen des Chriſtenthums wieder zu verkündigen in der Reformation und ſie zu vermitteln durch ſpekulative Erkenntniß. Der Brite endlich bildet auf dieſer Grundlinie des Ideenlebens den äußerſten Gegenſatz zum Hindu. Während dieſer die Ideen in dunklen Träumen müſſig anſchaut, ſetzt jener ſie mit ſcharfer Beſtimmtheit und unermüdlicher Anſtrengung in Thaten um. Man iſt ſehr geneigt, über der großen Betriebſamkeit des Briten ſeine Gemüthstiefe, ſein Ideenleben zu verkennen. Keine Nation erfährt größere Ungunſt in der Beurtheilung, und dieß iſt ganz natürlich, denn keine erregt mehr den Neid der ganzen Welt, durch ihr ſolides und impoſantes weltliches Anſehn. Es iſt aber die Nation Shakespeares, des großen Dichterfürſten. Wie reich iſt ſie an geiſtigen Heroen aller Art! Und iſt ſie darum minder ideal, weil ſie das Ideale klar verwirklicht, während etwa der Franzoſe unklar dafür ſchwärmt? Wie viele

neuteſtamentliche Ideen hat der Brite verwirklicht in geſetzlichen Inſtituten; z. B. die Freiheit des Gewiſſens; die Bekehrung der Heiden, die Befreiung der Sklaven! Und es iſt das ein beſonderer Zug ſeiner Größe, daß er das Leben reformirt nach chriſtlichen Grundideen, ohne die geſetzlichen Formen zu verletzen, alſo die Geſetzlichkeit in ſeiner Ausbreitung der Prinzipien des Chriſtenthums. Es iſt eine ſchöne Aufgabe für die Wiſſenſchaft geworden, die Völker nach ihren Eigenthümlichkeiten aufzufaſſen und darzuſtellen, in der geheimnißvollen Harmonie, worin ſie mit den Grundzügen ihrer Länder ſtehen; wie z. B. der Hindu träumeriſch verſunken iſt in die gewaltigen Eindrücke ſeiner glanzreichen, wechſelvollen, erhabenen Natur; wie das auserwählte Volk in dem gelobten Lande, in der wunderbaren Wandelbarkeit dieſes feinen, alle Gegenſätze umfaſſenden, für alle Hauche des Fluches und des Segens ſo empfänglichen Bodens ſich ſpiegelt, wie die Mannigfaltigkeit der Gemüths- und Geiſtestöne der Deutſchen ein Echo findet in der außerordentlichen Mannigfaltigkeit ſeiner Gaue, in denen die Fülle des Segens und der Schönheit bald in melancholiſch ernſten Strichen, bald in lachenden Thalgründen, bald in den trauteſten Waldeinſamkeiten, bald in griechiſch heiteren Hügelkränzen, und wie oft in den erhabenſten Landſchaftsbildern eine beſondere Geſtalt gewinnt; wie endlich der Brite die Macht und die Weltverbindung ſeines Meeres in ſeinem öffentlichen Leben, die Schätze ſeines Bodens in ſeiner Arbeit, das feine Grün ſeiner Fluren in ſeiner Gentilität, und ſelbſt die Nebelhüllen

und Dämmerungen seines Landes in der Innerlichkeit und Melancholie seines Wesens darstellt. — Allmälig werden aber auch im Lichte des neuen Bundes die Gnadengaben der christlichen Nationen, das Eigenthümliche, welches Allen zur Vollendung des Reiches Gottes anvertraut ist, immer bestimmter und reiner sich darstellen; und in demselben Maaß wird es dann immer deutlicher werden, wie sehr die Völker einander angehören, und wie jedes der andern, die ihm sonst oft zum Fluch geworden, nun als eines Segens bedarf; wie die alten, furchtbaren Reibungen und Antipathien der Völker in einer großen Himmelsharmonie gesühnt werden, wie die Unterschiede in einen herrlichen Chor der Nationen sich auflösen müssen durch den Geist Christi, der ein Fürst ist der Könige auf Erden. In diesem Lichte verklären sich dann auch alle die kleinen Völker der Erde mit dem, was ihnen allen eigenthümlich Schönes, Gutes und Liebliches gegeben ist; aus aller alten Verzerrung und Verdunkelung kommen sie zur reinen Darstellung ihres Wesens, und ihre Aehnlichkeit und Verwandschaft mit den auserwähltesten Völkern, ja mit Christo selber, wird offenbar.

5. Die Weltreiche.

In der älteren Geschichtschreibung hat man vielfach die Epochen der Weltgeschichte nach den Traumgesichten dargestellt, in denen bei dem Propheten Daniel die Weltreiche gezeichnet sind. Im zweiten Kapitel des Propheten erscheinen die Weltreiche in der symbolischen Gestalt des sogenannten Monarchienbildes, welches der

König Nebukadnezar gesehen hat, indem es Daniel mit der Hülfe des Geistes Gottes ihm in's Gedächtniß zurückruft, und deutet. Nach dem siebenten Kapitel wird dem Propheten derselbe Aufschluß in einem Traumgesichte gegeben, worin die Weltreiche durch Thiergestalten, welche aus dem Meere aufsteigen, abgebildet werden. Indem die ältere Geschichtschreibung diese Stellen zur Grundlage für die Eintheilung der Weltgeschichte machte, ging sie von der Ueberzeugung aus, daß hier ein symbolischer Grundriß der Weltgeschichte gegeben sey, welcher die Autorität göttlicher Offenbarung habe, also ein himmlischer Geschichtsplan; eine Grundanschauung und Gliederung der Geschichte nach dem Urtheil des Geistes Gottes. Sie legte dabei ein besonderes Gewicht auf die symbolische weltumfassende Bedeutung der Bilder, namentlich derjenigen, welche die vierte und letzte Weltmonarchie bedeuten. Als die moderne Geschichtschreibung sich von der theokratischen Betrachtung der Geschichte, von der biblischen, losmachte, wurde natürlich auch diese geweihte Grundlage aufgegeben. Die Traumbilder des wunderseligsten Propheten mochte die emanzipirte Forschung nicht für gesetzgebend halten; zumal da für sie der theokratische Begriff eines Weltreichs, und der Gegensatz, worin die Weltreiche zu dem Reiche Christi stehen, verschwunden war. In der neuesten Zeit hat man mit der Wiederkehr zum Glauben, und mit der erneuerten Anerkennung der göttlichen und prophetischen Tiefen der Schrift auch die symbolischen Gestalten, unter denen bei Daniel die Weltreiche erscheinen, mit neuer Ehrfurcht und

Ahnung ihrer tiefen Bedeutsamkeit betrachten gelernt. Namentlich ist die Idee der Weltreiche mit vieler Einsicht hervorgehoben worden in den beiden folgenden Schriften:

1) Die allgemeine Weltgeschichte nach biblischen Grundsätzen bearbeitet für nachdenksame Leser. Herausgegeben von dem Calwer Verlags-Verein. Calwe. 1837.
2) Blicke in die Weltgeschichte von A. Bräm, V. D. M. Strasburg, Verlag von Philipp Scheurer. 1835.

Wir wollen die beiden Werke an dieser Stelle, wo sie zu zitiren sind, als treffliche Büchlein empfehlen, welche zu einer Anbahnung neuer Geschichtsbetrachtung gehören. Beide enthalten viel Geistvolles, Frisches, Erbauliches; obwol man über mehr als einen Punkt mit den Verfassern *) rechten kann, ohne von der Strenge der christlich theokratischen Geschichtsansicht abzuweichen, z. B. mit Bräm darüber, daß er das historische Israel, das äußere, auch für die neutestamentliche Zeit, namentlich für die Endzeiten als ein immer noch bevorrechtetes Adelsvolk darstellt. Beide Schriftsteller haben sich über die Weltreiche nach Daniel ausführlich geäußert. Bräm faßt seine Ansichten (S. 77. ff.) in folgende Worte zusammen: „Betrachten wir nun die Herrschaft der Welt in ihrer äußeren Gestaltung,

---

*) Der Verfasser des ersteren Werkes ist der rühmlichst bekannte Würtemberger Theologe Barth.

der, listig, gewandt, räuberisch, zierlich; so ist der Nationalcharakter der Griechen, die Macht ihrer Politik, die Kraft ihrer Geistesprodukte (?). Dieser Parder hat vier Flügel gleich einem Vogel auf seinem Rücken, er hat vier Köpfe, weil sich bald die Hauptmacht in vier untergeordnete Reiche theilt, und es wird ihm große Gewalt gegeben. In einem anderen Bilde Daniels ist dieses Reich ein Ziegenbock, nicht mehr aus dem Schaafgeschlecht, ein fremdartig Wesen. Es findet sich auch hier keine eigentliche Anerkennung des göttlichen Lichtes, keine aus solcher Anerkennung hervorgegangne Staatsreligion, im persischen Reiche, sondern vielmehr ein aus verschiedenen heidnischen Religionen zusammengesetztes Götzensystem (?), das durch griechischen Sinn und Geschmack in sich verbunden ist. Dieses Wesen läuft so schnell vom Abend her über die ganze Erde, daß es sie nicht berührt. So war Alexanders Zug gegen Darius Codomannus, so kolonisirten sich die Griechen und ihre Weise im großen Lande, so schnell änderten alle alten Verhältnisse. Der Geist des Orients wird in seiner Eigenthümlichkeit und seiner Wirkung durch diese Durchdringung mit griechischem Sauerteige gehemmt; es gibt eine buntere Mischung gährender Prinzipien. Vieles vom orientalischen Geiste und Wesen geht aber nun auch nach Westen, und wohnt daselbst. Nun fängt Ost und West, Aeußeres und Seelisches an, immer gemeinschaftlicher zu versuchen, was es aus sich vermag, und bereitet den römischen Weltcharakter vor. Der Ziegenbock hat erst nur Ein Horn, und zertritt den Wid-

der, dann aber wachsen ihm statt des Einen deren vier (Syrien, Aegypten, Kleinasien, Macedonien). Das Verhältniß des mazedonisch-griechischen Reiches zum persischen hat aber selbst wieder einen tieferen vorbildlichen Sinn auf das zukünftige Verhältniß eines dem griechischen Wesen ähnlichen Geistes, der alle alten Lügen zu einem neuen System sammelt, und diesem sein Herz und Leben weiht, zu derjenigen Staatsreligion, welche durch das volle Licht der Offenbarung veranlaßt worden, und zu der Ordnung der Dinge, welche von dieser Staatsreligion, der christlichen Nationalkirche beleuchtet und geleitet war. In unseren Tagen sehen wir die geistige Wiederholung dessen vor uns, was dort durch Alexanders Zug nach Persien geschah.

4) Das römische Weltreich. Rom ist durch die eisernen Schenkel des Monarchienbildes dargestellt; „denn gleichwie Eisen Alles zermalmt, und zerschlägt, ja wie Eisen alles Andere zerbricht," also zermalmte und zerbrach Rom Alles rings umher. So waren seine Legionen, so seine Politik. Dahin führte sein harter Stolz, seine Strenge. Es ist das vierte der Thiere, und entwickelt nun in sich die ganze innere Stellung der Weltmonarchie: „Es war greulich und schrecklich und sehr stark, und hatte große eiserne Zähne, fraß um sich, und zermalmte, und das Uebrige zertrat es mit seinen Füßen." Denn was es nicht in seinen großen Leib aufnehmen konnte, oder was sich ihm nicht ergeben wollte, das zertrat es (z. B. Karthago, Spanien, auch zum Theil Persien): „Es war auch viel anders,

als die andern Thiere; hatte Babel mit cherubähnlicher Gestalt begonnen, so stand in Rom nur der Geist der Weltmacht offen da — wenn ich so sagen darf — als Cherub der Hölle (?): die schlechteste Masse, am offensten den bösen Zweck enthüllend. Man bedenke, wie fern seine Prinzipien vom göttlichen Licht, von der verdunkelten Offenbarungstradition standen, als es die Weltmacht übernahm, und welche tiefe Verdunkelung das hellste Licht in Rom erlitt; man bedenke die Ansprüche der römischen Imperatoren, des römischen Pabstes, und dessen, der kommen wird; man bedenke die Entstehungsgeschichte der altrömischen Religion, die noch offenbarer als die der Griechen ein Gemengsel war, und es immer mehr wurde (und sie war in hohem Grade Staatsreligion, in alle Geschäfte des Staats verflochten); man bedenke die Geschichte seiner Machthaber: so wie das Weltreich dasteht, so erscheinen die größten menschlichen Ungeheuer; Aehnliches wiederholt sich im Pabstthum, und was mag nachfolgen? Endlich hat keine Macht das Reich Gottes so verfolgt, und auf jede Weise verwüstet als diese Macht, und die große Schaar der Blutzeugen unter den Kaisern, und den Päbsten ist nicht das einzige, was die geistigen Verheerungen Roms beurkundet. — In Roms Gestalt vereinen sich alle die Grundzüge der vorigen Monarchien, es ist die aus allen vorigen zusammengesetzte Thiergestalt, es konzentriren sich in ihm alle Kräfte des natürlichen Menschen. — Es ist bei aller seiner Stärke doch immerfort ein zertheiltes Reich. Innerlich ist es das durch stets streitende Prinzipien,

die in ihm kämpfen. Eine Zeit lang herrscht das eine Prinzip, dann muß es wieder einem andern Platz machen, darum sehen wir nach einander eine Zeit der Königsmacht, eine Zeit der Adelsmacht und der Volksmacht auftreten; um den Streit zwischen Patriziern und Plebejern dreht sich die ganze Entwickelungsgeschichte Roms, und wie endlich die Volksmacht siegt, wendet sie sich schnell in die unbedingteste Monarchie um. Dann aber war im großen Reiche der Ost und der West desselben ihrem inneren Volksleben nach getrennt; durch die Reichstheilung nach Theodosius wurde diese Trennung abgeschlossen, und es gab hinfort eine oströmische und weströmische Gestaltung der Dinge. Nachdem Rom also lange zu gleicher Zeit ein sehr starkes und ein sehr schwaches Reich gewesen, entwickeln sich aus ihm als dessen geistige Fortsetzung jene Reiche, worin Eisen mit Thon gemengt sind. Germanen, und zum Theil auch Sarmaten, die Barbaren des Nordens, erfüllen die römische Welt, und mischen sich nach und nach mit den Römern nach Menschengeblüt. Ein neues Rom entsteht; denn römische Colonien, römische Sprache, römische Sitten und Gesetze, römische Bildung, römische Theologie, und die römische Idee des Weltreichs beherrschen und durchdringen hinfort diese gemischte Masse, und bedingen alle Entwickelungen derselben bis auf heute. „Stark und doch zertheilt" ist nun ein Hauptzug dieses neuen Roms. Stark wirken alle jene römischen Elemente bis auf unsere Tage, und keine Zeit hat sich ihrem Einfluß zu entziehen gewußt. Aber zertheilt ist auch Alles; Zer-

theilung bringt das Feudalwesen, Zertheilung die Entwickelung der Staaten, und ihr späteres Gleichgewicht; es streiten Pabst und Kaiser um die oberste Macht, es wiederholt sich der Streit der Prinzipien, und nach einander folgt auch hier wieder eine neue Zeit der Adelsgewalt, eine Macht freier Bürger, eine Volksmacht, und daß die letztere auch wieder bald in Gewaltherrschaft umwandelt, hat sich thatsächlich erwiesen. Rom dauert indeß bis heute, und wir sind in Rom, die Protestanten wie die Katholiken, beherrscht oder doch bevormundet von dem unsichtbaren Fürsten dieses Reiches, wenn schon die Formen vom alten Rom verschieden sind, und das neue sich dem Zeitcharakter gemäß jetzt seelisch gestaltet hat. Rom ist das letzte der Weltreiche, und wird dauern bis Israel wiederkehrt, bis die biblischen Sprachen unsere Gemeinsprachen werden (statt des bisherigen Latein), bis wir von Jugend auf gelehrt werden, biblisch anzuschauen, und zu denken, bis Gottes Worte unsere Theologie sind, bis die Bibel unser Rechts-Codex und der Codex aller Lebensverhältnisse wird. Auf das letzte Weltreich kann nur das ewige Reich Jesu Christi folgen."

Die Ausführlichkeit dieses Citats möge damit entschuldigt werden, daß hier die ältere, biblisch gläubige Ansicht von der Bedeutung der Danielischen Weltreiche in der frischen Auffassung eines selbständig forschenden, sinnigen Theologen zu einem neuen Ausdruck gekommen ist. Obwol wir nicht alles Einzelne in diesen Aeußerungen billigen, so scheint uns doch Vieles überraschend sinnvoll gedeutet. Die Entscheidung über

die Richtigkeit der Auffassung im Ganzen hängt ohne Zweifel von exegetischen Fragen ab, von der Auslegung der betreffenden Stellen Dan. 2. und 7. Einige Ausleger gehen von der Voraussetzung aus, die Schrift des Propheten Daniel sey ein Produkt der theokratisch religiösen Dichtung in Israel aus der Zeit des syrischen Königs Antiochus Epiphanes. Diese Voraussetzung beruht wieder auf einer andern, nämlich auf der Läugnung wesentlicher Weissagungen. Gibt es keine wahrhaften Weissagungen, so darf die prophetische Verkündigung nie über die Gegenwart des Schriftstellers hinausgehen. Nach diesem rationalistischen Canon wird denn der angebliche Pseudodaniel in die Zeit des Antiochus Epiphanes versetzt, und die vierte Weltmonarchie darf keine andere seyn, als die mazedonische, wie sie für die Juden so verhängnißvoll und schrecklich ausläuft in die syrische Herrschaft. Als der neueste Repräsentant dieser Auslegung ist von Lengerke*) zu betrachten, während Hävernick**) die oben ausgeführte, theokratische Ansicht exegetisch begründet. Nach von Lengerke ist das zweite Weltreich nicht das persische, sondern das medische Reich. Sonach wird denn das persische zum dritten, das mazedonische aber zum vierten Weltreiche, und an das römische Weltreich ist dann

---

*) Das Buch Daniel. Verdeutscht und ausgelegt von Dr. Cäsar von Lengerke, Professor der Theologie zu Königsberg in Preußen. Königsberg. 1835.

**) Commentar über das Buch Daniel von H. A. Ch. Hävernick. Hamburg bei Fr. Perthes. 1832.

nicht zu denken. Verſetzt man bei dieſer Erklärung den Urſprung des Buches Daniel in das Zeitalter der ſyriſchen Könige, ſo hat man ſich die heroiſche Annahme des prophetiſchen Fernblicks erſpart, und man iſt bei der Vorausſetzung der ganz allgemeinen menſchlichen Kurzſichtigkeit beruhigt. Es iſt hier der Ort nicht, alle einzelnen exegetiſchen Gründe und Gegengründe gegeneinander abzuwägen. Von Lengerke iſt ſehr ſcharfſinnig, um ſeine Anſicht mit dem Text in Uebereinſtimmung zu bringen. Beſonders viele Noth machen ihm die zehn Hörner des vierten Thieres, welche er nach ſeiner Auslegung auf die einzelnen ſyriſchen Könige deuten muß. Er ſieht ſich genöthigt drei Prätendenten mit einzurechnen, um die Zahl auszufüllen. Das Erheblichſte, was er für ſeine Anſicht anführt, iſt die Bemerkung, daß die partikulare Viſion Daniel 8., welche offenbar, und ſelbſt wörtlich auf das mazedoniſche Reich gehe (ſ. Dan. 8, V. 21.), in vielen Ausdrücken gleichlautend ſey mit der Schilderung der vierten Monarchie im ſiebenten Kapitel. Man muß geſtehen, daß die Aehnlichkeit zwiſchen der Erklärung des letzten Weltreichs Daniel 7, V. 23. ff. und zwiſchen 8, V. 21. ff. bedeutend iſt. Dagegen läßt ſich bemerken, daß ja auch eine bedeutende Aehnlichkeit zwiſchen dem Typus der antichriſtlichen Perſönlichkeit, welcher im vorletzten Weltreich erſcheint, und zwiſchen der ſchlüßlichen Erſcheinung des Antichriſt im letzten Weltreiche nicht fehlen durfte. Je größer die Aehnlichkeit iſt, um ſo entſcheidender werden die bedeutſamen Verſchiedenheiten gegen von Lengerkes Anſicht. Das vierte Thier Cp. 7.

ſtößt Reden aus gegen den Höchſten u. ſ. w. Aber ihm wird ein Ende gemacht dadurch, daß das Gericht ſich ſetzt, daß der Alte der Tage zum Gericht kommt mit dem Meſſias. Nun wird ihm ſeine Herrſchaft genommen, es wird für immer vertilgt und vernichtet, und das Königthum, und die Herrſchaft und Gewalt über alle Reiche unter dem ganzen Himmel wird dem Volk des Höchſten gegeben. Obwol aber auch das Geſicht Cp. 8. auf die Zeit des Endes bezogen wird, ſo wird doch von dem letzten Horn des Ziegenbocks, welches ausnehmend groß wird nach Süden und nach dem Aufgange und nach dem herrlichen Lande (V. 9.) bloß dieß geweiſſagt: „aber ohne Menſchenhand wird es vertilget werden" (V. 25.). Der Unterſchied iſt alſo dieſer, daß der Untergang des vierten Weltreichs mit dem großen Endgericht verknüpft wird, nicht aber der Sturz des Antiochus. Das entſcheidendſte Hinterniß, woran die Auslegung, welche von Lengerke vertreten hat, ſcheitern muß, liegt wohl darin, daß das mediſche Reich, wenn man es für ſich in's Auge faßt, gar nicht als ein Weltreich betrachtet werden kann. Der Prophet hat ohne Zweifel eine beſtimmte Idee bei der Betrachtung der Weltreiche im Einzelnen, ſo wie des Weltreichs im Ganzen. Das beweiſet ſeine Definition des Weltreiches, wie er ſie z. B. bei der Erklärung des goldenen Hauptes gegeben hat, die Continuität, in welcher er die einzelnen Reiche darſtellt, endlich, der Gegenſatz, in welchem er ſie erſcheinen läßt zu dem ewigen Königreiche des Meſſias. Ein Weltreich nach dieſer höchſt bedeutſamen Umfaſſung

kann eben nur ein Weltreich bezeichnen, eine Monarchie, welche dynamisch oder ideell ein Complex und Ausdruck für alle politische Macht und Bildung der Welt geworden ist. Dieser Idee gegenüber erscheint das ältere medische Reich nur in der Bedeutung eines partikularen Staates, der gar nicht geeignet erscheint, die Fortsetzung des Weltreiches bei dem Zusammenbrechen der babylonischen Macht darzustellen. Auch hat ja diese Auffassung die Geschichte gegen sich; erst die vereinte medisch-persische Macht folgt als Weltreich auf die babylonische. —

Das Weltreich ist nach seinem Grundbegriff eine konzentrirte Gestaltung aller menschlichen Macht, Sitte und Bildung. Es ist der Weltstaat; eine Monarchie, in welcher das politisch festgestellte Resultat der menschlichen Entwickelungen in einem gewissen Stadium erscheint. Darum hat das Weltreich eine Lichtseite. Das erste Monarchienbild ist eine kolossale Menschengestalt; das Weltreich bezweckt die Darstellung, Sicherung und Steigerung der Humanität. Der Stoff des Monarchienbildes ist Metall, zum Theil edles Metall; das Weltreich beruht seinem inneren Wesen nach auf den höheren, den sittlichen Regungen und Aeußerungen der menschlichen Natur. Das Haupt ist sogar von Gold; das Prinzip der Weltmacht ist der ideale Trieb, ein himmlisches, ein gerechtes, ein alle Menschen umfassendes, glückseliges Reich darzustellen. Dieser ideale Zug kehrt auch in den Adlerflügeln des ersten Thierbildes wieder, und dieses Thierbild selber ist der edle Löwe. Die Thiere steigen empor aus dem

großen Meer, nachdem dieses durch die vier Winde des Himmels zu stürmischer Bewegung aufgeregt worden ist. Aus dem Meere des Völkerlebens steigen unter den Bewegungen der Weltgeschichte, unter den Stürmen menschlicher Leidenschaften, die aber von dem Hauche des göttlichen Waltens beherrscht werden, die einzelnen Thiere, das heißt die eigenthümlichen Lebensgestaltungen der sittlichen Weltmacht empor. In ihnen erscheinen die Organisationen der Menschheit.

Allein das Weltreich hat auch seine Schattenseite. Und diese Schattenseite waltet zuletzt immer mehr vor, wie zuerst die Lichtseite vorwaltete. Von dem goldnen Haupte bis zu den eisernen Schenkeln abwärts stellen sich immer geringere, rohere Metallarten ein, und die eisernen Füße sind sogar mit Thon gemengt. Die ideale Tendenz der Weltmacht verliert sich zuletzt in dem harten Despotismus der eisernen Füße, und in dem nackten, rohen Materialismus irdischer Lüste und Leidenschaften, welcher in dem Thon, der den eisernen Füßen beigemengt ist, sich darstellt. Das erste Thier hatte Adlersflügel, das letzte ist unnennbar; es erscheint fürchterlich, schrecklich, ausnehmend stark, und hat eiserne Zähne. Das ist die Schattenseite des Weltreichs, daß es nicht einmal seine beschränkten, sittlichen Ideale treu verwirklicht, sondern sich immer mehr bei dem Schein der Gesetzlichkeit beruhigt, während es dem Wesen nach immer mehr von dem Gift gemeiner Tendenzen durchdrungen wird, und in unsägliche Verderbniß versinkt. Aber noch mehr verfinstert sich das Weltreich durch sein Verhalten gegen das Reich des Messias.

*

Indem es ſich in ſeinem bornirten ſittlichen Weſen für eine Verwirklichung der höchſten Ideale der Menſchheit anſieht, iſt es geneigt, die höheren, tieferen, reineren, Prinzipien der Theokratie für verderbliche, unruhſtiftende Schwärmereien zu halten. So ſchließt es die Triebe, die Lebensgeſetze des Reiches Gottes von ſeiner Entwickelung aus. So bedrückt es die in der Geſellſchaft verborgene Gottesſaat des ewigen Gottesſtaats, und ſtellt ſich dem in ſeiner himmliſchen Macht hervortretenden Reiche Chriſti mit antichriſtlicher Feindſeligkeit gegenüber. Schon das babyloniſche Weltreich kam in eine harte Colliſion mit der Theokratie; darum wurde Babel das Symbol der verſinſterten Weltmacht. Das dritte Weltreich erzeugte in Antiochus Epiphanes, der den israelitiſchen Gottesglauben ausrotten, und den Tempel Jehovas in einen Tempel des Jupiter umwandeln wollte, das Vorbild des Antichriſt. Das heidniſche Rom ging unter, nachdem es die chriſtliche Kirche lange mit unſäglichen Drangſalen geängſtigt, und von der Erde zu vertilgen verſucht hatte. Ihm gegenüber aber wurde der Stein, der vom Berge des Himmels herabgerollt war, und das Monarchienbild zerſchlagen hatte, zu einem großen Berge, der die Welt erfüllte. Dieſe Colliſion aber, in welcher der wunderbare Stein den Koloß zerſchlägt, iſt ein Moment, deſſen ſymboliſche Bedeutung die ganze Weltgeſchichte umfaßt, obſchon er ſich zuletzt in immer entſcheidenderen Akten, in denen das Reich Chriſti über die antichriſtliche Weltmacht ſiegt, verwirklichen muß.

Fassen wir nun die einzelnen Weltreiche in's Auge, so ist das Gesicht des Menschenbildes, Kap. 2. geeignet, die Continuität darzustellen, den bestimmten Zusammenhang, unter welchem ein Reich in das andre übergeht. Das Gesicht der Thiere hingegen hebt die Eigenthümlichkeit, das Abgeschlossene und Besondere, welches jedem Reiche verliehen ist, hervor. Schwierig ist die Frage, inwiefern das Einzelne in den Bildern symbolische Bedeutung haben möge. Wir betrachten in dieser Beziehung die Attribute, welche nach den beiden Visionen den einzelnen Reichen zufallen. Das Haupt bezeichnet sehr passend die babylonische Weltmacht als die erste. Auch sind hier die Adlerflügel, welche den edlen Löwen schmücken, am besten angebracht; es handelt sich ja um das erste Aufstreben, um das erste Ringen der Menschheit, sich in einer idealen Organisation gesellschaftlich zu einen und zu vollenden. Hierauf möchte dann auch wohl das Gold des Hauptes deuten; wenn es nicht, wie man gewöhnlich annimmt, auf die Pracht und den Reichthum Babylons geht. Der Löwe entspricht der Großartigkeit dieses Reiches. Auch seine bestimmte Einheit ist in dem Haupte glücklich ausgedrückt. Die beiden Arme aber, welche in dem Bruststücke des Kolosses zusammenlaufen, scheinen das medische und das persische Reich zu bezeichnen, wie sie in ihrer Verschmelzung das medisch-persische Weltreich bilden. In dem Silber dieses Bruststückes findet man die Andeutung der geringeren welthistorischen Herrlichkeit der persischen Monarchie. Sie hatte nach den ersten Siegen manche Niederlage zu

erleiden. Der träge Bär aber, welcher halb aufgerichtet, auf einer Seite liegend, drei Rippen in seinem Rachen zermalmt, scheint auf dem ersten Blick zu dem feurigen Wesen des Persers wenig zu passen. Und doch ist in ihm die Erschlaffung, welche sich des persischen Reiches so bald bemächtigte, nachdem es seine ersten glücklichen Raubzüge gemacht hatte, und sein späteres Wiederaufstehen auf die Mahnung: Auf friß viel Fleisch! sehr treffend dargestellt. Der Bauch und die Lenden des Monarchienbildes sind von Erz. In dem Erz soll die ganz besonders kriegerische Natur des mazedonischen Reiches angegeben seyn. Das Lendenstück scheint auf die Zertheilung des einen Reiches hinzudeuten. Das Thierbild dieses Reiches könnte nicht sprechender seyn. „Es ist ein Parder, listig, gewandt, räuberisch, zierlich.“ Während die vier Flügel auf die schnellen Siegeszüge Alexanders deuten, erscheinen in den vier Köpfen des Thieres die vier Monarchien, in welche sich diese Weltmonarchie auflöste. In den eisernen Schenkeln des vierten Weltbildes sind alle Dualismen der römischen Macht verkündigt worden: Republik und Kaiserthum, oströmische und weströmische, weltliche und geistliche römische Weltmacht. Der eisernen Härte dieser Füße ist der Thon der Schwäche beigemischt; der Thon gemeiner demokratischer Elemente, gemeiner irdischer Tendenzen, unreiner, falscher, dem Niederen in der Menschennatur schmeichelnder Popularität. Das Thier als solches ist nach dem Gesichte ein unbeschreibliches Ungeheuer. Wie es Alles zermalmt mit den eisernen Zähnen, Alles zertritt mit den eiser-

nen Füßen, das hat sich, wie Barth bemerkt, besonders in der Zerstörung von Karthago, von Numantia, von Jerusalem kund gegeben. Die Christenverfolgungen des heidnischen Roms, die Verfolgungen der Kinder des freien Evangeliums von Seiten des hierarchischen Roms gehören hieher. Die Zahl der 10 Hörner deutet wohl symbolisch auf lange Regentenreihen. Das kleine Horn, welches die letzte antichristliche Macht des Weltreiches bedeutet, wächst zwischen den anderen hervor, und drei Hörner müssen vor ihm ausgerissen werden. Nur unter revolutionären Erschütterungen des letzten Weltreiches, unter dem Umstürzen einzelner altberechtigter Gewalten in der geweihten Dreizahl kommt es zu seiner Entfaltung. Seiner antichristlichen Feindschaft und Lästerung aber wird durch die feierliche Erscheinung Christi, durch das Weltgericht ein Ende gemacht.

6. Die Perioden der Weltgeschichte.

Um den Cyklus unserer Betrachtungen abzuschließen, möge hier noch in der Kürze von den Perioden der Weltgeschichte die Rede seyn. Auch in Betreff der Perioden der Weltgeschichte finden mannigfache Conflikte statt zwischen der Philosophie der Geschichte und der Geschichte des Reiches Gottes. Der erste Widerspruch entsteht der Urgeschichte gegenüber, deren paradiesische Idealität von der weltlichen Geschichtsbetrachtung in der Regel geläugnet, wenigstens ignorirt, von der christlich theokratischen Ansicht dagegen aufs Bestimmteste behauptet wird. Dieser Gegenstand ist oben bereits

unter einem anderen Gesichtspunkte erörtert worden. Der zweite Widerspruch betrifft den Mittelpunkt der Weltgeschichte. Von der theokratischen Anschauung wird die Erscheinung Christi als der große Mittelpunkt, und Wendepunkt der Weltgeschichte dargestellt, während die entgegengesetzte Betrachtung mit Nachlässigkeit über diesen großen Moment des Zeitlaufes hinweggleitet, und erst mit dem Untergange des weströmischen Reiches den Anfang einer neuen Zeit kommen sieht. Allein in unserer Zeit kommt doch die wissenschaftliche Geschichtsforschung immer mehr zur Anerkennung der welthistorischen Kraft und Bedeutung des Lebens Jesu, oder des Kreuzes. Die dritte Streitfrage betrifft das Endziel der Weltgeschichte. Die skeptischen Empiriker in der Geschichtschreibung lassen wohl am liebsten dieses Endziel ganz auf sich beruhn. Wie leicht aber wird schon diese Behandlung der Frage zu einer Verdächtigung oder Verachtung der christlichen Hoffnung, oder der theokratischen Aussicht in die letzte Zukunft! Aber es gibt Historiker, welche in dieser Verläugnung weiter gehn. Noch in der neuesten Zeit hat ein bekannter Geschichtschreiber (Wolfgang Menzel) einen Prospektus der Weltgeschichte gegeben, dessen Ende nichts anderes ist als Verzweiflung; das Versinken, der geistige Ruin des Menschengeschlechts. Freilich von einem theilweisen Ruin, von einem Reifen der antichristlichen Welt zum Gericht redet auch die theokratische Weltansicht; dagegen erwartet sie aber auch den vollkommnen Sieg des Reiches Gottes, die Verklärung der Welt durch die vollendete Erlösung, die entschiedene Befreiung und

Heiligung des Menschengeschlechts zu einem höheren, göttlich menschlichen Leben; oder die weltlich offenbare Erscheinung des zuerst in den verborgenen Lebenstiefen gegründeten himmlischen Reiches Christi, in welchem Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Wird diese Erwartung näher bestimmt, so geht dem letzten Weltende, welches die Erde zum Himmel mit läuternden Flammen verklären soll, oder den Himmel auf die Erde bringen, eine Periode voran, welche das Christenthum in seiner siegreichen Erscheinung, als gottgeweihtes großes Weltleben darzustellen hat. Sie beginnt mit dem idealen Momente, wann das innere lebendige Christenthum als Prinzip und Gesetz des rechten Lebens im politischen und sozialen Leben, im Gebiete der Bildung und Wissenschaft zur entschiedenen Anerkennung gekommen ist; wann es also eine Ehre vor aller Welt geworden ist, Christum zu bekennen, und zu Gott bekehrt zu seyn. Dann, wenn das böse Prinzip öffentlich geächtet, also der Satan gebunden ist, müssen sich die Segnungen des Christenthums in unermeßlicher Fülle ergießen. Bis zu jenem Momente konnten die Segnungen des lebendigen Christenthums in der Regel nur das geistige Elend der Seelen aufheben, die Herzen wieder mit dem Frieden des neuen Lebens erfüllen, die Anfänge der Erneuerung in den Grund der Gemüther legen, während die Wirkungen des Heils nur sparsam und vereinzelt an die Oberfläche des zerrütteten Lebens kamen. So waren die Erlöseten im Durchschnitt dem bußfertigen Schächer am Kreuze gleich, der begnadigt wird im Geiste, dessen Seele gerettet wird in's Para-

dies, dessen Leib aber unabänderlich dem Tode verfallen ist, versenkt in die Hoffnung der fernen Auferstehung. Nun aber werden die Erlöseten dem Lazarus ähnlich, der aus seinem Grabe hervorgeht auf den Ruf des Herrn, dessen Hände und Füße von den Grabtüchern befreit werden. Das Heil hat seine Wiederbringung im Gebiete der Geister, im Grunde des Seelenlebens in einem solchen Maaße vollbracht, daß es nun auch seine Wirkungen ungehemmt durch das Gebiet des leiblichen und natürlichen Lebens verbreiten kann. Nun geht der Strom des Gesundbrunnens, der nach Ezechiel Cp. 47. im neuen Tempel entspringen wird, immer tiefer und breiter mit seinem Wogenschlage durch die Länder, und macht alle Flüsse und Meere gesund. Man lernt die ganze Heilkraft des Wassers und des Feuers kennen, die ganze Heilkraft der Natur und des Geistes. Wie Christus als Heiland in die Mitte des Menschenlebens sich gestellt, und als Heiland an den Herzen sich erwiesen hat, so wird er nun in dem herrlichsten Hervorbrechen seiner Geistessaat in der Menschheit und Natur als Heiland offenbar. Nun wird die Natur verschönert, veredelt, gehoben; die Sonne scheint siebenmal heller (Jesaias 30.), die wilden Thiere sind durch die Magie des Geistes gebändigt, die Schädlichkeiten der Natur sind erkannt, gebunden durch die höhere Einsicht; die Gifte in Arzneien verwandelt; und nun bilden sich die Geschlechter der neuen Langlebenden, die Makrobier der neuen Zeit, von denen Jesaias weissagt Cp. 65, V. 19. ff.*): „Und ich will

*) Siehe den Aufsatz „das Millenarium" vom Pfarrer

fröhlich seyn über Jerusalem, und mich freuen über mein Volk; und soll nicht mehr darinnen gehört werden die Stimme des Weinens, noch die Stimme des Klagens. Es sollen nicht mehr da seyn Kinder, die ihre Tage nicht erreichen, oder Alte, die ihre Jahre nicht erfüllen, sondern die Knaben von hundert Jahren sollen sterben, und die Sünder von hundert Jahren sollen verflucht seyn. Sie sollen Häuser bauen und bewohnen; sie werden Weinberge pflanzen, und derselben Früchte essen. Sie sollen nicht bauen, daß ein anderer bewohne, und nicht pflanzen, daß ein anderer esse. Denn die Tage meines Volks werden seyn wie die Tage eines Baums; und das Werk ihrer Hände wird alt werden bei meinen Auserwählten. Sie sollen nicht umsonst arbeiten, noch unzeitige Geburt gebären; denn sie sind der Saamen der Gesegneten des Herrn, und ihre Nachkommen mit ihnen, und soll geschehen: ehe sie rufen, will ich antworten, wenn sie noch reden, will ich hören. Wolf und Lamm sollen weiden zugleich, der Löwe wird Stroh essen wie ein Rind, und die Schlange soll Erde essen. Sie werden nicht schaden noch verderben auf meinem ganzen heiligen Berge, spricht der Herr." Mit diesen Gesegneten, Langlebenden der letzten Zeit vermischen sich dann die Erstlinge der Auferstehung; die Erstlinge der jenseitigen mit den Erstlingen der diesseitigen Vollendung. Ueber das Ei-

---

A. Feldhoff in Nr. 23. des Düsselthaler Menschenfreundes, Jahrgang 1839. — Ebenso dessen Gnomon. Barmen, Langewische. 1840. S. 59. —

genthümliche des tausendjährigen Reiches will ich jedoch hier nichts Weiteres sagen, da dasselbe in meinem Aufsatze über die Apokalypse, welcher in einem der nächsten Bändchen folgen wird, ausführlicher besprochen ist. Hier ist nur noch aufmerksam zu machen auf den merkwürdigen Parallelismus zwischen den Makrobiern (Langlebenden) der Urzeit und denen der Endzeit. Jene blühenden Menschen der Urzeit sind Makrobier, weil der Fluch des Sündenfalls aus der Region des Geistes und Seelenlebens noch nicht vollständig durchgebrochen ist in die Region des leiblichen Daseyns und der den Menschen umgebenden Natur. Erst nach der Sündflut zeigt sich die Verstrickung der menschlich somatischen Natur, und der kreatürlichen Welt in den Sündenfall vollendet. So wie aber die Urmenschen Makrobier sind, weil das Uebel der Sünde noch nicht zum vollen Siege in der Sphähre des leiblichen Daseyns gekommen ist, und vorherrschend noch im Geistes- und Seelenleben der Menschheit wüthet, so sind die Menschen der letzten Tage wiederum Makrobier, weil das Heil des neuen Lebens, der Lebenserneuerung, das bisher vorherrschend in den Tiefen der Geistes- und Seelennoth wirkte, zum vollen Durchbruche in die Sphähre des leiblichen und natürlichen Lebens gekommen ist. Wir verdanken diese Einsicht, diese Bezeichnung der Makrobier der Urzeit auf die Makrobier der Endzeit der mehrerwähnten Schrift: Geographie des Menschen von F. von Rougemont (deutsch von Hugendubel). Es heißt in derselben S. LV: „Nach der Bibel scheint die Ge-

ſchichte der Erde ſich in fünf Perioden zu theilen: 1) eine Epoche der Bildung, Abſonderung und Erzeugung; die Erde iſt ſehr gut. 2) Eine Epoche der Verunſtaltung und des Uebergangs, vom Sündenfall bis zur Sündflut; die Erde geht von ihrem urſprünglichen Zuſtand in ihren jetzigen über; 3) die gegengärtige Epoche, wo die Erde nach ihrer Wiederherſtellung ſeufzt; 4) die Epoche der Verbeſſerung und des Uebergangs, oder das tauſendjährige Reich; das Böſe verſchwindet allmälig, und die Erde geht aus ihrem jetzigen Zuſtand in den Zuſtand ihrer Beſtimmung über; 5) die neue Erde, die unvergängliche Erde, geiſtig, wie der auferweckte Menſch, und vollkommen rein."

Die dritte Epoche des Verfaſſers muß nach unſerer Auffaſſung in zwei Epochen zerfallen. Dieſe Abweichung iſt wohl dadurch veranlaßt, daß der Verfaſſer von den Epochen der Erde redet, während wir die Epochen der Weltgeſchichte in's Auge faſſen. Doch auch die Geſchichte der Erde ſelbſt nöthigt im Grunde zu der Annahme zweier Epochen an der bezeichneten Stelle, wenn man feſthält, daß die Modifikationen, welche die Geſchichte der Erde ausmachen, abhängig ſind von den Veränderungen in dem geiſtigen, die Natur beherrſchenden Lebensgebiet, in der Menſchheit. Die Weltgeſchichte an ſich aber hat kein beſtimmteres, größeres Moment der Eintheilung als die Erſcheinung Chriſti. So zählen wir denn ſechs Perioden im Ganzen: 1) die vorweltliche, paradieſiſche; es iſt der idealreale Anfang der Menſchheit, da noch das ganze Leben rein, gut, harmoniſch und ſelig ſtill iſt. Dieſe Periode

gehört eigentlich der Ewigkeit an. 2) Die urweltliche. Der Sündenfall ist da. Aber die Sünde entwickelt sich vorherrschend nur noch in den Geistesgründen und Seelenregungen; die Lebenskräfte sind noch nicht ganz von ihr durchdrungen und verderbt. Was das Innere der Menschen anlangt, so lassen sie sich vom Geiste Gottes nicht mehr strafen; was aber das Aeußere anlangt, so ist es eine Zeit der Riesen, der starken, blühenden Leute der Makrobier; sie freien und lassen sich freien. 3) Die Periode der alten Zeit. Die Sünde ist durchgedrungen durch das sinnliche Leben, und hat die Natursphähre zur Reaktion aufgeregt; mit der Sündflut ist die physische Abschwächung des menschlichen Geschlechtes und die Erkrankung der Natur eingetreten. 4) Die neue Zeit. Mit Christo ist das Heil in die Menschheit eingepflanzt. Es erlöst und heiligt die Geister, befreit, veredelt die Seelen, aber die Wiederherstellung des äußeren Lebens und die Verklärung der Natur zeigt sich erst in vereinzelten Anfängen, in stilleren Einflüssen und sporadischen Erscheinungen des neuen Segens. Aber auch die Erde hat gezittert unter der Auferstehung Christi in dem Vorgefühl ihrer nun beginnenden Erneuerung. 5) Die Endzeit; das tausendjährige Reich. Die Prinzipien des Heils sind zur wissenschaftlichen Evidenz gebracht, zur politischen Geltung gekommen, zur öffentlichen Sitte geworden. Erneuerung nach dem Bilde Christi, und Ausbildung gilt als Eins. Und nun durchdringen die Kräfte des Heils das ganze sinnliche, leibliche, kreatürliche Leben. Es ist die Zeit der neuen Makrobier, und der ersten

Auferſtehung; das Böſe iſt niedergehalten, iſt ſtiller, verborgener Paganismus; die Götzen ſind in die Erdlöcher verſteckt. Aber es erfolgt noch ein Aufruhr des Böſen, und darauf kommt das Weltgericht. 6) Die Zeit der Vollendung. Dieſe Periode iſt im Grunde außerzeitlich, wie die erſte; die nachweltliche Feier des Sieges, womit der Herr mit einer heiligen Menſchheit aus dem Kampfe der Weltgeſchichte hervorgeht.

Wenn man bei der Betrachtung der Weltgeſchichte vorherrſchend die Entwickelung des menſchlichen Geiſtes unter dem Walten des Geiſtes Gottes in's Auge faßt, ſo kann man in den beiden mittleren Perioden wieder beſondere Epochen annehmen, in denen ſich die verſchiedenen Momente dieſer Entwickelung kund geben. Eine Anleitung zu einer ſolchen Gliederung gibt das geiſtvolle Werk von A. von Cieszkowsky: Prolegomena zur Hiſtoriosophie. Berlin. 1838. Dieſe Broſchüre enthält viele tiefe und treffende Grundgedanken für die allgemeine Betrachtung der Weltgeſchichte, wenn auch Unhaltbares mit unterläuft, wie z. B., daß verſchiedene Naturprinzipe durch verſchiedene Völker ſollen repräſentirt werden, namentlich das Licht durch die Perſer, die Elektrizität durch die Griechen. Wir wollen hier ſeine Eintheilung der Weltgeſchichte mittheilen, ohne uns auf die Darſtellung der höchſt intereſſanten und lehrreichen Entwickelung und Begründung ſeiner Auffaſſung einzulaſſen. 1) Die antike Welt iſt die Welt der unmittelbaren Empfindung, und unter dieſer Form des Geiſtes als erſte Totalität hat ſich in ihr die Schönheit, Wahrheit und

Freiheit entwickelt. 2) Das Bewußtſeyn des Weltgeiſtes iſt erſt mit dem Chriſtenthum erwacht. 3) Der dritte Standpunkt iſt die wirkliche Bethätigung aller früheren Elemente, welche ſelbſt wieder die herrſchende Richtung der Zukunft ſeyn wird. — Mit andern Worten: die erſte Periode iſt die der unbewußten Praxis oder der naiven Erſcheinung des geiſtigen Lebens; die zweite Periode iſt die der bewußten Theorie, der von der Erſcheinung zurückgezogenen Verinnerung des geiſtigen Lebens; die dritte endlich iſt die Periode der philoſophiſchen Praxis oder der Verwirklichung der innerlich erfaßten, chriſtlichen Ideale. Dieſe Anſicht des Verfaſſers modifizirt ſich für uns in der folgenden Weiſe. Wir nehmen ſtatt der drei angeführten vier Perioden an. In der erſten antizipirt der menſchliche Geiſt unter dem Einfluſſe des göttlichen Geiſtes ſeine himmliſche Berufung in naiver, bewußtloſer Entwickelung. Er ſtellt die Schönheit der Humanität dar in der griechiſchen Kunſt, die Gedankenfülle und Heiligkeit des Gottesſtaates in der ſymboliſchen Theokratie Iſraels, die Grundgedanken der Philoſophie in den ſpekulativen Ahnungen des Orients, das Bild des rechtlich geordneten Weltſtaats namentlich in der römiſchen Weltmacht*). Aber dieſem unbewußten, ſeeliſchen, naiven Hervortreten der menſchlichen Beſtimmung fehlt noch der heilige Geiſt, der bewußte, freie,

*) Die Priorität der Entfaltung Iſraels im Verhältniß zu den anderen Entfaltungen liegt darin, daß es durch das Walten des Geiſtes Gottes zur Heiligkeit erzogen wurde, alſo in der Offenbarung.

erhaltende Geiſt Gottes. Darum verſinken alle dieſe Erſcheinungen in's Verderben. So wie nun das Hervorblühn dieſer Erſcheinungen die erſte Periode bildete, ſo bildet ihr Verfall die zweite. Mit dem Verfall aber, den im Hellenismus die Götzendienſte der ſinnlichen Luſt, im Orientalismus die Götzendienſte des Pantheismus, in der Theokratie die phariſäiſchen Satzungen, in der Politik endlich der furchtbare Despotismus und laſterhafte Luxus der römiſchen Kaiſerzeit beurkunden, wird die Verinnerung der Menſchheit eingeleitet. Die Erſcheinung Chriſti, in welchem nicht nur die Verſenkung der Gottheit in die Menſchheit, ſondern auch die Verſenkung der Menſchheit in die Gottheit vollbracht iſt, findet die tieferen Gemüther in ihrem Verzweifeln an aller menſchlichen Herrlichkeit vorbereitet, ſich hinzugeben an die Gnade, an das Kreuz, einzukehren in das Innere, und ſich taufen zu laſſen mit dem heiligen Geiſt. So entſteht die dritte Periode, die Periode der Buße, der Verinnerung, der inneren Heilung des Lebens, der inneren Grundlegung einer neuen Welt. Endlich aber müſſen die Ideen des chriſtlichen Geiſtes, die ſich in den Idealen des gläubigen Seelenlebens der Außenwelt immer lebenskräftiger genähert haben, hervorbrechen und ſich darſtellen in allſeitiger Verwirklichung. Der chriſtliche Lebensgeiſt hat die Welt auf dem Gebiete des Innern überwunden, und beginnt nun eine durchgreifende Geſtaltung und Reformation des ganzen erſcheinenden Lebens. Die Heiligkeit des Geiſtes bringt die Schönheit des neuen Lebens zur Erſcheinung; jetzt nicht in kalten Marmorbildern, ſondern

in den warmen, lebendigen Gestalten einer gottgeweihten Menschheit. Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, welche sich einst dem erstorbenen symbolischen Gottesdienst der Israeliten gegenüber stellen mußte, findet nun ihren Ausdruck in dem geistlebendigen Cultus der neuen Zeit. Die Wissenschaft läßt sich von dem Geiste der christlichen Wahrheit ganz durchdringen, der Glaube dringt hindurch zu der Klarheit einer seligen unendlich vertieften und erweiterten Erkenntniß. Die Politik erstrebt den idealen Standpunkt, die Reichsgesetze des Himmelreichs zu verwirklichen in allen Institutionen des öffentlichen Lebens, in allen Grundlagen des Völkerverkehrs. Das ist die vierte Periode. Sie führt hinüber in die Zeit der neutestamentlichen Theokratie, in welcher das Königreich Christi als Realität zur Erscheinung kommt. Und so fügt sich denn diese speziellere Eintheilung sehr harmonisch ein in die allgemeinere, welche oben aufgestellt worden ist. Es bleibt jedoch immer eine nothwendige Aufgabe für die ernstere Betrachtung, die Epochen der vier Weltreiche bei dieser Eintheilung mit in Anschlag zu bringen, um die christliche Erwartung, nach welcher die letzten Entfaltungen des Christenthums nicht erfolgen können ohne große und schwere Kämpfe mit den letzten Anläufen des Antichristenthums, wach zu erhalten in dem gewaffneten Ernst, in dem gründlichen Geistes- und Gebetsleben, womit die Gemeine Christi entgegen sehen soll der großen Trübsal, und der großen Siegesfeier der letzten Zeit. —

Ueber den Pelagianismus.

1. Woher der Pelagianismus?

Pelagius hat die allgemeine Neigung und Richtung des sündigen Menschen, sein Verderben zu beschönigen, seine Blöße mit Feigenblättern zu bedecken, zuerst in ein System gebracht, oder durch ein entsprechendes System unterstützt; und insofern schreibt sich der Pelagianismus von ihm. Seinem Grunde aber, und seinen inneren Elementen nach ist der Pelagianismus ein Produkt der historischen Menschennatur, ein Unkraut, das aus dem Boden des lügnerisch verkehrten Menschensinnes überall in alter und neuer Zeit emporschießt, und mit seinen gleißenden Blättern den Sumpf seiner Wurzel zudeckt. Es ist eben sowohl eine solche Pflanze, die unter allen Himmelsstrichen, in allen Zeitaltern zum Wachsen kommt, wie das Mönchsthum und der Jesuitismus. So ist z. B. aller Götzendienst pelagianisch, indem sich in demselben der Mensch Gesetzgeber wählt, die ihm eigentlich nichts, oder nach seinem Wahne nur das befehlen, was sein zerrüttetes Herz fordert. So ist sogar der finstere Fatalismus ein in tieferen, ernsteren Gemüthern umgeschlagener

Pelagianismus. Denn sofern der Fatalist die heitere Natürlichkeit der Sünde übersetzt in die harte Nothwendigkeit der Sünde, stimmt er doch im Grunde mit dem Pelagianer überein, nämlich im Bestreben, die Sünde vom Gewissen zu entfernen, und im Herzen zu behalten. — Auf jeden Fall ist der Pelagianismus kein christliches Lehrsystem, keine christliche Confession, aus der Auffassung göttlicher Lehre in menschlicher Beschränktheit hervorgegangen, wie z. B. Lutherthum und Zwinglianismus, sondern ein im tiefsten Grunde unchristliches Vereinigungsbestreben, das in der Christenheit entweder nur aus der Verdorbenheit derselben, oder als Opposition gegen die manichäischen Lehren der Menschenverteufelung, oder, wie in der neuern Zeit, als leichtfertig flache Revision des kirchlich-symbolischen Lehrbegriffs aufkommen konnte. Wenn man sich lebhaft an die Sprache der alten Schlange erinnert; ja sollte Gott das gesagt haben? — Ihr werdet mit nichten des Todes sterben! — und damit die pelagianische Indifferenzirung der Sünde vergleicht, so kann man auf die Frage: woher der Pelagianismus? nicht kürzer antworten, als: von der alten Schlange. Woher die aber? Sie ist, wie das Böse überhaupt, ein finsteres Räthsel.

2. Vom Wesen des Pelagianismus.

Das Wesen desselben offenbart sich, wie aus dem Vorigen schon erhellet, darin, daß er die Sünde zu bemänteln, zu verkleinern, zu vereinzeln, und dadurch ihre Schrecklichkeit zu vernichten sucht.

Sein Ingrimm gegen die Lehre von der Erbsünde als gegen ein unphilosophisches, Gott schmähendes, krasses Dogma ist nur Affektation, die ihm zur Maske dient, unter welcher er die Sünde überhaupt von dem epischen, ihr wahrhaft entsprechenden Boden, auf dem sie als böser Geist oder als feuriger Drache steht, wegzubringen sucht auf ein idyllisches Gebiet, wo sie nur erscheint als Neckgeist einer Hirtenlaune oder als ein harmlos bellendes Schäferhündchen. Der Pelagianismus sucht die Sünde zu bemänteln, indem er die ganze Region des inneren Verderbens verkennt, und indem er nur da anfängt, ernst von Sünde zu sprechen, wo die schweren Thatsünden anfangen, Verbrechen, Laster, Frevel und Gräuel, aber auch da noch gerne zum Vorwenden besonderer, dunkler Instinkte, wahnsinniger Dispositionen, unwiderstehlicher Einflüsse, schwerer und verführerischer Verhältnisse seine Zuflucht nimmt, um sich und andern das Schaudern vor dem eigentlich Bösen und vor dem Teufel zu ersparen. Das Schlechte schlicht zu nehmen, ist ihm nicht möglich; weil überhaupt das seine Tendenz ist, das Verderben in der Menschenwelt zu läugnen. Das thut er nun ferner, indem er die Sünde verkleinert. Er gibt der Sinnlichkeit ein von Gott ihr anerschaffenes Uebergewicht über den Geist in den frühesten Lebensjahren, und läßt nun aus dieser Sinnlichkeit und aus diesem frühen Uebergewicht dermaßen die Sünde, verkehrte Triebe, Gewohnheiten, Laster aufschießen, daß die größere Hälfte der Schuld dem guten Schöpfer zugeschoben wird, und daß dieser gerne dem Pelagianer

die Fehler in ſeiner freien, ſelbſtändigen Entwickelung erlaſſen muß, wenn ihm der Pelagianer nur die Fehler in ſeiner Anlage verzeiht. Zugleich aber erhält die Sünde dadurch, daß ſie als Produkt früh überwiegender Sinnlichkeit auftritt, einerſeits etwas Kindliches; es iſt eine Art Puppe, die das Mädchen, eine Art von Steckenpferd, das der Knabe kindiſch mit hinübergenommen haben in dies männliche Alter; andrerſeits aber erhält ſie als eine Verirrung oder Uebermacht ſchöner, unſchuldiger Naturtriebe etwas Poetiſches, und wird gleichſam verkörpert zu einer ſchönen Sünderin, der ein lebensfroher Pelagianer kaum den Stab brechen könnte. — Endlich beſteht das Geſchäft des Pelagianismus darin, daß er die Sünde vereinzelt. Kaum betrachtet er noch die einzelnen Sünden eines Individuums im Zuſammenhange, viel weniger die Sünden unſeres Geſchlechts im Zuſammenhange mit der Sünde Adams, und am wenigſten den Fall in der Menſchenwelt im Zuſammenhange mit dem Falle in der Geiſterwelt. Grade aber durch dieſe Vereinzelung wird die Sünde ihrer furchtbaren Geſtalt, ihres ſchaudererregenden Anſehens beraubt: wie eine Gewitterwolke durch ihre Auflöſungen in Tropfen ſich ſelbſt verliert. In der Menſchenwelt nach Pelagius iſt kein böſer Feind, zur Nachtzeit Unkraut ſtreuend, umhergeſchlichen; geht kein Teufel zum Verſchlingen ſelbſt der Frommen umher, wie ein brüllender Löwe; gibt es keine Einflüſterungen und Fallſtricke aus der Hölle; gibt es keine Fürſten der Finſterniß, die in der Luft herrſchen, ſondern das rothe friſche Säuglingsblut iſt der Quell,

woraus die schwarzen Bäche des Bösen abfließen, und das Herz als Fleischmuskel ist der tiefste Urgrund des menschlichen Elendes. Die Sünde des Pelagianers ist ein todtes Steinchen, das ohne Verband neben seinem Nachbar liegt und nichts erzeugt: die Sünde nach der Schriftlehre ist eine tödtliche Giftpflanze, die eine ungeheure Produktivität in sich trägt und ihren Staub weit umher wirft. Der Pelagianer isolirt jeden Menschen mit seinen Gebrechen, und isolirt abermals jedes Gebrechen im Menschen, so daß sich der ganze Druck der Sünde verflüchtigt. Eben daher kann er auch den Antheil der Genossen aller Zeiten an der Kreuzigung Christi, und den Fall aller Menschen in Adam nicht eingestehen. Daß die Sünde eine weltvergrabende, reißende Lawine ist, die sich auf der paradiesischen Höhe durch böses Spiel der ersten Eltern gebildet, und die ganze Menschheit verschütten und erdrücken würde, wenn die Sonne der Wahrheit sie nicht aufthauen und zerfließen machte; oder daß sie ein Brand ist, der, durch Muthwillen im Hause der ersten Menschen entstanden, nun immer stärker und grimmiger, unterirdisch und durch die Luft hin- und herſprühend weiter brennt, und nur ausgelöscht wird durch den Gnadenregen aus der Höhe — mit einem Wort, die gebärende Kraft der Sünde, der geheime Verband aller Sünden mit allen, die Verkettung des Bösen von den frühesten Vätern zu den spätesten Enkeln, und von dem äußersten Morgen bis zum fernsten Abend: das ist dem Pelagianismus fremd, und eben gegen diese Wahrheit ist sein ganzes Wesen gerichtet. Dadurch aber sucht er

nicht nur die Furchtbarkeit, das scheußliche Brandmahl von der Sünde zu verwischen, sondern auch die Schuld des Menschen, und somit seine Erlösungsbedürftigkeit hinwegzuläugnen. Denken wir uns den sündigen Menschen vor das Forum der göttlichen Gerechtigkeit gestellt, so ist der Pelagianismus einem Winkeladvokaten nicht unähnlich, der als redseliger Sachwalter des Beklagten Sache führt, und sich, abgesehen von Thatbestand, Wahrheit und Gerechtigkeit, die Aufgabe gestellt hat, die verzweifelte Sache mit allen erdenklichen Gesetzverdrehungen, Scheingründen und deklamatorischen Appellationen an die Billigkeit auszufechten. Als ein solcher Winkeladvokat sucht er, wo es nöthig ist, den positiv entscheidenden Codex des göttlichen Wortes zu entkräften, indem er sich auf ein höheres Gesetzbuch, auf das Naturrecht nach seinen Ansichten beruft; oder wo es nicht anders geht, sucht er die Stellen, die ihm ungünstig sind, zu verdrehen, und die ihm günstig scheinen, mit allem Nachdruck hervorzuheben. Ist ihm bei alle dem der klare Sinn des Gesetzbuches zu mächtig, so sucht er den milden Eigenschaften des Richters zu schmeicheln, um seine ernsten und strengen nicht zum Spruche kommen zu lassen. So beruft er sich auf die Weisheit und Güte Gottes u. s. w., um daraus Schlüsse zu machen gegen das menschliche Verderben, oder doch gegen die Zurechnungsfähigkeit dieses Verderbens. Die Billigkeit spielt besonders in seiner Apologie eine wichtige Rolle, und erst im Nothfall bereit, mit weinerlichem Pathos zu schildern, wie unschuldig sein Klient in der Sache

zum Schaden komme, und wie hart und despotisch sein Richter mit ihm zu verfahren im Begriffe stehe. Einen großen Effekt erwartet er nebenbei von den Ausfällen auf die Persönlichkeit des Anklägers, den wir Moses nennen, indem er ihn einerseits als einen unerträglichen Frohnvogt, andrerseits als einen krassen, menschenfeindlichen Verläumder der menschlichen Natur darzustellen unaufhörlich bemüht ist. Mit einem Worte: der Pelagianismus spart nichts, als die Wahrheit, als das aufrichtige Bewußtseyn, — um seinen Schützling im Triumph hinauszuführen aus dem strengen Richthause. Daß er nicht einer großen Bande angehöre, sondern für sich allein das Diebeswerk getrieben habe im Garten Gottes; daß er nicht gegen Gottes Gesetz einen rebellischen Widerspruch in seinem Innern trage, sondern nur thätlich ein- oder dreimal aus Unwissenheit und Hunger das Gebot übertreten; daß er nicht auch für Andere wieder ein Anführer und Erzeuger zum Bösen gewesen; daß er sich auf die Nachsicht und Billigkeit seines Richters verlassen habe; daß es der Gesetzgeber, dessen Milde doch so wohl bekannt sey, unmöglich so strenge nehmen könne; daß der Delinquent unter bösen Stunden und Sternen nicht habe umhin können zu sündigen; daß er endlich von Neidern und unaufgeklärten, übelwollenden Klägern viel zu leiden habe: das alles sucht er herbei und führt er an, um den Schuldigen die Schamröthe und innere Schmerzensglut des Sündenbekenntnisses und die Zuflucht zu dem einigen Mittler mit dem gültigen Lösegeld zu ersparen.

3. Mit welchem Organ der Pelagianismus die Sünde auffaßt.

Nach dem Gesagten ist das geistige Organ, womit der Pelagianismus die Sünde auffaßt, kein anderes, als der Verstand. Dieser Auffassung gegenüber steht die des persischen Morgenländers, nach welcher die Sünde den halben Weltraum einnimmt, nämlich die Auffassung der Sünde vermittelst der Phantasie. Der symbolisirende Morgenländer, mit lebhaften Sinnen und religiösem Geiste begabt, unter feurigen Tagen und unter stark kontrastirenden Nächten, in einer zum Theil paradiesisch schönen und fruchtbaren, zum Theil infernalisch graunvollen, von Schlange, Tiger, Gift und Pest verdunkelten Natur, hat, alle diese Contraste von religiös poetischem Standpunkte anblickend, die Einheit der höchsten Macht nicht festzuhalten vermocht, und der Sünde die Hälfte des Menschen, die Hälfte der Natur und der Zeit zugemessen. Das Christenthum ist eben so frei von dieser morgenländisch-dualistischen Angst und Erstarrung vor einem bösen Reiche, das in ungefährem Gleichgewichte steht mit dem Guten, als von der abendländisch-pelagianischen Verflachung der Sünde zu einem bloßen Mangel an Disciplin und Sitte in der großen Kinderstube des menschlichen Lebens. Es lehrt die Sünde auffassen, oder erkennen durch das erleuchtete Gewissen, und darum zwar auch im Ganzen als ein finsteres Reich und als eine große Macht, aber doch als ein beschränktes, der göttlichen Allmacht unterworfenes, der göttlichen Weisheit wider Willen dienendes, die gött-

liche Gerechtigkeit durch seinen Untergang verherrlichendes Ungeheuer — und ebenso im Einzelnen als eine verderbliche Gewalt über den sich selbst überlassenen Sünder, aber als eine völlige Ohnmacht den neuen göttlichen Kräften im Menschen gegenüber. Es lehrt die Sünde dadurch in ihrem eigentlichen fluchvollen, aber auch vertilgbaren Wesen erkennen, daß es dem Menschen das Wesen Gottes und seine eigene Bestimmung zum Bewußtseyn bringt, und nach dem Maaße des Widerspruchs, worin der Mensch steht gegen Gott und gegen seine göttliche Bestimmung, das Maaß der Sünde bestimmt. Der Pelagianismus läßt nicht sowol das Gewissen als den Verstand die Sünde ermessen und bestimmen, und beurtheilt sie bloß nach dem Prinzip der Schicklichkeit, Nützlichkeit und Glückseligkeit. Er kennt genau genommen keine Sünde wider Gott, weil sein Verstand nicht bis zu Gott hinaufreicht, sondern nur Sünde des Menschen wider sich selbst, weiß von innerer Sünde nicht in Beziehung auf Gottes Weltordnung und Gesetz, sondern nur insofern sie dem Menschen ein unruhiges Herz macht oder die Thatsünde erzeugt, und auch die Thatsünde taxirt er bloß nach dem Schatten, den sie auf des Menschen eigne und auf andrer Glückseligkeit geworfen. Weil er aber auch die Begriffe der Schicklichkeit, Nützlichkeit und Glückseligkeit nur in der möglichsten Beschränktheit und Oberflächlichkeit kennt, so lernt er meist nur diminutive Sünden, peccatilios, Bagatellen kennen, und mit einigen Ausnahmen ist das menschliche Leben weit und breit eben wie es seyn soll,

und läßt wenig zu wünſchen übrig. Millionen Sünden ſtehen als Adiaphora auf ſeinem Regiſter, und das meiſte ſittliche Uebel iſt in ſeinem Syſtem naturaliſtiſch indifferenzirt.

Der Pelagianismus iſt daher nicht bloß dem Rationalismus verwand, ſondern die eine Hälfte deſſelben. Will man den Rationalismus nach Theologie und Anthropologie in zwei Hälften theilen, ſo iſt er Alogismus auf der einen Seite und Pelagianismus auf der andern. Er vernichtet das religiöſe Gefühl, den religiöſen Willen, und das Religiöſe in Gedächtniß und Phantaſie, inſofern er dieſe Seelenkräfte dem Verſtande nicht coordinirt, ſondern ſubordinirt. Der Verſtand iſt ihm der Erſtgeborne, der Sultan, unter dem alle andern Brüder als Paſchah's in den angewieſenen Provinzen ſclaviſch dienen müſſen. Das Gefühl als ſolches hört auf, weil es fühlen muß nach Vorſchrift des Verſtandes; der Wille als ſolcher hört auf, weil er entſcheiden muß nach logiſchen Operationen, Syllogismen und Dekreten ſeines Oberherrn; das Gedächtniß muß die Heiligthümer alter Lehre, alter Geſchichte und alter Anhänglichkeit zertrümmern laſſen von ſeiner Herrſcherhand, und die Phantaſie darf ihm keine Antiken, keine Heroen, keinen Heiligenſchein und keine Engel mahlen, ſondern nur Stücke aus der niederländiſchen Schule. — Selbſt ein Religionsſyſtem, welches Pſychizismus hieß, welches aus der Geſammtheit und nach der Geſammtheit der Seelenkräfte die Religion entwickelte und beſtimmte, wäre immer noch falſch, weil es doch noch den Hunger machte zur

Speiſe, das Bedürfniß zur Gabe, und den Knecht zum Gebieter, oder weil ihm mit einem Worte die Demuth fehlte, wie vielmehr ein ſolches Syſtem, das mit einer Geiſteskraft, und zwar mit der weltlich ausgebildetſten, ungeweihteſten und darum irreligiöſeſten die ganze Religion ſchaffen und geben, oder die gegebene meiſtern und verſchneiden will. — Dies iſt indeſſen eine Gedankenreihe, die vom Thema weiter abführt, und wir müſſen zum Pelagianismus oder praktiſchen Rationalismus zurückkehren. Wie dieſer die Moral zur bloßen Politik macht: das nachzuweiſen, erfordert wieder eine beſondere Abhandlung, zu welcher der Stoff nicht fehlen würde. An dem vorgekommenen Exempel, daß nämlich ein Gehülfsprediger an der Hofkirche in W..... die Verläugnung Petri als eine Tugendhandlung im Colliſionsfalle dargeſtellt, und damit dem chriſtlichen Bewußtſeyn aller Zeiten, ſelbſt dem des Apoſtels Petrus, und der Erklärung des Herrn frech widerſprochen hat, zeigt es ſich beſonders klar, daß der Pelagianismus nicht nach dem Gewiſſen, ſondern nach dem Verſtande beurtheilt, was Sünde ſey. Daſſelbe beweiſen die rationaliſtiſch pelagianiſchen Lehren von der Sonntagsfeier, von der Keuſchheit, vom Gebet, von der Confeſſion und vielen anderen Stücken, wobei zu bemerken iſt, daß wir den eigentlich unſittlichen Sinn und Geiſt des Pelagianismus aus ſeiner jetzigen Einlenkung und Accomodation zum Chriſtenthum nicht mehr beſtimmt kennen lernen, daß aber die Früchte ſeiner Lehren, die jetzt im geſellſchaftlichen und bürgerlichen, Familien- und kirchlichen Leben

zu reifen angefangen, ihm hinſichtlich ſeiner Tendenz beſtimmt und klar genug den Stab brechen.

Hier möchte noch etwas hinzugeſetzt werden vom ſchweren Accent, den der Pelagianismus auf's Handeln, auf's Thun, auf's Werk legt, wodurch er, der Prediger von der Menſchenwürde, die Menſchenwürde am meiſten verkleinert; aber wir wollen in Beziehung darauf bloß das Schiller'ſche Wort anführen: Gemeine Naturen zahlen mit dem, was ſie thun, edle mit dem, was ſie ſind.

I. Von den Zeichen des menſchlichen Sündenfalls in der Natur.

Wäre die Natur ein holländiſcher Garten, ohne Krümmen und Labyrinthe, ohne Abgründe und gefährliche Kräuter, ohne wilde Thiere und giftiges Gewürm, und wäre bis zum äußerſten Grenzzaun kein Uebel in ihr zu finden: ſo könnte man mit pelagianiſcher Behaglichkeit in ihr luſtwandeln. Wir wollen freilich auch nicht ſagen, daß ſie ein Tartarus ſey, und wollen die zahlloſen Spuren deſſen, der ſeine milde Hand aufthut und Alles, was da lebet, ſättigt mit Wohlgefallen, der ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gute und Böſe — nicht aus der Natur hinwegläugnen. Auch können wir nicht mit Gnoſtikern und Naturphiloſophen die trübe, dualiſtiſch bange Meinung theilen, als ſey die Natur ſelbſt mit dem menſchlichen Geſchlecht im Abfall begriffen von Gott, als zucke der geheime Auf-

ruhr gegen die allmächtige Hand des Schöpfers auf eine schauerliche Weise selbst durch die Elemente, durch Pflanzen und Gestein, und durch die Eingeweide der Weltkörper. Diese Gedanken erscheinen als böse Träume einer unkindlichen Phantasie, welche die Ruthen in des Vaters Hand, die er wohl zu beherrschen und zu handhaben versteht, selbst in Schlangen verwandelt, welche sich giftig wider ihn auflehnen und seine Hand umringeln. Die Erde ist und bleibt des Herrn. Aber daß sie um des gefallenen Menschen willen ihrer paradiesischen Herrlichkeit beraubt, daß der Acker verflucht, und daß die Erde in allen Theilen und Erscheinungen ihrem sündigen Bewohner conform gemacht worden sey, und daß sich eben aus den Uebeln in der Natur schließen lasse auf Erdübel in der sittlichen Welt: das wollen wir zu erweisen versuchen.

Es fällt uns schwer, die Fülle des Stoffs zu ordnen und zu bewältigen, welche sich der Betrachtung darbietet, wie die Natur auf ein allgemeines erbliches Verderben des menschlichen Geschlechtes schließen lasse. Ueberhaupt redet ja die Natur eine dunkle, unverständliche Sprache für den Menschen, und eben der Umstand auch, daß er sie ohne Verdolmetschung durch die Offenbarung nicht versteht, ist ein besonderer Beweis, wie der Mensch einen dem Vaterhause entfremdeten Sinn und Dialekt angenommen. Nun müßte man nothwendiger Weise einerseits aus der natürlichen Zucht- und Straf-Oekonomie schon versetzt seyn, und andrerseits völlig eingeweiht in das Wort der Offenbarung, wenn man diese Oekonomie der irdischen Na-

tur völlig verstehen, und ihre Sprache vollständig deuten wollte. Es bleibt hier wie überall nur bei Versuchen im Lande der Versuchung.

Denken wir uns den erstgebornen Sohn im Vaterhause schwer erkrankt, dahinsterbend, und scheintodt: so wird man es dem Hause selbst wohl ansehen können, was darin vorgeht. Die Zimmer sind in etwas verdunkelt, die Wände vielleicht beflort, und selbst das Gesinde hat einen eigenen ernsten Gang und eine traurige Miene. Oder denken wir uns den Familienvater bei der Entdeckung, daß sein Kind auf böse Wege gerathen, so ist wohl das allererste, was er dem Kinde zu erkennen gibt, der stille, tiefe Schmerz in seinem Antlitz. Einen solchen Schmerzensausdruck hat der an und für sich unsichtbare und ewig selige Gott, menschlicher Weise zu reden, in das Angesicht der Natur gelegt, die als sein Bote und Diener den Menschen geleitet. Was der Apostel Paulus von der seufzenden Kreatur sagt, gehört größtentheils hierher, wo wir nämlich von dem Elegischen in der Natur reden. Dieses Elegische in der Natur ist keinesweges eine bloße, subjektive Weltanschauung in besonderen, weich poetischen Gemüthern, sondern etwas Objektives, das auf den Menschen überhaupt unwiderstehlich einwirkt, wenn es auch viele Seelen und selbst Völker geben mag, die den Sinn dafür mehr oder weniger verloren haben. Ich will nicht sagen, daß alle Sprache der Natur in eine einzige Elegie, in ein abgeschlossenes Leichenlied aufgehe: Das würde erst der Fall seyn, wenn das verderbte Geschlecht seine Erlösungsfähigkeit verloren

hätte. Aber es ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß selbst in den heitersten Erscheinungen und Festen der Natur dieser elegische Ton sich mit kund gibt. Wir denken uns den hellsten Frühlingsmorgen, wo alle Phantasie überboten ist durch den grünen Maizauber, durch das vielfarbige Blüthenfeuer, durch gewürzte Luft und einen klaren, warmen Himmel über heiter rauchenden Bergen. Das erste Gefühl mag Entzücken seyn, womit ein Menschenkind hineintritt, das letzte ist Wehmuth. Woher aber diese Wehmuth, wenn Alles gut ist im Herzen, und gut in der Welt? Der Pelagianer könnte sagen, daß der reingeborne Mensch als ein zufällig gewordener Sünder und Leidender das Schmerzliche seines Kontrastes mit der reingebliebenen Natur fühle. Aber warum empfindet denn grade der bessere, für das Höhere geweckte Mensch, vielleicht auch eben der Glückliche diese Wehmuth am stärksten? Heimweh darf eine solche Empfindung der Wehmuth, welche manchmal das Innerste zum Weinen bringt, kein Pelagianer nennen; denn nach seiner Theorie sind wir doch im vollsten Sinn zu Hause — nicht in der Fremde mit dem verlornen Sohne — und die kleinen Straucheleien und Fälle machen wir auf dem weichen Rasen des Paradieses.

Wir wollen hier dazu übergehen, heiße und kalte Zonen, Süd- und Nordländer in ihren schauerlichen Klagenächten einander gegenüber zu stellen. Der Südländer vernimmt, wenn der Tag verschwunden ist, aus seinen Wäldern und Wüsten einen vielstimmigen Chor von dunklen und hellen Klagetönen; einsame Raub-

thiere, deren heiseres Gebrüll durch die Einöde wiederhallt, geängstigte Heerden, die vor dem Verfolger wimmern und aufschreien. Eine südländische Nacht ist voll Unruh und Gestöhn; selbst das Abendlied der Turteltaube eine Klage, selbst in dem Heulen der Würger eine dumpfe Pein, und nur in dem Zischeln oder Pfeifen der Schlange keine Melancholie. Und wenn nun vollends Orkane durch die Palmen-, Zedern- und Platanenwälder des Mittags stürmen, so mag es seyn, als ob der Schmerz alle Saiten einer Riesenharfe jammernd durchstürmte. Der Nordländer dagegen öffnet das Fenster seiner Hütte gegen Mitternacht, und die Winde und Wolken, Meereswogen und Gebirgsnebel seufzen und weinen vor ihm in einander. Der Mühe der Schilderung bin ich hier überhoben, indem ich an Ossian erinnere. Er hat sich der Natur ans Herz gelegt, und ihren verborgenen Seufzer gehört. Aber auch im Norden fehlt es nicht an klagenden Thierstimmen; so wie es überhaupt eine merkwürdige Erscheinung ist, daß die meisten Geschöpfe in ihren Lauten etwas Trübes und Elegisches haben. Die Kinder können zunächst nichts Anderes mit ihrer Zunge machen, als weinen.

Dieses Trübe, Klagende, dieser schwermüthige Hauch und Hall, der die Erde hin und wieder unbestreitbar umfängt, dieses Seufzen der Creatur beweis't offenbar, daß das menschliche Geschlecht nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande sich befindet. Will der Pelagianer die durchgeführten Erscheinungen selbst läugnen, so beurkundet er außer dem stumpfen Gewissen auch

ein ſtumpfes Gefühl. Will er aber den reinen, nach ſeiner Theorie geformten Menſchenkinde ein Wohlgefallen an dem Klagenden beimeſſen, und ſo dieſes ſelbſt als etwas Paradieſiſches und ewig Gültiges darſtellen, ſo indifferenzirt er eben ſo, wie das Gute und Böſe, Schmerz und Wonne, Klage und Jubel, und endlich auch Hölle und Himmel. Es liegt allerdings ein Reiz und eine Süßigkeit für den Menſchen in dem Elegiſchen der Natur, aber das iſt der Troſt des Mitleidens oder die herzdurchzuckende Mahnung an einen verlornen andern, friedensreichen Zuſtand. Wir wollen doch nicht hoffen, daß uns im Frieden des Himmels dieſer tiefe Unfrieden der Schwermuth befallen werde, oder daß durch Klagetöne und trübe Erſcheinungen uns das Vaterhaus verwandelt werde in eine Hütte der Fremde. Wäre die Menſchheit im Ganzen in ihrem primitiven, erſten Verhältniß, ſo wäre auch ihr Haus eine Freudenhalle ohne alle Trauerſpuren, und nur erſt mit den einzelnen, wirklichen Sünden der Einzelnen würde ſich für dieſe die Scene verwandeln. Aber der Schmerz der Erde, wie er wenigſtens unſerem Herzen als ſolcher erſcheint, die Wolken der Bekümmerniß auf der Stirne dieſer alten Menſchenmutter verrathen ihr tiefes Familienleid, und die Seufzer der Adamah, die ihr der Herr erregt hat, laſſen auf Adams und aller Adamiten Krankheit ſchließen.

Wir berühren kürzlich das Sinnbildliche, auf allgemeines Menſchen-Verderben Hinweiſende in der Natur. Wir werden hier allerdings ſolche Erſcheinungen und Dinge benennen müſſen, die von Gottes Hand

erſchaffen ſind, die aber unter der Modifikation, welche die Natur in ihrer Beſtimmung für ein ſündiges Geſchlecht erlitten hat, beſonders den Ausdruck des Sinnbildlichen in Beziehung auf das menſchliche Verderben empfangen haben. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund, und unerklärlich wäre das Schauerliche der Finſterniß, wenn ſie bloß dazu dienen ſollte, als trauliche Hülle dem Menſchen das Auge zuzudrücken zu ſeinem kindlich ſichern Schlaf unter des Vaters Obhut. Sie iſt ein Bild des Verderbens in der menſchlichen Erkenntniß. Selbſt vor der giftloſen Schlange entſetzt ſich der Menſch, und er muß ſich erſt eine unnatürliche Gewalt anthun, ſie anfaſſen und halten zu können. Es gibt nichts ſo Entſetzliches in der Natur als die eigentliche Schlange mit ihrem Drachengift, und ſie iſt nicht ohne Bedeutung das grauſenerregende Gewürm. Sie iſt das Bild des hereingeſchlichenen Verſuchers und Verderbers. Es gibt manche andere Thiere, welche einen ähnlichen Schauder erregen, z. B. Kröten, Eidechſen u. ſ. w. Merkwürdig iſt es in der That, daß dieſelbe philanthropiniſche Pädagogik, welche im vorigen Jahrhundert anfing, das menſchliche Verderben zu läugnen, ſich ebenſo eifrig damit befaßte, ſolche dem menſchlichen Gefühl widerwärtige Thiere ohne Scheu anfaſſen zu lehren. Das Unkraut in ſeiner Nutzloſigkeit einerſeits, in ſeiner die edle Pflanze erſtickenden Schädlichkeit andrerſeits, in ſeiner ungeheuren Produktivität und immer größeren Ausartung würde auch wohl ein ganz anderes Kraut ſeyn, wenn es nicht beſonders dem Verſtande — ſo wie die er-

wähnten Thiere dem Gefühl — die Erbsünde einleuchtend machen sollte. Ob der Wurmstich in vielen Obstarten nicht auch ein sinnbildlicher Fingerzeig seyn mag? Daß viele Thiere ohne allen Zwang den Abdruck einzelner menschlicher Laster und Verkehrtheiten an sich finden lassen, ist ausgemacht. Es gibt Mörder und Räuber, Lügner und Heuchler, Müssiggänger und Filze unter den Thieren. Für ein unschuldiges Menschengeschlecht wäre der Anblick der Thiere in dieser Verfassung etwas im höchsten Grade Widriges gewesen, für das sündliche aber sind sie ein Spiegel. Es scheint als hätte der Herr den Menschen auf einem physikalischen, und darum schuldlosen Gebiete ihre eigenen Verkehrtheiten, Thorheiten und Gräuel auf dem ethischen vor die Augen mahlen wollen. Auf jeden Fall hat das feindselige, blutgierige, giftige und laurige Prinzip in der Thierwelt eine symbolische Bestimmung. Eben darum sollen auch in der künftigen, neu paradiesischen Zeit die Wölfe bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. —

Weit wichtiger aber ist das Strafende, was in der Natur liegt, und klarer, als das Vorige, weis't es auf ein überall in der Menschenwelt vorhandenes Verderben zurück. „Verflucht sey der Acker um deinetwillen; Dornen und Disteln soll er dir tragen, und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen." Diese Strafe, wenn sie auch in ihrem Schooße einen verborgenen Segen trägt, offenbart sich durch alle Geschlechter herab, und von einem Ende der Erde zum andern. Man sagt: jedes Thier ist auf einem beson-

dern, engen Nahrungskreis eingeschränkt, aber nicht der Mensch. Das ist wahr, aber doch fällt es keinem Geschöpfe so schwer, sich zu ernähren, als dem Menschen; er muß mit Dornen und Disteln ringen, über Bergklüfte und Felsen klettern, in die Tiefen der Erde steigen, auf den Wogen des Meeres schweben — nur um das tägliche Brod zu erwerben. Die Thiere haben alle große Ferien (nur die nicht, die der Mensch in den Kreis seiner Noth und seines Fluchs gezogen hat); aber der Mensch hat nur kleine Ferien, die bei manchem armen Kinde schon mit dem sechsten Jahre ein Ende nehmen, und demnächst steht der Schweiß fast lebenslänglich auf seiner Stirne. Man sagt ferner: fast alle Thiere können nur in einer Zone leben, aber der Mensch unter allen Himmelsstrichen. Aber jedes Thier ist dafür auch seiner Zone so eingebürgert, daß es eben da sich ganz natürlich und wohl fühlt; dagegen verkohlt der Afrikaner in seiner Hitze, und verbleicht der Grönländer in seiner Kälte; beide fühlen ihr Klima als eine Ruthe, und der Mensch in gemäßigten Strichen fühlt die Ruthen abwechselnd beide. So viel ist klar, daß sich nach der Güte Gottes treu gebliebene, sündlose, reine Menschenkinder eines ganz anderen Brodes und eines ganz anderen Klima's würden zu erfreuen haben. Dieser Schluß gewinnt an Energie, wenn man aus der Gesammtheit einige Menschenklassen herausnimmt. Wir besuchen einige hundert Sklaven in ihren Plantagen. Nach pelagianischen Grundsätzen haben wir kein Recht, einen Einzigen für einen Sünder zu halten, bis er sich in der Sünde ge-

zeigt hat. Sehen wir nun dieſe Unſchuldigen und Reinen, dieſe Erſtgebornen der Erde im fürchterlichſten, lebenswierigen Druck und Joch, ſo haben wir durchaus keine Vermittelung zwiſchen ihrem geiſtigen Adel und ihrer leiblichen Knechtſchaft, zwiſchen ihrem inneren Paradies und ihrer äußeren Hölle. Freilich auch der Chriſt wird über ihre Treiber das Wehe ausrufen, aber er weiß doch auch zu ſeiner Beruhigung, daß der äußere Zuſtand dieſer Elenden nicht ſchlimmer iſt, als der innere.

Der Menſch hat das göttliche Ebenbild nicht verloren: ſagt der Pelagianer. Blickt man mit dieſem Grundſatze in ein Köhler- oder Matroſengeſicht, und will dieſe Geſichtszüge für Abſtrahlungen des Ewigen halten, ſo entſetzt man ſich ob der frevelnd frechen Lehre. Wie viel Noth und Jammer, Angſt und Druck laſtet auf ſo vielen Erwerbszweigen, und wie viel Mark und Geſundheit Verzehrendes auf allen, ſo daß der Menſch zur Lebensquelle, zum täglichen Brod nicht kommen kann, ohne Stück für Stück das ganze Leben als Tribut zu entrichten an den Tod. Denken wir uns den Nordländer auf ſeiner ſchaurigen Jagd durch die Eisfelder, und den Südländer auf ſeiner Wallfahrt durch die glühende Wüſte, den einen in verſchneiter Hütte, den andern im umziſchelten Zelte, und überall zwiſchen beiden ein Mittelvolk, das auch unter den klimatiſchen Wechſeln und Einflüſſen zum größten Theil in frühen Lebensjahren verwittert und dahinſtirbt, ſo können wir nicht umhin, in allen dieſen Erſcheinungen einen großen, ſtrafenden Ernſt des Herrn der Erde,

eine überall treffende Zuchtruthe über dem menschlichen Geschlecht zu erblicken, die eben so nachdrücklich bestätigt, daß ein allgemeines sittliches Uebel, ein Abfall im Ganzen und Großen vorhanden sey. Gifte und Raubthiere im Schooße der Natur, als lauernde und reißende Feinde des Menschen, lassen sich ebenfalls nicht anders deuten, als wenn man den Reflex derselben im menschlichen Innern anerkannt, und auch diese Uebel als Reaktionen betrachtet, die der Herr hineingelegt hat ins Naturgebiet gegen entsprechende, ältere Uebel in der moralischen Welt. Es ist merkwürdig, daß die Heiligen in der Offenbarung nichts von der Natur, sondern alles von den Menschen gelitten haben. Die Natur war für sie, wie verwandelt, weil sie Gottes Kinder waren in einem höheren Sinne, aber von den Menschen mußten sie leiden, weil sie selbst Menschen waren und dem Schaden der Verbrüderung mit den Schädlichen nicht entrückt werden konnten, ohne zugleich der an die Menschheit ergangenen Verheißungen verlustig zu werden. So hatte die Theurung keinen Einfluß auf den Brodbehälter des Propheten Elias, und doch mußte er vor Jesabel flüchten. So kam Daniel unversehrt aus der Löwengrube heraus, und doch wurden die Propheten von Menschen getödtet. So schleuderte Paulus die giftige Otter ins Feuer, und doch starb er unter dem Schwertstreiche römischer Knechte. Wenn aber die Natur mit Dornen und Disteln, mit Hitze und Kälte, und zahllosen Uebeln, die aus beiden hervorgehn, mit Giften und Thieren, endlich auch mit ihren Elementen strafend dem Menschen

begegnet, so könnte doch vielleicht der Pelagianer sagen, daß ungeachtet der angebornen Sündlosigkeit der Menschen eine allgemeine Selbstverschlechterung jedes Einzelnen von Gott vorausgesehen, und dem entsprechend die Einrichtung der Erde geschehen sey. Aber hier treten ihm die Kinderkrankheiten, die Kinderleiden und Kinderleichen unerklärlich in den Weg. Woher der Todeswurm in den reinen Blüthen? Warum darf der Säugling nicht ungestraft sein Händchen in das Loch der Ottern stecken? Will er die schwarze Wolke am Kinderhimmel nicht an und für sich als ein Strafübel gelten lassen, so beweise er das dem betrübten Herzen leidtragender Väter, oder dem Angstgeschrei der Mütter. Das ist allerdings wahr, daß die Kinder, die der Herr hinüberruft, durch die Keime des Verderbens, die sie in sich tragen, nicht nothwendig zu Grunde gehen, weil die Kinderliebe des Erlösers wohl ewig lebt; aber woher denn diese Asthenie, dieses große Sterben der Menschheit in ihren Keimen und zarten Sprossen, wenn sie noch dieselbe ist, wie sie aus der Hand des starken Schöpfers gekommen, und wenn zumal für die sterbenden Kinder und ihren Lebensweg in einer unverdorbenen Welt nichts zu erfahren war? Ueberhaupt ist der Tod, nicht zwar an und für sich als Uebergang, aber nach seiner ganzen wirklichen Erscheinung, der Tod im dynamischen Sinne, eine Klippe, woran das Schifflein pelagianischer Theorie völlig zerschellen und zerbrechen muß. Es ist in dieser Theorie freilich nicht ausgemacht, ob der Mensch als ein geistiges Thier oder als ein eingefleischter Engel zu betrach-

ten sey, aber in beiden Fällen lassen sich Lazarethe, Krankheiten, Todeszuckungen, Leichenzüge und Wehklagen mit dem Pelagianismns nicht reimen. Nur als ein Gegengewicht gegen uralte, immer neue, durch die Adern der Menschheit fortrollende, sündliche Lust, läßt dieses uralte fixirte, auf Erden überall gegenwärtige Siechthum, Todes- und Trauerlied sich erklären. Wozu sollen die Thränenströme fließen von Anfang bis jetzt, wenn sie nicht bestimmt waren, das Feuer des Muthwillens und der Begierde zu löschen?

Wir kommen endlich auf das Richterliche und Verheerende in der Natur. Bei den Erscheinungen dieser Art verweilen wir kürzer, weil sie meist auf Thatsünden und offenkundige, bis zum höchsten Grade ausgebrochene Verderbnisse zurückweisen, die auch der Pelagianer nicht läugnet, obschon er die erwähnten Erscheinungen nach seiner Verwandschaft mit dem Fatalismus lieber aus dem eisernen Tritt der allgemeinen Weltordnung, als aus besonderen Verfügungen Gottes erklärt. Zwei dieser verheerenden Gerichte finden wir im ersten Buche Mosis erzählt, und wir nehmen einmal an, der Pelagianer glaube wenigstens das Geschichtliche der Erzählungen. Ist es nicht wunderbar, daß im ersten Falle Noah und seine Familie, im andern Falle Lot und die Seinen gerettet werden, die doch alle mit einander Sünder waren und nur relativ, oder als Gläubige Gerechte, und daß in beiden Fällen die Kinderwelt mit unterging? Ueberschwemmungen und Feuersbrünste, Vulkane und Erdbeben, Pestilenz und Heuschrecken werfen sich furchtbar hin und wieder

über Striche und Gegenden, und doch können nach pelagianischen Ideen Tausende von eigentlich Unschuldigen, die der schrecklichen Zuchtruthe nicht gewärtig zu seyn brauchten, unter dem Schlag der Verheerung sich befinden. Aber so wie der Pelagianismus die eigentliche, innere Sünde zu einem blinden herrschenden Naturgesetz stempelt, so benennt er auch Naturgesetze die freien Heimsuchungen des lebendigen Gottes, und das Feuer des Weltgerichts wäre ihm, aus der Ferne betrachtet, nur ein großes, elektrisches, furchtbar interessantes Phänomen. Wer aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde wartet, der hofft auch ein neues Menschengeschlecht darin wieder zu finden, erneuet aus dem alten, allgemeinen menschlichen Verderben.

Wir wollen nun noch in kurzen Andeutungen bemerken, wie die Natur nach den Graden ihrer Wildheit oder Kultur zurückschließen läßt auf die Roheit und das alte Verderben, oder auf den erneuerten Lebensgeist der Menschen. Die Heidenländer sind zum Theil Wüsten, wenn auch Boden und Himmel noch so günstig sind.

So zeigen es auch die herrlichen Länder der Türken, wie die Natur unter den Händen der Menschen verwildert, und die Dornen und Disteln auf ihren Aeckern weisen auf Dornen und Disteln — nicht etwa in den Einzelnen, sondern im erblichen Volksgeist zurück. Wie würde Italien, wo unter der Decke einer todten Religionslarve das natürliche Verderben frei sein Wesen treibt, erst erblühen und glänzen unter

deutſchen, evangeliſchen Händen, und wie würde der alte herzyniſche Wald wieder zu wachſen anfangen, wenn hier Italiener wohnten. Spanien, das reiche, ſonnige Land iſt in vielen Strecken eine Wüſte; Britanien, die trübe Nebelinſel ein Garten. Die Hütte läßt auf einen Bettler ſchließen, und die verwilderte Natur auf ein verwildertes Geſchlecht; ſo iſt die Erde ein dunkler Spiegel, in dem ſich das menſchliche Herz und Leben abzeichnet, und wie nirgend mehr das Paradies kann entdeckt werden, ſo mag auch Keiner einen Reinen finden bei denen da Keiner rein iſt.

II. Von den Zeichen der Erbſünde in der Weltgeſchichte.

„Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.“ — Wir haben des Glaubens, daß es auch jenſeits der Weltgeſchichte noch ein Weltgericht geben werde. Aber Schillers Spruch iſt wahr, die Weltgeſchichte richtet die Welt; ſie iſt ein großes, mit Blutſtrömen geſchriebenes, mit ſchwarzen Charaktern interpunktirtes, mit Thränen beſprengtes, von Brandfackeln erleuchtetes Dokument, daß die Welt im Argen liegt.

Es iſt zu verwundern, daß die Streitführer für die Lehre von der Erbſünde, und vom menſchlichen Verderben ſich nicht mehr und nachdrücklicher auf die Geſchichte berufen haben. Erklären läßt es ſich freilich daraus, einerſeits daß ſie gegen Pelagianer, welche ſich nämlich überredeten Chriſten zu ſeyn, und die Bibel

anzuerkennen, eben in der Bibel eine Ueberfülle schlagender Beweise vorfanden, andrerseits, daß sie mehr die theoretische Idee der Erbsünde, als die praktische Idee des menschlichen Verderbens zu begründen suchten, zu welchem Zwecke die Geschichte allerdings schwieriger zu gebrauchen war. — Aber ist die Geschichte nicht finster genug, um Alles gegen den Pelagianismus zu beweisen? Und tritt etwa das Böse und Arge in der Menschengeschichte als etwas Isolirtes, und Heterogenes auf einem weißen Blüthenfelde menschlicher Unschuld und Reinheit hervor? — Oder ist es nicht vielmehr ein produzirtes und produktives Geflecht, das sich durch das ganze Menschengeschlecht hindurchwindet, und bei einem furchtbaren Zusammenhang dennoch in jedem Menschenherzen seine besondern Wurzeln, und auf jeder Menschenhand wieder seinen besondern Blüthenstaub und Namen hat? —

Es wäre nicht zu begreifen, wie der Pelagianer Erbsünde und Verderben läugnen könnte, wenn man nicht sein praktisches Interesse, das heißt seine praktische Verblendung im Auge behielt. Zum Verstehen seiner kecken Verläugnung einer Thatsache, die so umfassend ist, als die Weltgeschichte, dient aber auch die Beobachtung seiner Art, falsche Menschenbilder aufzustellen. Der reine Mensch nämlich nach seinen Voraussetzungen ist nicht der Mensch der Geschichte, sondern ein Gedankenmensch, ein Phantom, ein Mensch an sich und in der Idee, ein erträumter Adam, welcher dermalen, so weit Geschichte und Erfahrung reichen, nirgends gefunden wird.

Faſt möchte es demnach ſcheinen, als ob der Myſtizismus, welchen der Pelagianer ſeinen Gegnern vorwirft, weit reichlicher bei ihm ſelber zu finden ſey. Der Bibelgläubige thut ſeine Augen auf, und ſieht ſein Verderben, ſo wie ſeinen Chriſtus beſtimmt und klar in der Geſchichte. Der verneinende Gegner aber drückt ſein Auge vor der Geſchichte feſt zu, abſtrahirt, und träumt ſo lange und mit ſolcher Anſtrengung, bis ihm endlich in den höchſten Luftſchichten ſeiner Gedankenſphäre zwei hübſche Ideale, ein reines Menſchenbildchen und ein reines Chriſtusbildchen erſcheinen, die ihm aber freilich in den Nebeln dieſer Region ſofort in einander fließen. Doch wir wenden uns von dieſem Nebengedanken, daß nämlich der Rationaliſt ein Myſtiker im ſchlechten Sinne ſey, welcher ſich durch alle Dogmen hindurch beweiſen ließe — wieder ab, und zum Gegenſtande der Abhandlung zurück.

Da aber doch der Pelagianismus ein gar weiches und ſanftes Syſtem iſt, ſo verſuchen wir vorab einmal in dieſem Syſtem zu ſtehen. Alſo: die Menſchen ſind rein geboren, ein reines Geſchlecht, und nur ausnahmsweiſe läuft die Sünde mitunter. Höchſtens durch das böſe Beiſpiel läßt ſich eine gewiſſe Fortpflanzung des Böſen denken. Aber da fragt ſich doch, woher iſt die Empfänglichkeit für böſes Beiſpiel in reinen und gutgearteten Menſchen? Iſt der Menſch rein, ſo iſt er gut, und in dieſer Güte muß, jemehr ſie ſich befeſtigt, immer mehr eine abſtoßende Kraft gegen alles böſe Beiſpiel liegen, was in ihre Nähe kommt. Oder läßt ſich das Einſchleichen des böſen Beiſpiels etwa

aus der Kindlichkeit und Ahnungslosigkeit des reinen Menschen erklären? Im Paradiese, wo der Gegensatz zwischen Gut und Böse noch nicht zum Bewußtseyn gekommen war, ließ sich so etwas leichter, obschon auch nicht völlig denken, denn es bedurfte selbst da, nach der Geschichte, einer wirklichen teuflischen Verführung, um die Sünde zu produziren. Heute aber, da das Bewußtseyn des Unterschieds zwischen Gut und Böse vorhanden ist, wäre dem bösen Beispiel sofort alle Kraft abgeschnitten, wenn dieser Funke nicht einen verwandten Zunder fände im Menschen. Möchte aber selbst das böse Beispiel der einzige Sündenleiter seyn: in dem traurigen Resultat würde damit nichts geändert. Indessen muß die Macht des bösen Beispiels über rein und lauter geborne Menschen nichts desto weniger geläugnet werden. Die Dichter lassen manchmal einen ausgesetzten Prinzen unter Hirten, Köhlern, Zigeunern und andern Vagabonden aufwachsen, und sobald dieser Zögling größer wird, zeigen sich alsbald, trotz aller Macht des Exempels, fürstliche Mienen, Manieren und Gedanken. Die wirkliche Geschichte selbst bietet ähnliche merkwürdige Beispiele, unter andern das des Cyrus. Man kann den Schluß machen, daß eine absolut reine Kinderwelt, mit dem Adel paradiesischer Unschuld, ganz andere Gedankenblitze, Züge eines himmlischen Edelmuths, und Aeußerungen einer hinreißenden Frömmigkeit offenbaren würde, wie wir sie bei der wirklichen Kindheit wahrnehmen. Läge das menschliche Verderben bloß im bösen Beispiel, so ließ sich binnen Kurzem eine völlige Erneuerung bewirken, in-

dem man alle Kinder von ihren Eltern, besonders den bösen, trennte, und in Institute brächte, wo sie von pelagianisch aufgeklärten und veredelten Köchen und Hofmeistern bis zum Alter der Mündigkeit bedient würden; wie dies in ähnlicher Weise auch schon von Neuern ist vorgeschlagen worden.

Wir suchen aber noch einmal Fuß zu fassen auf dem pelagianischen Gebiet und nehmen an: Die Menschen werden rein geboren. Jeder Mensch geht ganz so wie er ist, direct aus Gottes Hand, und fängt seinen Lebenslauf auf dem heiligen Boden des Paradieses an. Hier, meine ich, kommen ganz andere Verlästerungen der menschlichen Natur, und Widersprüche gegen die göttliche Gerechtigkeit hervor, als sie der Pelagianer dem biblischen System von der Erbsünde und dem menschlichen Verderben Schuld gibt. Millionen Sündenfälle werden aus dem einzigen, und die Reinen und Unschuldigen des Pelagius legen den Weg aus dem Himmel in die Hölle mit Einem Schritte zurück. Also hat Kain mit dem ersten Tritt aus seiner paradiesischen Unschuld den schaudervollen Brudermord verübt, und eine halbe Generation erschlagen. Also hat Judas als ein Kind des Himmels, zudem unter lauter himmlischen Einflüssen, den schwarzen Weg zum arglistigen Verrath am Gesalbten des Himmels gefunden. Also haben Nero und Caligula, Robespierre, Danton, und ähnliche Ungeheuer den Lilienstab ihrer göttlich reinen Kindheit sofort vertauscht mit der furchtbaren, verheerenden Menschengeißel, und ihr Engelsangesicht hat sich unter dem Einfluß böser

Beispiele, denen das Geschrei der Elenden hinlänglich das Gegengewicht hielt, alsbald in eine Teufelslarve verwandelt. Und so war es denn nicht die gefallene Menschennatur, nicht die verblendete, verirrte und versunkene, welche alle die namenlosen und entsetzlichen Gräuel in der Geschichte verübte, sondern es waren jedesmal Gotteskinder und königlich edle Seelen, rein und lauter wie Gold, die mit einem Schlage, nach einigen Irrgängen und Exerzitien im Kleinen, als tückische Giftmischer, als laurige Würger, als rasende und schäumende Vater-, Mutter- und Volksmörder auftraten. Bei dieser Annahme muß der Schauder vor der Sünde aufhören, und auf die substantielle, ursprüngliche, Menschennatur selbst zurückfallen, muß der Glaube an einen allheiligen, allmächtigen und allweisen Gott, der das allmälig sich entwickelnde Verderben in einem sündigen Geschlecht nur zuläßt, aber zugleich beherrscht und einschränkt — dieser Glaube muß sich in den Starrblick auf eine Ohnmacht verwandeln, worin er tausend- und millionenmal ansetzt, ein reines Wesen zu bilden, und zu behalten, und worin ihm jedesmal sein Werk fehlschlägt unter der Hand, so daß oft schon im nächsten Augenblick ein nächtliches Ungeheuer vor ihm steht, das er im vorigen als Lichtgestalt aus seiner Werkstätte entlassen. Wir können und mögen freilich nicht sagen, daß Charaktere der erwähnten Art durch einen fatalistisch überwältigenden Druck so abscheulich geworden, können die ganze Masse des materiellen Verderbens nicht auf den gefallenen Stammvater der Menschheit

zurückwälzen; denn es bleibt wahr, daß bei allen sündlichen Dispositionen und Keimen in seinen Nachkommen, und bei aller Unmöglichkeit, aus dem Sündenverderben herauszutreten, dennoch jeder Einzelne unter ihnen mit einem relativen Maas von Freiheit die angeborne Sünde wieder zu seiner eignen gemacht, und das traurige Erbtheil durch eine ungöttliche Industrie noch für sich vermehrt hat. Aber eben in dieser Lehre von dem durch Verführung in die Menschheit gekommenen, allmälig, gradatim, in immer stärkeren Steigerungen und Progressionen sich entwickelnden Verderben, in welches der Einzelne zwar so verschlungen ist, daß er vor Gottes Gerechtigkeit verloren wäre, aber nicht so, daß er wieder von seinem verlornen Standpunkte aus nothwendig tausend Schritte auf der bösen Bahn weiter machen müßte — in dieser Lehre findet die Milde und das Mitleid mit den Menschen, und die Zuversicht zur göttlichen Weltregierung einen Raum, den sie in der pelagianischen nicht findet. Der Pelagianer sagt: wie könnte der Mensch, dieses reine Wesen, diese herrliche Idee, in Sünden geboren und verloren seyn! Wir setzen der Deklamation die Geschichte entgegen. Daß die ahnungslosen, kindlich unschuldigen, ersten Menschen durch List einer Schlange, die sie zunächst für ein gutes Geschöpf hielten, und durch Worte der Verführung, welche sie bei anerschaffenen geistigen und leiblichen Bedürfnissen zugleich anfaßten, ihre Freiheit mißbrauchen und fallen konnten, und daß ihre erste Sünde ein Essen von verbotener Frucht war — ja das ist denkbar. Daß durch dieß Sünde ihre Unschuld

verloren ging, daß die eine wiederum andere erzeugte, und daß nun die unglückselige Progression vorhanden war, das ist abermal denkbar. Auch wollen wir an der Sünde Adams nicht im Mindesten abdingen, und sie eine Todschuld nennen in Beziehung auf das göttliche Verbot. Aber daß Kain mit der reinen ersten Adams-Natur, ohne äußere Verführung, an einem Exempel der Frömmigkeit einen Frevel hätte sollen begehen können, der selbst Todschuld war vor dem sündigen menschlichen Gefühl — das ist undenkbar. Der Pelagianer sagt: wie könnte der gerechte Gott das zugeben, daß einer in der Sünde und unter dem Sündendruck geboren würde? Wir entgegnen: wie könnte Er die tausend und abermals tausend Gräuel wirklicher Sünden zugeben, ohne eine Unterlage von Erbsünde? Bei der Lehre vom natürlichen Verderben ist seine Zulassung Langmuth, bei der Lehre des Pelagianismus wäre seine Zulassung Schwäche. Bei der erstern straft er Sünde mit Sünde, bei der letzten würde ewig nur die Unschuld von der Bosheit gewürgt. Hier trägt er nur Eine sündige Menschheit, und weiß wohl warum, auf der andern Seite trüg er eine zahllose Rotte durch und in sich selbst verkehrter Einzelwesen, ohne einen Endzweck wozu. Hier steht der Lehre vom Verderben die Lehre von der Erlösung überschwänglich reich gegenüber; der Pelagianer hat auf den Erlöser im eigentlichen und wahrhaftigen Sinne verzichtet. Und wenn er denn auch das Verderben in seiner Verwurzelung und Fortpflanzung läugnet, so kann er doch nicht die Thatsachen und Erscheinungen des Bösen

verläugnen, und dieſe reichen hin, ihn in Widerſprüchen ſtehen zu laſſen. Aber bei ſeiner Auflöſung des furchtbaren Räthſels finden wir ihn wieder in ſeinem Elemente; er nimmt es nicht ehrlich und ſcharf mit der Sünde. Indem er den Menſchen erhöhen will, erniedrigt er das Höchſte im Menſchen, das Gewiſſen, indem er ihn freiſprechen will, verwickelt er ihn in eine noch weit ſchwerere Verantwortung, und dem allgütigen, allweiſen, gerechten Gott macht er gleiſſende Reverenzen, indem er die Kraft ſeiner Langmuth zur Ohnmacht, das höchſte Werk ſeiner Güte, die Erlöſung, zur Nullität macht, indem er die Weisheit ſeiner Langmuth umſtempelt zur Unkunde im Schaffen, indem er vor ſeiner Gerechtigkeit Taſchenſpielerei treibt mit der Schuld, und die Thaten ſeiner Gerechtigkeit in lediglich phyſikaliſche, elektriſche, Exploſionen und Eruptionen verwandelt.

Vergebens haben wir alſo verſucht, uns vom pelagianiſchen Standpunkte aus in der Weltgeſchichte zu orientiren. Je ſtärker wir ſeine Verläugnung der Erbſünde und des natürlichen Verderbens faſſen, deſto mehr ſcheint er uns Gott und Menſchen zu verläumden. Darum ſuchen wir nun die Geſchichte ſelbſt wider ihn aufzuführen.

Zuerſt weiſen wir auf die einzelnen Charaktere der Geſchichte hin, um an ihnen den Charakter des allgemeinen Verderbens nachzuweiſen. Von ſolchen, welche ſelbſt vor dem Forum der Menſchlichkeit geachtet ſind als Ungeheuer, haben wir ſchon früher gehandelt. Sie ſind die einzelnen, emporſchlagenden Feuerſäulen, aus

denen man auf den allgemeinen Brand in ihrer Umgebung mit Recht schließen kann, die besonderen Bergspitzen und Schreckhörner, die schon von ferne ein ausgebreitetes Gebirge, ein System und Gewebe von vielverschlungenen Bergen und Bergketten anzeigen. Die Geschichte führt uns in eine große Gallerie dieser Unglücklichen ein, an denen das innere Verderben sich zur äußeren Bosheit und Lasterhaftigkeit in den höchsten Graden entwickelt und fixirt hat, und diese gräßlichen Eiterwunden an dem Körper der Menschheit verrathen nur zu deutlich den allgemeinen Aussatz. Wir brauchen uns aber hier nicht nothwendig bei welthistorischen Schreckensnamen aufzuhalten. Jede Zeit, jedes Volk, jede Gegend — man kann sogar sagen jeder Ort und fast jede Familie haben irgend einen Sonderlichen vor andern in ihrem Kreise, an dem sich das Böse auf eine hervortretende Weise manifestirt, so daß jede Sippschaft einen Repräsentanten hat, in dem sich ihr Erbübel besonders kund gibt. Wir können freilich nicht sagen, daß die eigenthümliche Schuld dieser vorragend Bösen und Schlechten eine Schuld ihrer Zeit, ihres Volkes, ihres Ortes, ihrer Familie sey, aber den Standpunkt, von dem, und den Geist, mit welchem sie weitergingen und hintaumelten auf der Straße zum Abgrund, den hatten sie doch mit Jenen gemein. So war zum Beispiel der Zeitgeist des Nero ein Geist des Frevelmuths gegen alle Religion und Sitte, ein Geist der Wollust und Völlerei, ein Geist der Raserei und Verpichtheit, alle Gränzen des Ehrbaren, der Pietät, des Erhörten niederzureißen, ein Geist der

Menſchenverachtung und der liebloſeſten, überall argwöhniſchen Selbſtſucht, und aus dieſem unreinen, böſen Boden wuchs (der Pädagogik eines Seneca zum Trotz) durch beſondern Mißbrauch des Gewiſſens und der fragmentariſchen Freiheit dieſe ſchauderhafte Giftpflanze empor. So ſind zum Beiſpiel die Banditen Italiens, die Giftmiſcher und das Raubgeſindel dieſes Landes beſondere Spitzen oder Ausbrüche des Volksgeiſtes im Ganzen. Die ſogenannte Aufklärung unſerer Zeiten hat allerdings einen menſchlichen Zug offenbart in der Art und Weiſe, wie ſie die Sippſchaften und Familien der Verbrecher, Selbſtmörder und Laſterknechte ſchont und freiſpricht, und der Infamie entgegen wirkt, aber ſie hat doch auch hier, wie überall, mit dem Irrthum eine Wahrheit, mit dem Abergläubiſchen eine religiöſe Ahnung ausgeſtrichen. Wenn nämlich auch die Thatſchuld eines Individuums am allerwenigſten von Menſchen, da ſie alle mehr oder minder in traurigen Verkettungen ſtehen, den Angehörigen und Umgebungen dieſes Individuums zugerechnet werden ſoll, und wenn der Verſtand hier den Faden der Gemeinſchaft keck auseinander reißt, ſo bleibt es doch wahr, daß die bezeichneten Exemplare der Bosheit oder des Laſters einen düſtern Schein manchmal über ganze Gegenden, Zeitalter und Völker werfen, und die Schaaren der Böſen, welche als ſolche über die Oberfläche des menſchlichen Lebens und Urtheils aller Arten und Zeiten hervorragen, weiſen auf das allgemeine unterirdiſche Böſe, das heißt auf die Erbſünde im menſchlichen Geſchlecht zurück.

Aber auch die leuchtenden Charaktere der Weltgeschichte leisten uns denselben Dienst, wenn wir den Einzigen ausnehmen, welcher ohne Sünde war. Es würde zu weit führen, den Heiligenschein derselben im Einzelnen kritisch zu behandeln. So viel ist gewiß, in Jedem fehlen die Strahlen einzelner Tugenden, die ein nothwendiges Produkt der Unschuld gewesen wären; in Jedem findet sich falscher Schimmer, unächtes Licht, in den meisten fehlt das Leuchten der Demuth, und über keinen ist die Weihe der Einfalt und Heiligkeit rein und vollkommen ausgegossen. Von den Heiligen der Bibel wollen wir nicht handeln; daß diese (ausgenommen der Herr) Sünder gewesen, bekennen sie alle mit großem Herzeleid. Das Resultat ist nun in kurzem folgendes: Die seltenen Punkte leuchtender Männer dienen einerseits dazu, den Schatten ihrer Umgebungen nur um so frappanter zu machen, und andrerseits gibt es bedeutungsvolle Flecken in allen diesen Sternen, so daß gerade die Edlen und Weisen des Menschengeschlechtes, wenn man sie an das geschichtliche Urbild reiner Menschheit hält, am stärksten die sittliche Krankheit dieses Geschlechtes beweisen.

Wir gehen nun von einzelnen Personen auf einzelne Menschenklassen über. Man denke sich einmal eine Klassifikation der menschlichen Gebrechen, Thorheiten, Laster und Frevel, und gehe damit subsummirend durch die Geschichte und durch die fünf Welttheile. Vorab nehmen wir einmal die körperlichen Krankheiten der Menschen, die unmöglich anders erklärt werden können als aus einem völlig abnormalen Zustande der

menſchlichen Geiſterwelt. Wir denken uns einmal alle Krüppel, alle Gebrechlichen, alle Siechen und von Krankheiten der verſchiedenſten Art dahin geworfenen Menſchen aller Zeiten und aller Länder zuſammen, reihen in Gedanken Lazareth an Lazareth, und denken uns die Seufzer und das Geſtöhn aller Leidenden dieſer Art zuſammenſchlagend in einen Jammer: ſo wird uns die ganze Erde wie ein Krankenlager, und wir haben eine kranke Menſchheit vor uns, deren äußere Wunden, und Schmerzen auf das furchtbarſte geiſtige Uebel hinabweiſen. Wir denken uns einmal alle Bettler aller Zeiten vereiniget; welch ein Wald von Bettelſtäben, welch ein unabſehlicher Schwarm von hohlen Geſichtern wird uns die Wahrheit vor die Augen rücken, daß Gott die Menſchheit im Ganzen ſtraft, weil die Sünde im Ganzen vorhanden iſt! Nun einmal auf pſychiſche Leiden übergegangen, alle Irrenhäuſer der Erde aneinander gebaut; und alle Wahnſinnigen in einen Kreis getrieben, und alle fixen Ideen, ſchauerlichen Reden, Ausbrüche der Raſerei in eine Wolke geformt: welch eine Wolkennacht von Geiſteszerrüttungen breitet ſich aus vor unſern Augen, und macht uns ſchwindeln bei dem Gedanken an das furchtbare Gewebe von Sünde und geiſtigem Elend, woraus dieſe Erſcheinung hervorgegangen. Eine beſonders rührende und auf das tiefſte Menſchenweh hinabweiſende Vorſtellung iſt die, wenn man einmal alle Melancholiker und Hypochondriſten des menſchlichen Geſchlechts im langſamen Trauerzuge läßt vorüberziehen am Geiſte. Jedesmal entſteht bei dieſen Vorſtellungen eine ſolche

Schaar, und ein solches unabsehliches Wimmeln der Personen, daß man erst sagen möchte: die ganze Menschheit liegt auf dem Krankenbette, — dann: die ganze Menschheit geht am Bettelstab u. s. w. So kann man sich denn auch einmal alle Thränen zusammendenken in einen Strom, allen Jammer in ein Gebrause, und alle Leichenzüge aneinander: jedesmal entstehen Resultate, die den Pelagianismus Lügen strafen, die die Worte Pauli erläutern, durch eines Menschen Ungehorsam ist die Sünde in die Welt gekommen, und der Tod durch die Sünde. Wir gehen weiter, und lassen einmal alle Räuber und alles Diebsgesindel zusammen kommen, das lebt und gelebt hat; in der That eine Bande, die der größeste Wald der Erde nicht einschließen könnte, und doch Menschenkinder aus allen Zungen, Völkern und Sprachen — zum Urtheil über alle. In der Nachbarschaft dieser Horden finden wir den Kainssamen gelagert; hier eine Legion von Giftmischern, da eine Legion von Banditen, dort von gemeinen Todtschlägern; wiederum eine Legion von Würgern, Brandstiftern und andern Surrogaten der Pestilenz, die im Finstern schleicht — ein Heer der Rache zum Entsetzen, dessen Blutfahnen einen dunkelrothen Schein werfen auf Alles was von Adam abstammt. Und doch finden wir seitwärts von diesen noch eine gespenstisch graunvollere Gesellschaft, die lange düstre Reihe der Selbstmörder; alle mit einander im schauderhaftesten Abfall von der Natur und vom Leben selbst betroffen, und darin den früheren Abfall menschlicher Gesammtheit vom Herrn des Lebens und der

Natur beurkundend; alle miteinander zurückweisend auf den Mörder von Anfang, hinabweisend auf die Höllenflüsse der Sünde und des Unfriedens, auf denen sie geängstigt ihre Lebensbarke zerschlugen, hinaufweisend auf einen verhüllten, und durch die Sünde von ihnen getrennten Gott; jeder Einzelne aber Repräsentant des allgemeinen Verfalls und Frevels, Sorgens und Murrens in seinem Bezirk und auf Erden überhaupt. So könnten wir unter jedes Gesetz des Herrn solche Schaaren, nicht von feinen, sondern von groben und gröbsten Uebertretern subsummiren, daß wir besorgen müßten, sogar unter dem Capitel der Ehrbaren und Ehrlichen nur noch dünne Haufen zu behalten. Man denke sich nur einmal alle Lügner von Profession zusammen, geschweige die Lügen und das lügnerische Wesen außerdem in allen Menschen: wahrlich diese Kindschaft des Erzlügners, welche unaufhörlich die Gränzsteine zwischen Seyn und Nichtseyn verrückt, welche die menschliche Sprache vergiftet und das reine jungfräuliche Wort geschändet, Treu und Glauben gemordet, das Punktum der schlichten Aussage in ein grobes Fragezeichen verwandelt, und zur Beglaubigung des einfachen Wörtleins „das ist" die Elemente herabgerufen, die bösen Geister heraufbeschworen, die Seele verpfändet, die Verdammniß zitirt, und den Allheiligen gelästert hat, und die Sache noch immer so fortsetzt — diese Sippschaft, die in verwandschaftlichen Verhältnissen, näher oder ferner, steht zu allen Kindern von Adam, spricht nicht nur durch ihre Art und Ausbreitung gegen den Pelagianismus, sondern dadurch noch mehr, daß sie

ſelbſt, bei aller ſonſtigen Charakterloſigkeit, den beſtimmteſten pelagianiſchen Charakter hat. Aber was ſind dieſe gemeinen Lügnerhaufen noch gegen die Nebelgruppen und Nachtfalter, welche die ſchwarze Kreatur der Verläumdung ans reine Licht des Tages fördern, und mit dem Teufel ſelbſt den Namen gemein haben. Und doch — wenn man alle Verläumder bei einander hätte — welch ein ausgedehntes, überall mit der allgemeinen Menſchheit verwachſenes Geringel dieſer Schlangenart würde — den Abfall des geſammten Geſchlechtes von der Einfalt, Wahrheit und Liebe beurkundend — das Auge erſchrecken! Da es an Abwechſelung auf dieſem Gebiete nicht fehlt, ſo mögen einmal die klägelichen Figuren der Geizigen zuſammentreten. Da liefert ein jedes Dorf aus jedem Jahr der Welt einen ſolchen Beitrag, und es kommen ſo viele Millionen zuſammen, die nicht nur andere darben laſſen, ſondern ſelber darben, daß man deutlich die Runzel heilloſer Sorge an der Stirne der ganzen Menſchheit wahrnimmt. Und warum ſind, was den Hochmuth anlangt — Complimente eben nur Complimente — Sinnbild des Unächten und Falſchen? In dieſem allgemeinen Urtheil über eine allgemeine Sitte hat ſich der allgemeine Erbdünkel verrathen, die Präſumtion Aller von Allen, daß ſie nicht wohl im Stande ſeyen, eine beſeelte Verbeugung zu machen, aus Herzensdrang den Hut abzunehmen, und in der Wahrheit einer den andern höher zu achten als ſich ſelbſt. Es möchte ein Jammer ſeyn ohne Gleichen, und ſo recht eigentlich zum Erbarmen, wenn man mit reinen, de-

müthigen Engelaugen einmal um den ganzen Erdball herum beobachten könnte, wie die Menschen auftreten, einander über die Achseln schauen, hochfahren, in Gedanken heimlich durch die Höhe fliegen, auf Wolkenstühlen sitzen, und sich sogar dreifache Kronen aufsetzen. Und nun wieder das Laster, das wir in dieser Gedankenreihe zuletzt noch erwähnen! Man denke sich einmal die lange Linie der einzelnen Gräuel, welche unter den Begriff der Unzucht fallen, als: Hurerei, Ehebruch, Knabenschänderei, ꝛc. und subsummire dann die Schuldigen unter dieses Schema! Und nun reihe man einmal vom größesten Harem des Orients, bis zur kleinsten unzüchtigen Wirthschaft alle schlechten Häuser in Gedanken zusammen — welch eine große Babel! Und nun personifizire man dieses unsaubre Wesen, und suche einen Reinen, der den ersten Stein darauf werfe im Trutz einer himmelreinen Unschuld! — Geht man die Geschichte herab, so sieht man einmal die Menschheit bis auf eine einzige Familie vertilgt von dem Boden des Lebens; weil es selbst dem langmüthigen Gott nöthig schien, das besudelte Haus der Menschheit rein zu waschen durch die Sündflut, und durch alle offnen Schleusen des Himmels den Brand der Lüste zu löschen. Wandert man über die Erde umher, so stößt man an ein todtes, faules Meer — gleichsam eine Hülle über den Schandfleck einer ganzen Gegend geworfen; ein großes stinkendes Schwefelbad, die Lustseuche eines ganzen Staates vertilgend zu heilen. Und welche Zeiten der skandalösesten Buhlerei findet man in der griechischen und römischen Geschichte. Daß aber

dieſe Sündenklaſſe grade einen beſonderen Beweis liefert für die Erbſünde, iſt nicht zu überſehen. Wenn auf dem Gebiete, wo ſich eine Generation anſchließt an die andere, auf dem Punkte, wo die Menſchheit entſteht, ſich das Verderben ſo allverbreitet und furchtbar manifeſtirt, wenn um die geheimnißvolle Urquelle des Lebens Schlangen und Nattern mit ihrem Gift und Geifer herumſchleichen, wenn der Menſch ſchon vor ſeinem Schlummer unter den Wiegenliedern durch eine revolutionäre Provinz gekommen, und angehaucht worden von dem Geiſte fleiſchlicher Geſinnung, welcher eine Feindſchaft iſt wider Gott: ſo iſts kein Wunder, daß wir alle in Sünden empfangen und geboren worden.

Es gibt in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes einzelne hervorragende Zeiten der Finſterniß und des Verderbens, wo das Geſchrei des Aufruhrs in einer Maſſe bis an den Himmel dringt, wo die Oekonomie der Erlöſung wie ein kleines Flämmchen auf dem überall dunklen Erdrund in Mitten von Nächten und Stürmen flackert, wo die webende Hand der Vorſehung verhüllt iſt in die Wetterwolken des Gerichts, und kräftige Lügen und unerhörte Gräuel in der furchtbaren Doppelgeſtalt von Sünde und Strafe die Menſchheit peinigen. Das ſind Zeiten, wo das Geſchlecht von Adam wie ein irres Schiff auf die Sandbank oder in den Strudel gerathen; wo das Kind der Erde am Abhange der Sünde in böſem Schlaf hinabgerollt iſt bis dicht auf den Rand des feurigen Pfuhls. Vorbilder dieſer großen Mitternächte finden wir ſchon in jener

unglückſeligen Stunde, da die erſten Aeltern ſich vo dem Angeſichte des richtenden Gottes verſteckten, un in der andern, da an der Leiche Abels der Grimm ſeines Bruders und Mörders Kain allmälig in Verzweiflung überging. — Als Noah vor den Augen einer ſpöttiſchen, ungläubigen, unter Maximen und Statuten der Fleiſchesluſt in böſem Weſen gelagerten Welt das ernſte Schiff der Warnung und Rettung baute, damit nur der eine grüne, wenn auch nicht geſunde Sprößling vom faulen Baume der Menſchheit abgelö'ſt, und für eine neue Anpflanzung gerettet würde — da war's eine ſolche Zeit, die in ihrem ſchrecklich beſtimmten Charakter nicht nur die damalige Verderbniß alles Fleiſches herausſtellte, ſondern auch auf eine progreſſive Entwickelung dieſes heilloſen Zuſtandes durch ganze Generationen zurückwies. Die Zeit der Sündflut iſt eine Mitternacht, deren Dämmerung ſchon in den erſten Kainiten, deren Abend ſchon in der Vermiſchung der Gottesfürchtigen mit den Gottloſen zum Vorſchein kommt. In den Tagen Abrahams ſehen wir abermals eine Zeit des allgemeinen Abfalls fertig geworden, und es wird uns auch hier nicht ſchwer, die Andeutungen der böſen Steigerung aufzufinden. Hams Frivolität über des Vaters Blöße, Nimrods Despotie über die Menſchen, der Thurmbau zu Babel als Beſtreben, eine Zinne des Menſchenruhm's, eine Burg des menſchlichen Trotzes, ein unverwüſtliches Monument und Centrum unabhängiger, menſchlicher Kraft zu errichten, das ſind die Momente, in denen ſich die neue, allgemeine Entwickelung der Sünde Adams offen-

bart; erſt Impietät eines Sohnes gegen einen Vater, dann Impietät eines Menſchen gegen alle in ſeinem Bereich, dann Impietät aller gegen den einen Gott. So war denn zu Abrahams Zeiten abermals der Name des lebendigen Gottes von der Erde verſchollen; mit den Attributen der Allmacht hatten ſich trotzige Menſchen bekleidet, Abgötterei war herrſchender Zuſtand geworden, und der getreue, einzelne Gottesmann mußte auf die Wanderung und in die Fremde, um in irdiſcher Pilgrimſchaft ſeinen Himmelsbürgerſinn zu bewahren, und, entwurzelt aus dem Boden eines gefährlichen Familienkreiſes, um ſo ſicherer und feſter zu wurzeln im rechten Glauben; da und dort auch ein einſames Hallelujah anzuſtimmen auf der vom Lobe Gottes verſtummten Erde, und der Stammvater zu werden eines von den Götzenvölkern ausgeſonderten, gläubigen Geſchlechtes.

In ſpätern Tagen, da Moſes, der Retter Iſraels, als ein weinendes Kindlein auf dem Waſſer ſchwamm, und ſein Volk in der tiefſten Knechtſchaft immer mehr verdarb, oder als der Herr den Moſes, und dieſer den Pharao treiben mußte, daß Iſrael befreit würde, oder endlich als das Volk ſelbſt am Fuße des rauchenden Sinai ſich ein goldenes Kalb machte, und Moſes, fortwährend der geplagteſte Mann auf Erden, war in Mitten eines Volkes, das er aus ſeinen Plagen herausführte: in dieſen Tagen waren es wiederum nur einzelne Lichtſtrahlen und die Blitze von Sinai, welche die allgemeine Nacht über der Menſchheit durchleuchteten. Wenn wir hier aber wiederum das beſondere damalige Ver-

derben Iſraels nach ſeinem allmäligen Verderben erklären wollen, ſo finden wir ſchon zuerſt an dem Glaubensvater Abraham die deutlichſten Spuren menſchlicher Sündhaftigkeit, Iſaak iſt ſchon weniger herrlich als er, Jakob hat mit den beſtimmteſten Charakterflecken und Herzgebrechen zu kämpfen, und ſeine Söhne ſind ſchon größtentheils ungeweihte und rohe, höchſtens kalt orthodoxe Männer — Stammhäupter, welche kein Volk der Gläubigen verheißen; ſo daß von ihnen aus der Progreß der religiöſen und ſittlichen Zerrüttung bis zu dem ſchrecklichen Schaden Iſraels, welcher dem Moſes entgegen trat, ſich leicht erklären läßt. —

Beſonders hervorragend aber als ein finſteres Zeitalter, da alle Gräuel des Götzendienſtes und des Fleiſchesdienſtes nicht nur die gemeine Erde, ſondern auch das heilige und gelobte Land beflecken, iſt das Zeitalter des Elias, oder vielmehr Ahabs Zeitalter, das den Elias ächtete, welchem Elias mit dem Flammenſchwert entgegen trat. Ueberall Abfall im Lande, überall glänzende, mächtige Baalspfaffen, auf jeder Höhe ein Opferrauch dem Gott Iſraels zum Hohn, überall Grimm und Wuth gegen die lebendigen Zeugen und todten Spuren der alten Theokratie, ſchreiende Ungerechtigkeit und Laſter von den Stufen des Thrones bis zu den Gränzen des Landes, ſelbſt die wenigen Anbeter Jehovahs alle verſchüchtert und verkrochen; nur Elias der Eine noch daſtehend als Gottes Rüſtzeug — ein Einzelheld gegen ein ganzes Heer, ein einziger Proteſtant gegen die ungeheure Allgemeinheit der Abgötterei und des Sündendienſtes! Sehen wir aber von dieſer Nacht auf

ihre erste Entstehung zurück, so fängt die Abschattung dazu schon unter Salomo an.

Die übrigen Propheten erlebten ähnliche Zeiten, aber eben der großen Aehnlichkeit ihrer Stellungen mit der des Moses und Elias wegen, übergehen wir sie hier. Wir kommen nun auf den Mittelpunkt der Geschichte, auf die Stelle, wo die ganze Menschheit in tiefster Nacht und Noth der Sünde rathlos da steht, oder vielmehr da liegt, wie ein gefesselter Mann in dumpfem Sehnen mit den Ketten klirrt, und wo der ganzen Menschheit vom Himmel hoch herab der Retter und Heiland gegeben wird.

Ein treues Gemälde oder auch nur einen Schattenriß von dem offenbaren menschlichen Verderben zu Christi Zeiten zu liefern, wollen wir uns nicht vergeblich unterfangen. Schon als Masse müßte der Gegenstand jeden Versuch der Darstellung überwältigen, geschweige denn als Gewebe. Doch wir wollen einige Andeutungen versuchen, nach Klassifikationen. Nehmen wir erst Länder in Betracht, so ist Rom das Herz aller Länder geworden und aus diesem furchtbar verwüsteten Herzen gehen arge Gedanken, Ehebruch, Hurerei, Mord, Dieberei, Geiz, Schalkheit, List, Unzucht, Schalksauge, Gotteslästerung, Hoffart, Unvernunft in alle Provinzen hinaus; während viele rohe Naturvölker sich heranwälzen, und im Begriff sind, in diesen Krater und Sündenpfuhl zu stürzen, die Asthenie römischen Lasters mit frischen Waldkräften zu beleben, und ihrerseits durchdrungen zu werden von dem Sauerteig des Todes. Griechenland ist zu eben dieser Zeit eine große

Werkstätte der Eitelkeit, liefert bunte Bänder für den Bettelstab der Menschheit, glänzende Schminke für das Bedürfniß der allgemeinen Buhlerei, Seiltänzer, Schauspieler, Flötisten und Magisten, dem im tiefsten Innern trübsinnigen Jahrhundert ein unnatürliches Gelächter zu erregen, oder eine affektirte Resignation vor zu demonstriren; liefert glatte Worte für die herrschende Lüge, schöne Formen, Wendungen, Manieren für die Galanterien des Lasters oder für die Laster der Galanterie, und selbst dem verdorbenen Römer bezeichnet der Name Griechе einen schlechten Menschen. Judäa ist ein Land der geistlosesten Satzung, des liebelosesten Geistes, der bittersten allseitigsten Armuth, der verzerrtesten, an das Reich der Teufel angränzenden Krankheiten geworden, und es ist wenigstens böser Stoff genug vorhanden, zur Revolution gegen den reinen Gesalbten des Allerhöchsten, zur Kreuzigung des Sohnes Gottes. Im tiefen Orient ist's überall ein lautes Murmeln von Zauberformeln, ein Phantasieren in ungöttlicher Weisheit, ein Zusammengähren des Aberglaubens mit der Philosophie: und er entladet sich in Schaaren von Gauklern: mystische Deklamatoren, Sterndeuter, Teufelsbanner und falsche Propheten überschwemmen die westlichen Länder.

Betrachten wir ferner die menschlichen Verbindungen, welche von Gott gestiftet sind zum Segen für die Menschheit, so finden wir sie zu dieser Zeit alle durch die Sünde in einen Fluch verwandelt. Ueberall im Großen wie im Kleinen Despotie, Anarchie, blutige Bürgerkriege, Verschwörungen, vereinzeltes Ge-

metzel, unsichrer Besitz und daraus hervorgehende Sorge und Vergeudung; das Staatsleben aufgehend in gewaltthätiges Militair, aussaugende Zöllner und Pächter, ausschweifende, atheistische Machthaber, immer mehr erstarrend zu einer Folter für Nationen! Das häusliche Leben, insbesondere die Ehe, ist fast verdrängt und verschollen in Rom und Griechenland durch das Leben in Schenken und Häusern der Unzucht, immer mehr überhand nimmt die Zahl der bleibend Ehelosen, und im römischen Regentenhause von Augustus an, so wie in den römischen Satyrikern mögen wir erkennen, wie es mit dem ehelichen Leben selbst gehalten wurde. In der Religion ist überall das große Schisma des grellsten Aberglaubens und frechsten Unglaubens; auf der einen Seite stehen Spötter, auf der andern Fanatiker und melancholische Büßer bei Astrologen und Wahrsagern — und eine große Neutralität schwankt zwischen beiden Extremen hin und her. Einen kläglichen Anblick gewährt die Lage der Philosophie, wie sie sich besonders in epikuräische und stoische theilt, zu einem Zeugniß über die Vernunft des gefallenen Menschen, daß sie weit entfernt, dem Menschen leuchten und seine Wunden heilen zu können, selbst der Leuchte und selbst der Heilung im höchsten Grade bedarf.

Genug! in dieser heillosen Verwirrung, wo einige nach Wasser gegen die Feuersnoth, einige nach Feuer gegen die Wassernoth riefen, wo die Lüste ihr goldenes Zeitalter erlebten, wo die Bosheit der Larven, der Satan des Lichtgewandes kaum mehr bedurfte, wo das Feuer des Gerichtes hereinspielte in den Brand des

Verderbens, und der Abhang der Menſchengeſchichte ſich jäh und jäher abdachte zum Sturz — da erſchien in der bängſten Mitternacht der Retter und Erlöſer in der Geſtalt der Unglücklichen ſelber, in der Kraft des lebendigen Gottes, ließ alle Wetterwolken, die ſich über das Erdrund zur Zerſtörung gleichmäßig vertheilten, in einem Strahle ſich entladen aufs eigene Haupt, und die Macht des Böſen war gebrochen; eine neue Geſchichte fing heimlich an ſich zu entwickeln in der alten, und eine neue Zeit des Friedens, der Gerechtigkeit, der Hoffnung begann.

Wenn wir aber nun bis auf die erſten Anfänge jenes großen allgemeinen Verderbens zurückgehen wollten, ſo kämen wir endlich bis an die Schwelle des Paradieſes und bis unter den Baum der Erkenntniß des Guten und Böſen. Durch zahlloſe Generationen herab geht die pragmatiſche Entwickelung des angedeuteten Zuſtandes der Menſchheit zur Zeit Chriſti; und durch alles, was menſchlich iſt, durch menſchliche Herzen, durch menſchliche Lehren und Inſtitute, durch menſchliche Verbindungen und Beiſpiele hat ſich das Uebel fortgezeugt und fortgeſteigert bis zu dieſer entſetzlichen Größe.

Noch zwei Zeitalter in der chriſtlichen Zeitrechnung ſelbſt könnten wir in gewiſſem Betracht, doch unter ſtarken Beſchränkungen, zu dem obigen rechnen: das Zeitalter vor der Reformation, und das der franzöſiſchen Revolution. Im erſteren hat ſich der Aberglaube mit allen vorlaufenden Schatten und Kerkermeiſtern und nachfolgenden Gräueln in der Weltherrſchaft be-

feſtigt; im andern zieht der Unglaube aus, die Erde zu erobern. Der allgemeinſte Zuſtand des erſteren iſt Stumpfſinn und Angſt, des andern Schwindel und Frivolität; beider aber kräftiger Irrthum, große Sünde, ſchweres Elend. Allein nach Chriſto ſtehen nicht ſowol Einzelmänner als vielmehr jedesmal die eine bleibende, wenn auch kleine, zum Theil verborgene und gedrückte ſtreitende Kirche den hereinbrechenden Mitternächten gegenüber, und es verhält ſich mit allen vorherrſchend böſen Zeiten ſeit Chriſto nur ſo, wie wenn eine neue Maſſe von etwas feuchten Brennſtoffen auf ein unauslöſchlich friſches Feuer geworfen wird; erſt iſt die helle Glut verſchattet und ſcheint faſt erſtickt, allmälig wird die Maſſe ſelbſt von den Flammen ergriffen, und die Feuerſäule ſteigt immer höher!

So viel aber zeigen dieſe nah aneinander gereihten, mit ihren Gränzſchatten in einander fließenden, dunklen Zeitalter des Verderbens unwiderſprechlich, daß alle Menſchen verſchlungen ſind in den Verband der Zerrüttung. Wenn auch der Strom der Sünde je zuweilen unterirdiſch fließen ſollte, ſo fließt er doch in ſtetem Zuſammenhang durch die Geſchlechter fort, und grade da, wo die Thatgräuel am meiſten ruhen, keimt und entwickelt ſich die Sünde oft am regſten in den Herzen. — Ueberall aber in der Geſchichte ſucht man das goldene Zeitalter vergebens, nur in der Sehnſucht beſſerer Poeſie iſt von einer ſolchen Zeit die Rede, und merkwürdig iſt's, daß auch die Heiden ihre Zeitalter vom goldenen zu immer ſchlechteren abſtufen, ſo daß eben auch in dieſer Abſtufung ſich die Ahndung von

dem allmälig und immer ſtärker ſich entwickelnden menſchlichen Verderben deutlich ausſpricht.

Wandern wir alſo durch alle Zeiten, ſo bleibt es bei den Worten Pauli: ſie ſind allzumal Sünder, und bei den Worten des Herrn: was vom Fleiſch geboren wird, das iſt Fleiſch, das heißt: Sünder von Sündern. Sehen wir nun auf einzelne Völker, ſo ergibt ſich daſſelbe.

Man kann von Nationaltugenden reden; und eben ſo mag man unbedenklich den meiſten Völkern ihre Heldenzeit, ihr Blüthenalter zugeſtehen. Aber das iſt eben ſo unverkennbar, daß in jedem Volke ſich das menſchliche Verderben in einem beſondern Charakter offenbart. So iſt die Schattenſeite der Griechen, wenigſtens der ſpäteren, eine ſeltſame, geniale Charakterloſigkeit, und darum, bei glänzenden Eigenſchaften, Mangel an Treue; beſonders an Wahrhaftigkeit. Ein Grieche und ein Lügner galt dem Römer als Eins. Der Römer dagegen charakteriſirt ſich von Anfang an als feſt, grad, einſeitig, konſequent — aber die ganze feſte Konſequenz iſt in egoiſtiſcher Vergötterung des römiſchen Namens, verachtend, feindſelig, erobernd gegen den Erdkreis gerichtet. Bei den orientaliſchen Völkern zeigen ſich Kontraſte über Kontraſte: hochmüthige Despotie und kriechender Knechtsſinn, harte Grauſamkeit und weichliches Behagen; fanatiſcher Feuereifer und lethargiſche Trägheit; Wolluſt, die in einem Harem von tauſend Weibern ſchwelgt, und Mönchsſinn, der ſich bis auf's Gerippe kaſteit und ausdörrt. Und doch haben auch hier wieder beſondere Nationen ihren beſon-

dern Typus des Verderbens. Die Sündhaftigkeit des Chineſen iſt an die chineſiſchen Mauern geſchrieben und heißt Abgeſchloſſenheit und Verſtocktheit gegen alle Künſte und Wahrheiten; die nicht einen vieltauſendjährigen chineſiſchen Adel haben; das Volk iſt eine Art von Miſanthrop im Großen. Der Türke trägt das Helden-, Henker- und Räuberſchwert in einer Scheide; der Hochmuth paradirt an ſeinem Turban, der Blutdurſt funkelt an ſeiner Damascener-Klinge. Merkwürdig iſt's, wie das iſraelitiſche Volk, als ein Typus der geſammten Menſchheit, durch die drei Cardinallaſter, Wolluſt, Stolz und Geiz hindurchgegangen, in welchem letzteren es ſich noch befindet. Seit ſeinem Auszuge aus Aegyptenland finden wir es durch ganze Jahrhunderte in ewiger Inklination nach den Götzenfeſten, Tanzgelagen und religiös verbrämten Ausſchweifungen der Heiden — bis endlich nach vielen Einzelſchlägen Jehova's, der große Hauptſchlag, nämlich das Exil mit ſeinen Schrecken und Entbehrungen das Volk von ſeiner Abgötterei und zügelloſen Lüſternheit gründlich heilt. Nach der Reſtauration verwahrt ſich Iſrael mit unerſchütterlicher Treue und Beharrlichkeit gegen die heidniſche Anſteckung, und bildet eine Mauer um die göttlichen Inſtitute, Tempel, Opfer, Geſetz, Verheißung: aber nun ſchlägt es allmälig um in einen unergründlichen, religiöſen Adelſtolz, und ſeine Verachtung aller Nichtjuden hat keine Gränzen. Mit Jeruſalems Zerſtörung waren die Säulen ihrer fleiſchlichen Zuverſicht, ihres nationalen und ſuperſtitiöſen Stolzes gebrochen, das Erbe Abrahams und Davids Stadt

mußten ſie größtentheils verloſſen, und nun wandeln oder ſchleichen ſie vielmehr kleinlaut — vom hochfahrenden, offenbaren Stolz geheilt — aber verſunken in Habſucht und kläglichen Wucher durch alle Winkel, über alle Märkte der Erde.

Es würde zu weit führen, die neueren europäiſchen Völker nach dieſem Geſichtspunkte einzeln anzuſehen; obſchon ſich auch hier die beſonderen Charaktere der Erbſünde leicht auffinden ließen. Wir berühren nur noch die zahlloſen Völkerhorden und Wildenſtämme, welche keine eigentliche Geſchichte haben. Von ihrem jämmerlichen Götzendienſt, von ihren grauſamen und gräßlichen Sitten und Religionsgebräuchen, von dem Geiſte der Liebloſigkeit, des Truges, der Gaukelei und Poſſe, des dämoniſchen Trübſinns, der ſich durch ihre Kultusarten hin und wieder durchzieht, von ihren Thier- und Teufelsdienſten zu reden, würde zu weit führen. Aber das iſt, abgeſehen von ihren Religionen, der ſchaudervolle Gemeingeiſt, den faſt alle unziviliſirten Horden in den verſchiedenſten Weltgegenden an den Tag legen, daß ſie ſich im Ganzen und im Einzelnen, Rotte gegen Rotte, und Mann gegen Mann unaufhörlich befehden und zerfleiſchen — ewiger Krieg nach außen und nach innen, verbunden mit wilder Raubluſt, und beſeelt von dem Grimm unerſättlicher Rache. Ja! dieſe Naturkinder, wie ſie der Pelagianer mit einem behaglichen Großvater-Wohlgefallen nennt, dieſe armen Naturkinder offenbaren überall ſo viele Unnatur, ſo viel verſchrobenen Sinn, verzerrte Kraft, entmenſchlichtes Gemüth, zügelloſe Luſt, einen ſolchen Stumpfſinn

in Sachen des Gewiſſens und eine ſolche ſchlaue Kunſtfertigkeit in der Zubereitung von giftigen Pfeilen, einen ſo kläglichen, unermeßlichen Abſtand von der Idee eines humaniſirten, geſchweige diviniſirten Menſchen, daß nur die pelagianiſche Begierde, das Reich des Lichts und der Finſterniß zu neutraliſiren, und die dem Gewiſſen untergebene Menſchenwelt zu naturaliſiren, das große, allgemeine, von einem Geſchlecht auf das andre übergehende Verderben läugnen kann.

Eben ſo aber, wie der ſtehende Charakter einzelner Völker dieſes Verderben offenbart, tritt daſſelbe auch hervor in ihrer beweglichen Geſchichte; in ihrer hiſtoriſchen Entwickelung. Wie viele Blut- und Gräuelſpuren kleben ſchon allein auf den Regententafeln alter und neuer Zeiten! Wie viele Nationen ſind wie weggehaucht von dem Schauplatz der Erde, weil ſie zur Spreu verdorrt waren unter der Glut der Sünde! Die Laſten, welche bei den Propheten angekündigt werden, fallen jedesmal auf ein verdorbenes Volk, das reif geworden iſt zum Gerichte. Aſſyrer, Perſer, Griechen und Römer rollen nach einander von den Höhen des Uebermuths und des Glanzes hinab in die tiefſten Abgründe der Völlerei, Unzucht, Bosheit, und Verſtörung. Ganze Bücher ſind voll geſchrieben von melancholiſchen Betrachtungen, auf der campagna romana angeſtellt, von trübſinnigen Träumen und Geſichten auf den Ruinen der ſieben Hügel. Es kann nichts Abſcheulicheres und Graunvolleres geben als das alte römiſche Reich in ſeiner Auflöſung. Vom iſraelitiſchen Volke haben wir ſchon oben geredet. Grade nach pe-

lagianiſchen Grundſätzen wäre dieß Volk am herrlichſten, denn die alte Theokratie, die frühſte Gotteslehre, das älteſte Sittengeſetz wäre nach ſolchen nicht Gottes-werk, ſondern des Volkes Produkt und Eigenthum. Um ſo weniger kann der Pelagianer ein Recht haben, das Volk in ſeiner jetzigen Zerrüttung für eine beſondere, ſpezifiſch verächtliche Menſchenrace zu halten, und um ſo mehr muß er anerkennen, daß grade an dieſen jämmerlichen Ueberreſten einer weiland herrlichen Nation ſich die große und erbliche Macht des Böſen in der Menſchheit kund gibt. Betrachtet man die neueren europäiſchen Nationen in ihrem dauerhaften, ruhigen Beſtehen, eine neben der anderen, ſo iſt man genöthigt, die verborgene, erhaltende Kraft außerhalb der menſchlichen Natur im Chriſtenthume zu ſuchen. Und auch in dieſen Völkern, ſofern ſie abgewandt und entfremdet ſind vom Evangelium und mehr oder weniger ihrer menſchlichen Entwickelung überlaſſen, gibt es Zeitalter des ungeheuerſten Verderbens. Man ſehe nur die franzöſiſche Geſchichte an von Ludwig dem vierzehnten bis über die Revolution hinaus. Wie iſt Italien ſeit Jahrhunderten geſunken! In welchem Jammer liegen Spanien und Portugal! Sehen wir aber ab von dieſen dunklen Zügen der Völker, und betrachten die Früchte der Sünde und die Thränenſpuren des Elendes, und die Feuerzeichen des Gerichtes, welche auf der Geſchichtstafel eines jeden Volkes in die Augen fallen, und erwägen dann den Ausfluß dieſer Erſcheinungen aus dem jedesmaligen Zeitgeiſte, und das Athmen und Großwachſen der Menſchen in ihrem Zeitgeiſte, ſo er-

ſcheinen uns alle als kranke Glieder an einem kranken Leibe, als Verſchlungene in das Gewebe der Sünde und des Abfalls, als elende, hülfloſe, des Heils bedürftige Menſchen.

Wir wollen nun aus der Weltgeſchichte noch drei Einzelnheiten herausheben, in denen ſich, wie in einem Spiegel, das Bild der wirklichen Menſchheit abmahlt — nämlich den Sclavenhandel, den Krieg, die Kreuzigung Chriſti.

Wir finden die alte vorchriſtliche Welt überall in einen unnatürlichen, die menſchliche Zerrüttung beurkundenden Dualismus geſpalten. Es gibt Herren und Sclaven im grellſten Gegenſatze; nur ein Theil der Menſchen hat Menſchenrecht, maaßt ſich das Anſehn, den Glanz, die Freiheit der Perſönlichkeit für ſich allein an, und ein weit größerer Theil gehört zu dem Hausrath und Plunder, unter das Eigenthum und Vieh — wird in Ketten geboren, unter der Geißel durchs Leben getrieben, und erſt befreit durch den troſtloſen Tod. Die Pflanze iſt glücklicher und freier, als ſolch ein Menſchenleben; ſie iſt gefeſſelt von der Natur an ihren Fleck, hat ſich frei hinein gewurzelt in den Boden, und ihre Gebundenheit iſt ihr Leben; der Sclave aber iſt gefeſſelt von der Unnatur, blutet innerlich bewußt oder unbewußt in ewigem Sträuben gegen das fremde Element, und ſeine Gebundenheit iſt ſein Tod. Das Thier iſt freier und herrlicher, als eine ſolche Maſchine mit dem Menſchenantlitz, denn ſein Beſitzer vergönnt ihm, nach ſeiner Eigenthümlichkeit ſich zu bewegen und ihm zu dienen; dieſer aber erregt als ein ver-

nünftiges, ſelbſtändiges Weſen alle Leidenſchaften ſeines Herrn, und muß ſie als ein vernunftloſes, verkauftes Weſen ertragen. Und nun — woher dieſes empörende Mißverhältniß, dieſe Unnatur der ungebundenſten Willkühr und der gebundenſten Knechtſchaft unter Menſchen, wozu ſich unter Thieren nicht einmal das Muſter findet? Woher das Uebereinkommen und Zuſammentreffen ganzer Nationen in dieſem heilloſen Brauch, woher die Sanktion dieſer Menſchenſchmach, woher das Schweigen der Philoſophen über dieſes Kapitel? Nehmen wir nun noch dazu, daß auch die Weiber der Freien überall etwas höher oder tiefer auf der Sclavenbank ſaßen, daß mit dem Leben der Kinder da und dort Verſchleuderung getrieben, oder ihre Befugniß zum Leben nur nach martialiſchem Gliederbau beſtimmt wurde, ſo rechtfertigt alles mit einander ſattſam die Bezeichnung Heiden, an welcher ſich der weiche Philanthropinismus gewaltig geſtoßen, und es treten uns alle Völker, außer dem erneuernden Geiſte der Offenbarung eben als Heiden entgegen, als verfinſterte und zerrüttete Völker; nicht als Naturvölker, ſondern als ſolche, die den erſten und natürlichſten Begriffen von Menſchenrecht, den urſprünglichſten, ſtärkſten und reinſten Menſchen-Gefühlen mehr oder weniger entfremdet ſind. Sowol dieſe Despotie aber, als dieſe Sclaverei, welche wir überall finden, ſind klare Anzeichen, wie dieſe Despoten ſelber Sclaven ſind unter der Gewalt ihrer Selbſtſucht, unter der Geißel ihrer Lüſte, und wie dieſe Sclaven ſelber Despoten ſind über die Stimme des Gewiſſens. Nur das Chriſten-

thum vermochte es, ohne Aufruhr, ohne Störung der bürgerlichen Verhältniſſe, mit ſanfter, leiſer Hand die Sclavenbande zu löſen, von innen aus allmälig allgemeine äußere Menſchenfreiheit zu ſchaffen. Nicht nur die Juden, ſondern auch die Heiden führte alſo der geoffenbarte Gott aus dem Dienſthauſe. Nur das große, ſelbſt in die äußere Chriſtenheit eingedrungene Heidenthum machte den neueren Sclavenhandel möglich, der, obgleich in der neuen Welt begonnen, dennoch den alten Adam recht klar herausſtellt. Wenn wir alle Gräuel dieſes Sclavenhandels in einem Gemälde vor Augen hätten, welch ein rieſenhaftes Nachtſtück wäre das! Man denke ſich erſt die lange Reihe der Sclavenmärkte, wo der afrikaniſche Wilde ſeine Gefangenen, ſein Weib, ſein Kind oder ſonſt einen Nächſten heranſchleppt, und für Branntwein, Pulver und elenden Spielkram verkauft zu einem ewigen Jammer auf fremder Erde. Und nun denke man ſich die europäiſchen Schlächter wie ſie ihre Waare beſchauen, taxiren und ſich in's Fäuſtchen lachen, daß ſie das ſogenannte Holz für ein kleines Blutgeld, eine geringe Doſe berauſchenden Giftes oder für allerlei blinkende und klirrende Kleinigkeiten ſich erliſtet haben. Schiff um Schiff lichtete vor wenigen Jahren noch die Anker, vollgepackt in ſeinen Räumen von krummgefeſſelter Menſchenwaare! Genug! dieſer große Schandfleck läßt ſich nicht beſchreiben, am allerwenigſten aber aus dem Geiz einiger Kaufherren und Plantagenfürſten erklären; er weiſ't hinab auf den allgemeinſten Verfall der menſchlichen Natur. Viele Tauſende haben ihn

gebildet und vergrößert, Millionen haben ihn gesehen und geschwiegen, eine lange Zeit hindurch hat dieser schreiende Frevel der weißen Menschheit an der schwarzen, unter Privilegien und Sanktion gestanden, bis endlich ein warmes gläubiges Christenherz sich der Elenden angenommen, bis der Christenglaube dem großen Sclavenjoch einen unheilbaren Bruch beigebracht hat. Der Name des Herrn wird sich freilich auch in der Zulassung dieser finstern Erscheinung verherrlichen, aber der Name der Menschen hat darunter sehr verloren.

Noch furchtbarer und schrecklicher offenbart sich das menschliche Verderben durch den Krieg. Wir denken uns einen Engel, welcher einen Flug durch's Universum macht, und auch die Erde besucht. Es wäre gar nichts Besonderes, wenn er zuerst in der Nähe eines frischen Schlachtfeldes seinen Fuß auf den erschütterten Boden setzte. Er tritt heran an das große, dampfende Blutlager, und vor ihm ausgebreitet liegt das grausenhafte Erzeugniß einer menschlichen Kunst; zuckende Menschenglieder, zerschossene, zerhackte, auf die mannigfaltigste Art verstümmelte Leiber, verzerrte, blutlose, starrende Gesichter, gekrümmte Halbtodte, hervorheulend unter gestürzten Thieren, und umherkriechend auf hohen Leichenhügeln, eine unermeßlich breite Schlachtbank, von rauchenden Gebeinen bedeckt und schwimmend im Blut. Der reine Geist schaudert, und senkt weinend das Auge mit der Frage: Woher dieser ungeheure Menschenmord? Haben sich hier Schlangen, Tiger, Hyänen und Wölfe zusammengerottet über die Jugend eines Landes? Haben hier die Teufel dem Adam

ſeine Kinder meuchleriſch erſchlagen? Aber da tritt ein Deklamator an die Ufer des Blutmeers und verlieſt ein Bulletin. Das Feld heißt ein Feld des Ruhm's, der Tag ein Tag der Ehre, der Name einer Nation wird als ein ſtrahlender, ſiegbekränzter, von wegen ihrer Großthaten ausgerufen! Das Räthſel iſt dem ſeligen Wanderer gelöſt: da haben Menſchen gegen Menſchen, Tauſende gegen Tauſende mit allen Werkzeugen des Todes gewüthet! Wird er es aber dem pelagianiſchen Schöngeiſt glauben, daß nur der Grimm eines einzigen oder zweier Löwen viel tauſend Lämmer gegen Lämmer, Brüder gegen Brüder, getrieben habe? Wird er nicht mit Recht auf eine große Zerrüttung, auf etwas Feindſeliges und Böſes in der Natur des Ganzen ſchließen? Aber er zieht weiter. Eine Feſtung liegt vor ſeinen Augen und er läßt ſich ihre Beſtimmung erklären. Und ſo müſſen ſich Menſchen gegen Menſchen vermauern? So muß die Menſchheit auf der Stufenleiter der Kreaturen bis zu den todten Mineralien hinunterſteigen, um ſich ſicher zu ſtellen gegen ſich ſelber, und die ſtarren Steine müſſen den einen gegen das weiche Bruderherz des andern beſchützen? Als ein fixirtes Mißtrauen und als fixirter Trotz im Großen, als ein ungeheures Grabgewölbe über menſchlicher Treue, Friedfertigkeit und Genügſamkeit ſteht eine Feſtung da, und wirft größere Schatten, als die höchſten Berge. Wir nöthigen endlich den reinen Geiſt, einzutreten in ein Arſenal. Wozu dieſe Schwerter fragt er? Das ſind Karrikaturen der Sichel und Pflugſchaar, womit die Menſchen durch die Haufen ihrer Brüder mähen,

und auf dem Antlitz ihrer Milch- und Blutverwanden ackern. Wozu dieſe Bomben? Das ſind Feuerkugeln, welche vernünftige Weſen ihrem Schöpfer in heilloſem Gegenſatze nachmachen, nicht zu leuchten, ſondern zu verbrennen; nicht zu beleben, ſondern zu tödten; nicht wie die Sterne auch den Wurm zu erquicken, ſondern wie Unſterne den Zwillingsfreund zu zerſchmettern. Wozu dieſer Helm? Den vernichtenden Segen abzuleiten, womit eine Menſchenhand auf ein Menſchenhaupt ſich niederſenkt. Wozu endlich dieſer Speer? Ein Pilgerſtab des Menſchen auf ſeiner Lebensreiſe, womit er ſeine Mitpilger vom Fußſteig hinunterſtößt in den Abgrund! Doch nein! nicht ironiſch würde der himmliſche Gaſt dieſe Inſtrumente betrachten, ſondern als erſchütternde Merkzeichen herrſchender Blindheit, herrſchenden Verderbens auf Erden, und grade die philoſophiſchen oder politiſchen Beweiſe ihrer Nothwendigkeit müßten ihn am ſtärkſten zu den traurigſten Schlüſſen über den Zuſtand der ganzen Menſchheit führen.

Man weiß nicht ob die menſchliche Gefühlloſigkeit, welche ſich im Kriege offenbart, oder die darin hervortretende Vernunftloſigkeit am meiſten zu bejammern iſt. Auf jeden Fall verliert man im Dampf des Krieges das glänzende Ideal geſunder Menſchenvernunft, welches der Pelagianer gebildet. Wie hat ſich doch geſunde Vernunft mit geſunder Vernunft unzählige Male gehauen und geſtochen; die Feuerſchlünde vieler tauſend Kanonen haben apodiktiſch und kategoriſch gegen einander gebrummt und Argumente geſpieen, und manches Land iſt dadurch in eine klägliche Lage gekommen.

Oder sollte jedesmal wirklich die eine streitende Partei ohne Ueberzeugungstreue, ohne Gründe, ohne den Ausschlag des Verstandes in's Feld gezogen seyn? In diesem Falle schlüge wiederum das menschliche Verderben um so entschiedener auf die Seite des Herzens, und müßte denn doch abermals vom gährenden Herzen aus den klaren Himmel des Verstandes im Kopfe trüben. Wie hoch und herrlich von der Idee der reinen Vernunft zu halten ist, das wollen wir nicht in's Breite beschreiben, aber die wirkliche Menschenvernunft, wie sie zusammenhängt mit dem menschlichen Gefühl, gleich wie der Kopf mit dem Herzen, wie sie in Gemeinschaft und Wechselwirkung steht mit dem wirklichen Leben, wie sie überall nationalisirt, lokalisirt, individualisirt ist, und in keines Menschen Hirn ein lebendiges Neutrum und Abstraktum — wie sie sich historisch ausgewiesen: diese Vernunft hat manchen Krieg beschlossen, abgesehen von heiligen Vertheidigungs- und Befreiungskriegen, manchen Feldzug mitgemacht, hat manchen Mann über die Klinge springen lassen, und mancher Plünderung beigewohnt, und manchmal Tage ihrer völligsten Ohnmacht erlebt in allverbreiteten Kriegsgräueln.

Noch Eins haben wir vom Krieg im Allgemeinen zu bemerken. Er trifft wie ein grader Speer immer in's Herz der Menschheit. Wer führt den Krieg? Die mannbare, männliche, auserlesene Jugend. Nicht die welken Zweige, sondern die allerfrischesten haut er vom Baume der Menschheit ab, nicht die Lebenssatten, sondern die Lebensdurstigen und Warmen schlägt er nie-

der, und indem er dieſe Rüſtigſten und Stärkſten wegfrißt, und den ſchauerlichen Aderlaß am Pulſe der Nationen veranſtaltet, legt er den Grund zu immer vermehrter Verkrüppelung und Verzwergung des menſchlichen Geſchlechts.

Betrachten wir nun aber den Krieg hiſtoriſch, ſo iſt die ganze Weltgeſchichte faſt eine Kriegsgeſchichte, und die Zeiten des Friedens ſind wie Oaſen in der Wüſte, wie einzelne Pauſen ermüdeter, auf den Tod ergrimmter Kämpfer. Wie viele Schlachtfelder mag die gute Erde auf ihrem blutbefleckten, zerſtampften Rücken zählen, da ſie ſich's doch im Anfang als liebliche Beſtimmung geträumt hatte, nur eine große, in Liebe und Frieden verbundene Familie zu tragen. Ja wie viele Kriege, und darunter dreißigjährige, reihen ſich aneinander in der Geſchichte jedes Volkes, und wie drängen ſich Schläge auf Schläge für Völker und Länder durch alle Zeiten! Wenn man aber die Gräuel eines einzigen Krieges, ja die Gräuel eines Tages und einer Nacht in Kriegszeiten überdenkt, wenn man ſogar abſieht von dem großen, tödtlichen Ungeheuer ſelbſt, und nur den Schrecken, die Verwirrung, die Unordnung, welche es vor ſich her verbreitet, und nur den breiten langen Schweif brennender Dörfer, geplünderter Häuſer, erſchlagener Bürger, geſchändeter Weiber, wimmernder Kinder, den dieſes Ungeheuer nach ſich zieht, beſonders ehedem nach ſich zog, in's Auge nimmt, und dann von dieſem Punkte aus den Schluß macht auf alle Kriege und ihre ſchrecklichen Folgen: ſo wäre eine Menſchheit nach pelagianiſchen Begriffen zu hart

geſtraft — oder vielmehr, ſo muß uns das Traumbild eines ſolchen ungefallenen Geſchlechtes völlig zerrinnen. Wenn auf dem Grunde des Herzens kein Elend und Verderben liegt, warum iſt's überall lichterloh am Tage? Wenn die Menſchen von Natur alle Gottes Kinder ſind, warum ſind ſie nicht alle Brüder? Wenn ſich die Sünde nicht forterbt von Geſchlecht zu Geſchlecht, warum erbt ſich der Jammer fort? Wenn Fleiſch und Blut ſo rein iſt wie im Anfang, warum wüthen ſie wider ihr Fleiſch und Blut? Wenn in dem Hauſe der Menſchheit kein geheimer Brand iſt, warum raucht es hin und her faſt unaufhörlich? Man wende nicht ein, daß die Machthaber die Kriege führen, und unausſchließlich dafür verantwortlich ſeyen. Sind nicht die Machthaber überall hervorragende Häupter, in denen ſich die Gattung ſpiegelt? Finden ſie den Brauch des Krieges nicht vor als einen natürlichen, anerkannten, menſchlichen? Sind ſie es zugleich, welche die martialiſchen Leidenſchaften, durch ihr Aufgebot entfeſſeln, und iſt auch der große, ſchwarze Umſchweif, den jeder Krieg außer ſeinen Linien hat, in das Machtgebot des Anführers einzuſchließen? — Man wolle auch nicht die Ideen der Nothwehr, des rechtlichen Kampfes, des Ritter- und Heldenthumes, der epiſchen Begeiſterung anführen, um den Krieg zu pelagianiſiren. Wo überall Nothwehr nöthig iſt, da ſind gegenüber überall Meuchler, und Nothwehr ſcheints ja vielfach auf beiden Seiten. Ein edelmüthiger, ritterlicher Held iſt's in dem Maaße, als er mit blutendem Herzen Blut vergießt, um Blut oder noch Beſſeres

zu ſchirmen, und eine ſolche Bruſt grade erkennt den Krieg als Produkt des menſchlichen Verderbens am lebhafteſten und klarſten. Die epiſche Dichtung beſteht als ſolche und behält ihr Intereſſe nur in dem Maaße, als entweder erſtlich die große Idee der erſtrittenen oder verfochtenen Güter das materielle Elend verſchlingt, oder als zweitens die ſtreitenden Perſonen zu Rieſengeſtalten geſteigert werden, die uns als ſolche fremd ſind, oder als drittens der ganze Schauplatz des Kampfs uns ſo fern liegt, daß uns die Kämpfenden wie ſtreitende Nebelbilder, wie gegeneinander fliegende Sternſchnuppen — wenigſtens als ſolche erſcheinen, die längſt vom Kampfe ausruhn. Genug! wie der Teufel ein Mörder vom Anfang iſt, ſo weiſet auch das Morden von Anfang auf den Teufel und ſeine Ausſaat in der Menſchheit zurück. Nur kurz und andeutungsweiſe berühren wir ſchlüßlich den Mittelpunkt der Geſchichte, das Kreuz Chriſti, als Denkmal des allgemeinen menſchlichen Verderbens. Kurz nämlich — weil das Ereigniß der Kreuzigung, wenn es als ein ſolches Dokument klar ſoll erkannt werden, nicht bloß hiſtoriſche, ſondern auch gläubige Anſchauung vorausſetzt, und weil ſich um das Kreuz herum zu ſehr alles menſchliche Verderben konzentrirt, als daß man im Stande wäre, daſſelbe völlig auseinander zu legen. Vorab begegnen wir einem Einwande des Pelagianers, daß nämlich die Kreuzigung Chriſti uns zu entlegen ſey, um uns zugerechnet werden zu können, und höchſtens dem jüdiſchen Volke zur Laſt falle. Die ſchwächſten Analogien mögen hier hinreichen, um wenigſtens die

Schuld bedeutend näher zu rücken. Haben zum Beispiel die Griechen nicht persönlich an der Kreuzigung Christi Theil genommen, so haben sie doch ihren Sokrates hingerichtet, ihren Aristides verbannt. Wären auch nicht grade germanische Söldlinge unter den, den Herrn verspottenden und mißhandelnden Kriegsknechten gewesen, so sind doch der Befreier Herrmann, der Missionar Bonifazius und manche andere Bonifazii von deutscher Hand gefallen. Rom hat eine Reihe der empörendsten Christenverfolgungen in seiner Geschichte. Frankreich hat ein ganzes Völklein redlicher Hugenotten um des reinen, evangelischen Glaubens willen erschlagen. Wir brauchen uns nicht bei Asceten umzusehen, um den Spruch zu finden, daß „die Welt das Strahlende zu schwärzen liebe, und das Erhabne in den Staub zu ziehn." Analogien finden sich vielleicht bis auf einzelne Dörfer über die ganze Erde, daß die Masse, das Volk einen Geist des Widerspruchs und des Angriffs gegen hervorragende Glaubensstärke und Tugendgröße in sich trage. Diese Analogien sollen nur dem spießbürgerlichen, pelagianischen für sich seyn, für sich allein stehen die Schuld und den Antheil an der Kreuzigung Christi etwas näher rücken. Daß aber die Kreuzigung Christi die ganze Menschheit des allgemeinen Verderbens anklage, fassen wir erstlich so. Es kommt Gottes Sohn, als sein höchster und letzter Gesandter, mit den höchsten und besten Gaben, Gnadenbezeugungen auf die Erde — nicht gesandt an diesen oder jenen, sondern an die Menschheit. Die Kunde kommt in den Himmel zurück,

er ist auf Erden gekreuzigt worden. Wirft nicht diese Kunde die Schuld der That über alle Menschen, wie auf einen Mann? Doch wir lassen die Einheit des Menschengeschlechts fahren, trennen alle übrigen Völker von den Juden, um diesen allein die Schuld zu überlassen. Hat aber nicht Rom als Repräsentant der gesammten Heidenwelt die Kreuzigung gut geheißen, sanktionirt und ausgeführt, und auch in die Qualenreihe Christi einzelne Stücke, zum Beispiel: Die Geißelung, die Verspottung durch die Kriegsknechte eingefügt? Wenn sich aber auch Jemand wieder aus diesem Verband heraus disputiren wollte, oder gar die Menschheit, als solche, aus der Verstrickung mit der Kreuzesthat loswickeln, so zieht der Hoheprieſter alle Stolzen, der Verräther alle Geizigen und Treulosen, der Richter alle Ungläubigen und Ungerechten, die Kriegsknechte alle Liebloſen und Schmäher, der Verläugner alle die, welche — auf rechter Bahn gestrauchelt — mit einem Worte, so zieht die stürmende Rotte der Feinde Christi, die fliehende Schaar der Freunde Christi die ganze Menschheit ohne Ausnahme in den Schuldverband wieder herein. Die geheimste innere Sünde jedes Einzelnen, die als verborgener Aufruhr wider den Allerhöchsten in seiner Brust ruht, hat sich in jener klaren Thatsache als offenbarer Aufruhr manifestirt. Wir könnten hier noch weiter gehen und sagen, die Kreuzigung Christi beweist als nothwendiges Opfer zur Versöhnung der Welt das allgemeine menschliche Verderben. Da das aber ein Geheimniß des Glaubens ist, so würde es für den Pelagianer erst dann, und freilich dann von

der ſtärkſten beweiſenden Kraft ſeyn, wenn er ſeinen Pelagianimus fahren ließ, und an den Verſöhner glaubte.

Nun könnte man aber fragen: wie beweiſ't das Kreuz Chriſti etwas mehr, als die wirklichen Sünden der Menſchheit?? Wie beweiſ't es die Erbſünde? Das läßt ſich aber für's erſte leicht nachweiſen, wie der Zuſtand des jüdiſchen Volkes, aus dem ſich die Kreuzigung ergab, ein durch viele Generationen herab vererbter, vorbereiteter und entwickelter war; daß die Kriegsknechte ſo geboren und ſo im Zeitgeiſt und Hauch des Lagers erzogen waren, wie ſie ſich erwieſen, daß die, den Herrn verurtheilende, römiſche Juſtiz ein Ausfluß war aus dem durch viele Jahrhunderte erzeugten Verderben des Volks und Staates. Und eben ſo hat ſich von jenen Schuldigen herab immer nur wieder Art von Art verbreitet, und als ein treuer Prüfſtein zeigt das Kreuz Chriſti noch immer das herrſchende, allgemeine Verderben, indem es, in den verſchiedenſten Gegenden der Erde aufgepflanzt, überall bei dem natürlichen Menſchen dieſelben Wirkungen des Widerwillens, der Abneigung, Anfeindung und Schmähung hervorbringt. Es iſt ein Zeichen, an welchem vieler Herzen Gedanken offenbar werden, und ſo wie einerſeits ein Siegel der unergründlichen Gnade und Erbarmung Gottes, ſo andrerſeits ein Siegel der Wahrheit, daß alle Welt im Argen liegt.

Und nun noch Eins! — Wo würde die Menſchheit jetzt ſtehen, ohne eingetretene Sündflut? Wo ohne Abrahams Ausſonderung von den Götzendienern? Wo

ohne die Erſcheinung Chriſti? Wir wollen uns in ſchwindelnde Muthmaßungen nicht einlaſſen, uns nicht hinunter bücken und hinabſeh'n in den Abgrund eines Verderbens, vor dem der Herr in Gnaden bewahrt hat. Wohl wäre der jüngſte Tag längſt geweſen, und die Menſchheit wäre tauſendmal hinunter geſtürzt in die Tiefe — hätte nicht der Herr ſeine errettende Hand ausgeſtreckt. Aber ſo wie durch Einen Menſchen der Tod, ſo iſt durch Einen Menſchen die Auferſtehung der Todten gekommen.

III. Von den Zeichen der Erbſünde in der Sprache.

Daß die Sprache einen bedeutenden Theil des menſchlichen Lebensgebietes ausmacht, ergibt ſich aus der alten Eintheilung der geſammten Lebensthätigkeit in Gedanken, Worten und Werken. Sie dehnt ihre Provinz von der Gränze des Seelenlebens bis an die des That- und Werklebens aus, ja ſie erſtreckt ſich ſogar nach beiden Seiten weit über die Gränze hinaus, indem ſie das Gedankenleben unterſtützt, und als Theorie, Motto, Parole und dergleichen die Thaten beherrſcht, oder begleitet. Iſt der Gedanke dem Geiſt, das Werk dem Leibe vergleichbar, ſo iſt das Wort dem Menſchen ſelber ähnlich, der aus Leib und Seele beſteht. In der Sprache offenbart ſich am leichteſten, unverdeckteſten, ſo wie am meiſten nüanzirt das innere Leben der Seele. Wenn es

alſo ein allgemeines, erbliches Verderben im menſchlichen Geſchlechte gibt, ſo muß das große Gebiet der Sprache, die unverkennbarſten Zeichen und Spuren deſſelben offenbaren; oder auch umgekehrt: wenn die Sprache den Charakter des menſchlichen Verfalls an ſich trägt, ſo muß dieſer Umſtand unwiderſprechlich auf die Erbſünde zurückweiſen.

Es iſt natürlich, daß hier nicht von den Formen der Sprache, ſondern nur von dem Materiale derſelben die Rede ſeyn kann. Die Grammatik gibt nur Rückſchlüſſe auf die logiſche Organiſation des menſchlichen Seelenlebens; aber der Vorrath der Wörterbücher und das unermeßliche Gebiet der wirklichen Rede ſind ein Spiegel des moraliſchen Zuſtandes der Menſchheit. Eben ſo iſt es leicht einzuſehen, daß wir zu einer Beweisführung, wie die angedeutete ſeyn ſoll, chineſiſcher und indiſcher Vokabeln, oder einer vergleichenden Aufhäufung von Wörtern und Redensarten aus vielen und entlegenen Sprachen nicht bedürfen. Sind ſich drei oder vier Sprachen hiſtoriſch wichtiger Völker darin ähnlich, daß ſie reich ſind an Vokabeln, die das Verderben bezeichnen, und arm an ſolchen, die einen höhern Zuſtand der Menſchheit ahnden oder andeuten, daß ſie zahlloſe Umſchreibungen für Sünden und Laſter darbieten, und immer mehr in's Dürftige, Sparſame, Vieldeutige, oder gar in's Verſtummen hineingerathen, wenn ſie ein höheres Seelenleben, oder Tugenden bezeichnen wollen, die ſich dem idealen Normalleben der Menſchheit nähern, ſo liegt der Schluß von der ſchattenvollen Sprache auf das ſchattenvolle Menſchenleben

ſehr nahe. Wäre die Menſchheit im Ganzen was ſie ſeyn ſoll, und die wirkliche Sünde ereignete ſich nur im Einzelnen als ein unerklärliches und unnatürliches Irren und Fehlen der Reingebornen, ſo müßte der Apoſtel Paulus in ſeiner Entzückung nicht unausſprechliche Worte gehört haben, ſondern grade ſolche Worte von göttlichen und menſchlichen Dingen, für welche ein reiches Maaß von Vokabeln und Ausdrücken in der reinen, gottgeweihten Menſchheit vorhanden war, und ſo müßte grade dann dieſes Gefühl des Unausſprechlichen ihn befallen, wenn er darauf kommt, von Sünden und Laſtern zu reden. Aber man bemerke ſich nur einmal die Wortfülle des Apoſtels, wenn er gegen das Ende des erſten Kapitels im Römerbriefe die Schattenſeite des menſchlichen Lebens andeutet. Wir ſtreiten alſo für's erſte gegen den Pelagianer, welcher das erbliche Verderben läugnet, indem wir ein Lexikon aufſchlagen.

Angeborne Unſchuld! iſt der Lehrſatz des Pelagianers, womit er die Menſchenwürde im Allgemeinen und insbeſondere ſeine eigene zu verwahren beabſichtigt. Du rühmſt alſo dich und dein Geſchlecht der Unſchuld, die höchſtens erſt jüngſt durch dieſes und Jenes einigen Abbruch erlitten, und etliche Flecken bekommen hat. Aber wie kommt es denn, daß du für die Bezeichnung eines reinen Menſchenlebens das Wort Unſchuld gebrauchſt, das doch ſeine Ableitung von dem Worte Schuld an der Stirne trägt, und eigentlich nur eine Verneinung in ſich enthält? Tritt nicht in dieſem Worte die Schuld als das Wirkliche, als Thatſache, als das Gewöhnliche, Herrſchende und Na-

türliche auf, und iſt nicht die Unſchuld nach ihrer eignen Bezeichnung mehr etwas Gedachtes, Vermißtes, Erſehntes und Ideales? — Wir gehen weiter. Ich leſe in meinem Wörterbuch das Wörtlein: Ach! Iſt das etwa eine Note, die ſich wohl einfügt in deine angebliche Harmonie eines ungefallenen Menſchenlebens? Iſt das etwa nur ein Correkturlaut aus dem Selbſtgeſpräch der unbegreiflicher Weiſe Irrenden und Fehlenden, womit ſie ſich wundern und ärgern über ihre moraliſchen Mißgriffe? Oder hat dieſes kleine Wort nicht vielmehr eine ſolche lange, breite und tiefe Geſchichte unermeßlicher Trübſale und Qualen, daß man ſich gedrungen ſieht, in dieſem einzigen, uralten, immer neuen, überall laut werdenden Seufzerlaut der Menſchheit das Bekenntniß zu hören: wir ſind gefallen? Iſt es dir aber recht, ſo wollen wir in dem Wörterbuche weiter blättern, und etwa in dem Buchſtaben V dein Glück verſuchen. Dieſe Wahl wird dich gewiß freuen, denn da findet ſich unter andern das Wort Vernunft, ein goldnes Wort, womit du zu imponiren gewohnt biſt, wenn deine Beweiſe nicht ausreichen. Aber nein! wir treffen zufällig auf das Wort: Verzweiflung. Willſt du mir dieſes Wort einmal in Uebereinſtimmung mit deiner Theorie bringen? Vorher aber eine Bemerkung! Das Wort hat eine ſehr abſtrakte Form, und es muß gewiß viel Konkretes vorhergegangen ſeyn, bevor es gebildet wurde. Wie mancher Menſch iſt als ein Verzweifelnder zu Grunde gegangen, bevor das entſetzliche Wort aus der Erfahrung in die Sprache kam! Dieſen Umſtand bitte ich dich

in deiner Erklärung zu berücksichtigen, und zugleich dieſer innern Schreckensnacht etwas auf den Grund zu gehen; nicht flach oben über als ein gefühlloſer Grammatikus das Wort zu erklären. Wie kam es alſo, daß viele unſrer Brüder, rein geborne, das unauslöſchliche Bewußtſeyn der Menſchenwürde in ſich tragende Weſen verzweifelten? Nennſt du als Urſache ihre innere Verwüſtung durch wirkliche Sünden, ſo erkläre mir doch das ſonderbare, vielfache Zuſammenfallen von Verzweiflungen auf dem Grunde innerlicher Zerrüttungen — ein Zuſammentreffen von rein gebornen Menſchen aus allen Jahren, aus allen Gegenden der Welt auf der tiefſten Stufe des Elends. Thuſt du deinen Mund auf, um von der dunkeln Macht des Schickſals eine tragiſch-poetiſche Floskel anzubringen, ſo bitte ich dich, mir nicht nur das Wort Verzweiflung, ſondern auch den Urſprung des Wortes: Schickſal in Gottes heiliger Welt und in dem Hauſe ſeiner Kinder zu erklären, oder mir doch zu ſagen, wie das unerklärliche, angſt- und graunvolle Wort anders aufkommen konnte, als aus einem allgemeinen, menſchlichen Verderben. Doch du biſt wohl nicht geneigt, dem einen und andern finſtern Wörtchen ein großes Gewicht gegen deine heitere Lehrmeinung einzuräumen. Nun ſo nimm einmal eine ganze Maſſe zur Anſicht vor das kritiſche Auge. Schmerz, Leid, Kummer, Sorge, Furcht, Angſt, Schrecken, Grauen, Grauſen, Entſetzen — Seufzer, Jammer, Wehklagen, Geſtöhn — Fluch, Verderben, Hölle u. ſ. w. — wie kommt es, daß dieſe furchtbaren Ausdrücke mit vielen andern auf dem Wortregiſter un-

gefallener, gottgefälliger, im Allgemeinen reiner Wesen sich befinden? Wie kommt es, daß jedes dieser Worte eine unermeßliche Geschichte hat, und du willst doch vom Sündenfall nichts wissen? Wie kommt es, daß diese Worte mit ihren Geschichten wie Unglücksvögel und Rabengeflügel durch das Haus der Menschheit flattern, und um die Fenster schwirren, und es ist doch das ursprüngliche, gute Vaterhaus, das Gott seinen Kindern in seiner Nähe gebaut hat? Freilich du kannst heitere Wörter gegenüber stellen; Frohsinn, Heiterkeit, Freude, Wonne, Entzücken, Segen und Himmel: aber diese Wörter würden mich dann nur hindern, wenn ich dir die Verwesung des Menschengeschlechtes in der Sünde beweisen wollte wider Schrift und Erfahrung. Jene dunklen Wörter aber stellen sich dir, wie schwarze Männer den Weg vertretend, entgegen, sobald du aufstehst, um draußen die Paradiesesflur aufzuweisen, welche die Menschheit nach deinem Vorgeben nicht durch Abfall soll verloren haben. Die heitern Wörter beweisen wohl, daß noch ein großes menschliches Segensgebiet nach dem Falle ist übriggeblieben durch Gottes Gnade, aber die finstern beweisen auch, daß von dem Reiche des Glaubens und Vertrauens nur noch Inselspitzen aus den Wogen der knechtischen Furcht hervorragen seit dem Verlust der Kindschaft Gottes. Dazu kommt, daß das fröhliche Wortregister meistens ein buhlerisches Ergötzen an der sinnlichen Welt herausstellt, das düstre Wortregister aber zum großen Theil ein unheimliches, fliehendes Grauen vor der übersinnlichen Welt. Warum denn

nicht wenigstens gleiche Luſt und gleiche Sicherheit vor beiden Welten, wenn nach deiner Anſicht der Menſch halb Thier und halb Engel iſt? — Laß uns einmal das Wörterbuch des Unglaubens und Aberglaubens näher anſehen. Doch der Unglaube hat keine Wörter geſchaffen, ſondern nur ausgeſtrichen, und darum müſſen wir bei denen des Aberglaubens ſtehen bleiben. Da heißt es zum Beiſpiel: Geſpenſt, Hexe, Zauberei, Kobold, Ungeheuer — und Legionen anderer Nebel- und Mitternachts-Geſtalten werden genannt. Ich will dir nicht zumuthen, an dieſe Mährchen zu glauben — aber doch zumuthen, in die Geſchichte zurück zu gehen, und zu bemerken, daß das Volksleben überall, und außer der evangeliſchen Chriſtenheit noch jetzt, ſo recht eigentlich durchdrungen iſt von Geſpenſtergrauen und finſtern Sagen, daß die Dämonen ſeine Tagesgeſpräche erfüllen, und ſeine Nachtgeſichte durchkreuzen. Wie erklärſt du mir dieſen ſeltſamen vieltauſendjährigen ſchwarzen Trug, der den Menſchenkindern vor den Augen gaukelt, wenn ſie doch als rein natürliche, oder natürlich reine Weſen, überall geſunden Menſchenverſtand und geſunde Augen haben? Die Aufgeklärteſten deiner Glaubensgenoſſen haben das Gebiet des Aberglaubens für ein Produkt der Prieſterliſt und des Pfaffeneigennutzes ausgegeben, aber ſo albern wirſt du die Sache doch nicht deuten wollen, zumal da doch auch die Prieſter und Pfaffen aus deinem ungefallenen, unverdorbenen Menſchengeſchlecht ihre Herkunft haben. Die wirkliche Geſchichte wirſt du aber ohne Zweifel auch von dem ganzen Hexen- und

Geſpenſterweſen rein und frei ſprechen — folglich fällt die ganze ſchauerliche, gräßliche Welt des Aberglaubens auf die Rechnung menſchlicher Phantaſie und Dichtung. Die Phantaſie aber, wie du weiſt, ſitzt im Gemüthe dicht neben der Vernunft und dem Gefühl — kurz, ſie iſt ein integrirender, mit den andern Seelenkräften in beſtändiger Wechſelwirkung ſtehender Theil des innern Menſchen.

Und wie denkſt du dir's denn nun, daß die menſchliche Phantaſie dieſen unermeßlichen Wuſt und Unrath des Aberglaubens ausgeboren, und daß dennoch dicht neben ihr die Vernunft klar und das Herz unverdorben war? Woher der ſtruppige, wilde Geſchmack dieſes inneren Mahlers an ängſtigenden Fratzen und gräulichen Nachtſtücken, wenn die helle Vernunft in ihrer Geſundheit darüber hohnlächeln mußte, und das Herz in ſeiner menſchlichen Lauterkeit wenigſtens die durch ſolchen Dichterſpuk bewirkten Scheiterhaufen verabſcheute? War die Phantaſie ungefallen, ein reines Menſchenkind in dieſer unwillkürlichen, ſich ſelber täuſchenden und ängſtigenden Nothwendigkeit, mit Höllenfarbe zu mahlen? Oder wenn ſie verdorben war, und dieſe Verdorbenheit traditionell und erblich wurde; wie konnten ſich Vernunft und Herz im Normalſtande halten bei ihrer unauflöslichen Verbindung und Wechſelwirkung mit der Phantaſie? So viel iſt gewiß, je mehr Dunkelheit und Hexerei du aus der menſchlichen Geſchichte aufräumſt, deſto mehr wirfſt du dieſen Unrath auf das menſchliche Gemüth, und je weniger es Dämonen gegeben hat, deſto gewiſſer war ein dämoniſcher

Trieb in den Kindern des Aberglaubens ſelber geſchäftig! Eben ſo verhält es ſich mit dem Worte: Teufel, das du wahrſcheinlich aus deinem Wörterbuch verwiſcht haſt. Du disputirſt ihn weg als ein mythiſches Unding und myſtiſches Philoſophem. Er ſelber wird nichts dagegen haben; aber ſage mir, glaubſt du durch Beſeitigung des Verführers und Verſuchers der Menſchheit dieſe von der Anſchuldigung des angebornen Verderbens rein zu waſchen? Du erweiſeſt der Menſchheit wahrlich einen ſchlechten Dienſt. Hat ſie den Teufel nicht durch warnende Offenbarung kennen gelernt von außen, ſo iſt er von Innen, aus ihrem eigenen Schooße hervorgegangen — ſchlagfertig und gerüſtet, wie Minerva aus dem Haupte des Jupiter; ſo iſt der Teufel ein menſchliches Phantom, und das Phantom trotz ſeiner ganzen Weſenloſigkeit muß doch einen Schauder über die Wiege verbreiten, worin es groß gewachſen. Hat die Menſchheit dieſes koloſſale Bild der Bosheit aus ihrer eigenen Erfahrung zuſammen getragen und geformt! hat die Künſtlerin Phantaſie aus dem Gebiete ihrer wirklichen Anſchauungen, hat die Vernunft aus dem Schatz ihrer Weltanſichten, hat das Herz aus den Ergebniſſen ſeiner Selbſtbeſchauung die Idee des Teufels geſchaffen; ſo muß der goldene Traum reiner Menſchheit ſchrecklicher zerfließen, als wenn wir feſthalten, daß der Satan in der That nach der Schrift das Unkraut unter den Weizen Gottes auf Erden zerſtreut hat, und umhergeht, wie ein brüllender Löwe.

Wir kommen jetzt auf eine Reihe dunkler Wörter,

die mit der vorigen im innigſten Zuſammenhang ſteht, nämlich auf ſolche, welche moraliſche Gebrechen und Uebelthaten bezeichnen. Statt breiter Aufzählungen mögen jedoch kurze Andeutungen genügen. Drei Worte nennen wir vorab, die im Allgemeinen wie Flammenworte aus dem Wörterbuch in's Menſchenleben, und durch's Menſchenleben in's gefallene Menſchenherz hineinleuchten: Frevel, Verbrechen, Gräuel. Nimmt man aber die Namen einzelner Sünden, welch eine Fülle von untergeordneten Wörtern, als Modifikationen, welch eine Menge von Umſchreibungen iſt ihnen beigeſellt! So hat zum Beiſpiel die Lüge eine Schaar von Kindern, als Trug, Täuſchung, Verdrehung, Verläumdung u. ſ. w. und das Lügen iſt in vielen, meiſtentheils luſtigen Redensarten umſchrieben. So gibt es weit über das Dutzend hinaus die mannigfaltigſten Arten und Bezeichnungen des Todſchlags, und in manchen Redensarten über den Mord oder die Mißhandlung iſt nicht nur die Wuth, ſondern auch die Luſt der Wuth, und der böſe Witz dieſer Wuth faſt veranſchaulicht. So umſchreibend und ſparſam ſich die Bücherſprache über Hurerei und Unzucht ausdrückt, ſo ſchaamlos reich iſt die Sprache des Volks in dieſer Beziehung. Und ſo kann man die ungeheure Wörtermaſſe, die ſich auf Sünden und Schändlichkeiten der mannigfaltigſten Art bezieht, nicht aufrichtig anſehn, ohne zu geſtehen, daß ein ſolches Regiſter auf das menſchliche Verderben laut zeugend hinabweiſe. Hält uns der Pelagianer das Lexikon der Tugenden dagegen, ſo mag erſtlich einmal Zahl gegen Zahl reden.

Hierauf wollen wir diejenigen Wörter in Abzug bringen, die mit der Offenbarung der Gnade und Wahrheit als Wurzelwörter zu einer neuen geheiligten Sprache in die Menschheit vom Himmel herab gepflanzt sind. Den Rest lassen wir dankbar stehen, dankbar dafür, daß die Menschheit nicht unmittelbar in die Hölle gefallen ist, aber gestützt auf unser Lexikon behauptend, daß sie gefallen sey aus dem Paradiese auf den Acker, der Dornen und Disteln trägt.

Aber was folgt aus alle dem — entgegnet der Pelagianer — was anders als bloß die wirkliche Sünde? Zunächst freilich die, aber die in einem solchen Umfang, in einer solchen Herrschaft, als ein solches stehendes, bleibendes, tausendfältiges Uebel, und unter solchen stehenden, erblichen Bezeichnungen in der Sprache, daß man daraus auf nichts gewisser schließen kann, als auf ein allgemeines erbliches Verderben. Auf jenen Bergen überall glühende Lava, und immer neue Lavagüsse seit Jahrhunderten, was beweisen sie anders, als daß seit Jahrhunderten dort das Feuer unterirdisch sein Wesen hat? Erst wenn es aus dem Krater nicht mehr raucht, magst du vermuthen, daß es in der Höhle unten nicht mehr brennt. Wir befinden uns auf einem Wege, und erblicken am Wege liegend ein hingeworfenes Gewand. Das Gewand ist sehr besudelt, hier und da vom Blute befleckt, voller Flickwerk und Bettellumpen, nur noch hier und da zeigt es ein ursprüngliches Goldgewirk, und schimmern die Spuren königlicher Grundfarbe durch. Das ist das Kleid eines sehr herabgesunkenen und unglücklich gewordenen Menschen.

So die menschliche Sprache in dem Lexikon irgend eines beliebigen Volkes; Spuren der ursprünglichen Würde und Hoheit blitzen hindurch; aber die Wörter der Unzucht, des Mordes, des Trugs und des Elendes haften als Besudelung, Blut und zerrissenes Bettelwerk so traurig daran, daß man an der Sprache der Menschheit die gefallene Menschheit erkennt.

Erst haben wir also angedeutet, wie in der lexikalischen Sprachmasse sich das getrübte, sündige Menschenleben spiegelt. Wir gehen nun weiter und betrachten die Sprache in ihrer Bewegung als Tradition — als Leiter menschlicher Ansichten, Einsichten, Gefühle und Grundsätze von den Vätern auf Kinder und Enkel. Haben wir vorhin bemerkt, daß sich in der Sprache das menschliche Seelenleben am genauesten ausdrückt, so muß hier bemerkt werden, daß sie hinwiederum auch auf das menschliche Seelenleben am stärksten einwirkt. Ist es nun gewiß, daß die Sprache überall getrübt, besudelt und von der Sünde gefärbt ist, so ist es auch gewiß, daß sich eben durch die Sprache das Verderben von Geschlecht zu Geschlecht mit forterbt, und daß es folglich schon allein vermittelst der Sprache eine Erbsünde geben würde.

Daß sich Nationalitäten durch die Sprache mit fortpflanzen, ist anerkannt. Man hat es oft als die größte Noth deutscher Volksstämme unter der französischen Despotie dargestellt, daß sie in Gefahr gewesen seyen, ihre Sprache, und mit der Sprache ihren Nationalcharakter zu verlieren, und man hat sich eine Zeitlang mit Sprachreinigung befaßt, als ob es gälte,

mit den ausländiſchen Wörtern fremde unſaubere Geiſter auszutreiben. So iſt ohne Zweifel die Eigenthümlichkeit eines Volkes, wie ſie erſt ſeine eigenthümliche Sprache gemacht hat, hinwiederum auch durch dieſe befeſtigt. Mit der Sprache vermacht der alte Franzoſe ſeine Lebhaftigkeit, der alte Spanier ſeinen Stolz und Pathos, der alte Wilde ſeine Barbarei, der alte Jude ſeinen ſchmutzigen, wuchernden Schlender an Kinder und Enkel. Dieſe Wechſelwirkung zwiſchen Gemüth und Sprache iſt ſo ſubtil, daß ſich ſogar Ortseigenthümlichkeiten in dem Beſonderen eines örtlichen Dialektes nicht nur ausdrücken, ſondern auch erhalten. Es gibt Gegenden oder Dörfer, deren Dialekt einen langſamen ſchleppenden, unkräftig gemüthlichen Klang hat. Schon in der Wiege hat ſich den Kindern dieſes ſchlaffen Sprengels ein Etwas dieſer Eigenthümlichkeit eingeimpft, und ſie werden ſpäter im Allgemeinen juſt wie die Alten. In einem andern Bezirk iſt vorherrſchend Rüſtigkeit in der Sprache zu Hauſe, und der friſche Imperativ erbt ſich hier von den Vätern auf die Söhne fort. Ja ſogar die Individualitäten älterer Perſonen wirken vermöge der Sprache oder Redeweiſe anſteckend einimpfend auf die Umgebung der Jüngeren. Es könnte ſcheinen, als hätten wir unſer Thema aus den Augen verloren, aber alle dieſe Bemerkungen ſollen nur dazu dienen, die Sprache als eine feinſte geiſtige Flüßigkeit zu bezeichnen, die bis an's Magiſche reicht in ihren leiſen und gewaltigen Einwirkungen auf die Seelen, und zwar als ein Fluidum, mit welchem nicht nur Kraft oder Schwäche, Weiches oder Hartes, ſon-

dern auch Gutes oder Böſes in die Herzen eindringt. Sobald wir aber dieſe Energie der Sprache erkannt haben, muß uns der Gedanke ſehr nahe liegen, daß ſich das Gemüth und die wirkliche Sünde der Mündigen ohne Zweifel durch Wörter und Reden auf die Unmündigen forterbt.

Einzelne Beiſpiele mögen uns die Sache anſchaulicher machen. Ein Knabe, der in einer Räuberbande aufwächſt, wird in der Regel ſchon räuberiſch disponirt ſeyn durch das böſe Wort, bevor das böſe Beiſpiel, von welchem Pelagius alles Uebel allein ableitet, ihm vor die Augen getreten. Auch wenn er noch keine einzige Dieb'sfahrt mit gemacht, lagert er ſich ſchon um den Feuerheerd mit der großjährigen Bande, und ſeine ideale Welt ruht auf dem ſchwarzen Grunde ihres wirklichen Thatenruhms. Der Säugling, der in einer bürgerlichen Familienſtube in der Wiege liegt, hat ſchon eine Empfindung für den Schall der Worte in ſeiner Umgebung, und was in dieſem Schall an Liebloſigkeit, Bitterkeit und Härte ſich ausdrückt, drückt auch als Prädispoſition zu einem künftig ähnlichen Weſen ſeinem weichen, formloſen Gemüthe ſich ein. So vererbt ſich oft die Zankſucht in einer ſehr augenſcheinlichen Beſtimmtheit von den Aeltern auf die Kinder. In einem Hauſe, wo der Geiz die Herrſchaft hat, und wo demnächſt alle Wörter, die ſich auf Münze und Erwerb beziehn, beſonders accentuirt werden, wo alle Sprüchwörter des Eigennutzes in den Morgen- und Abendgruß eingeflochten ſind: in einem ſolchen Hauſe lernt auch das Kind auf das Wörtlein Pfennig den

älterlichen Ton legen, und die Redensarten der Habsucht flechten sich wie unsichtbare Schnüre um das junge Herz. Gehen wir aber aus den vier Wänden hinaus in's offene Leben, so bemerken wir dasselbe; wie nämlich auf dem gefiederten Wort der Giftpfeil der Sünde hin und her fliegt. So pflanzt sich durch die Traditionen der Flüche die Roheit gegen den Rekruten, und gegen den Ochsen und Esel fort. So vererben sich durch die Tradition der Zoten liederliche Grundsätze im Volksleben, und die Lehrjahre des menschlichen Lebens sind von Parolen, Gemeinsprüchen und Liedern, welche der Sünde das Wort reden, wie von bösen Geistern umschwirrt. So gibt es Lehrsätze des Bösen, insbesondere des rohen fleischlichen Lebens, die sich durch plumpen Witz erhalten, und zum Erbübel der Sünde schlagen; z. B. die Kirche ist kein Hase, sie läuft nicht fort; es ist besser, daß der Bauch platzt, als daß die gute Kost verdirbt; wer niemals einen Rausch u. s. w. Für die Trinkgelage besonders, hat sich eine Menge von Sünden-Worten erblich gemacht. In den Lehrsprüchen von der Nothlüge findet sich sogar das Böse in ein ehrenvolles, friedliches Verhältniß gesetzt zur Moral, und es ist merkwürdig, daß sich der Teufel grade in dem Punkte, worin sein eigenstes Wesen besteht, in der Lüge, eine Art von Geltung und Anerkennung erworben, daß er sein liebstes Kind, die Lüge, in das fatalistische Mäntelchen der Nothwendigkeit gehüllt, als eine moralische Figur bei den Menschen introduzirt hat. Wie sehr aber auch durch die erblichen Apologien der Nothlüge das Gift der Lüge

überhaupt von Geschlecht zu Geschlecht geleitet wird, brauchen wir nur anzudeuten. —

Das ist uns klar, daß die Atmosphäre einer ungelüfteten Krankenstube nicht nur auf den Kranken schädlich zurückwirkt, sondern auch auf die Gesunden in dieser Atmosphäre, besonders auf die Kleinen einen schädlichen, welkmachenden Einfluß äußert. Die Ausathmung des innern Menschen ist das Wort; die Atmosphäre aller Krankheit wirklicher Sünden ist das Gebiet der Sprache. Nichts ist natürlicher als daß diese geistige Luft voller Krankheitsstoff, voll schleichender, ansteckender Todeskeime nicht nur das jedesmalige alte, kränkelnde Geschlecht noch mehr zerrütten, sondern auch die zarten Menschensprossen, so wie sie in diese Luft emporwachsen, mit schädlichen Einflüssen berühren muß, und ihnen das Verderben zu allererst einimpfen müßte, wenn es nicht schon mit ihrem Ursprunge von sündigen Wesen vorhanden wäre. Denken wir uns einmal: wir hörten eine Stunde lang die ganze Menschheit in allen Zonen reden, und sammelten den Kern gesunder, sittlicher, heiliger Rede in Gedanken heraus: welch ein liebloses, wüstes, lügnerisches Gebrause müßte nach einem solchen Auszug in unserm Ohr fortrauschen, und uns einen Eindruck im Großen davon geben, wie sich die Sünde durch die Sprache auf kommende Geschlechter forterbt. Als der aufgeklärte Verstand unserer Zeiten im Geistergebiet gewaltig aufräumte, und durch seine spekulative Brille siegestrunken über das Schlachtfeld erschlagener Dämonen sah, kam es ihm unerklärlicher Weise bei, an die Stelle vieler Geisterzwerge

ſelber einen rieſenhaften Dämon unter dem Namen Zeitgeiſt zu ſchaffen. Die Geiſter des Raumes haben dem Geiſte der Zeit ihren alten Schauplatz räumen müſſen, und ſogar die raffinirteſten Selbſtdenker rechnen ſich's zur Ehre, an dieſe litterariſch — merkantiliſch — politiſche Nebelgeſtalt zu glauben. Es mag allerdings an der Exiſtenz dieſes großen Geſpenſtes, wovon uns die Aufgeklärten mit gläubiger Ehrfurcht berichten, und welchem ſie einen unermeßlichen Einfluß zuſchreiben, etwas Wahres ſeyn. Wir denken uns, die in einer beſtimmten oder unbeſtimmten Zeit herrſchenden Anſichten und Urtheile eines Volkes oder einer Völkergemeinſchaft, wie ſie ſich zumal in der Converſation und Litteratur, insbeſondere in der periodiſchen laut machen, ſeyen gemeint, wenn vom Zeitgeiſte die Rede iſt. Demnächſt iſt es gewiß, daß der Zeitgeiſt in der Sprache ſein eigentliches Regiment und Weſen hat, und daß es beſonders einzelne Cardinalwörter geben muß, um welche ſich die zeitgeiſtigen Reden und Redensarten wie um ihre Pole herumbewegen. Sofern nun der Zeitgeiſt, als jedesmalige Ausgeburt einer ſündigen Generation, ein mehr oder weniger unſaubrer Geiſt iſt, kann es nicht fehlen, daß beſonders auch dieſer die Sünde und das Verderben aus einem Jahrhundert in's andere hinüberleitet. So hing ſich zu Nero's Zeiten an die Tradition der Chriſtenverläumdung der Haß, die Feindſchaft und Verfolgung gegen dieſe ſogenannte Secte, und wie das böſe Geſchrei, ſie ſeyen Atheiſten, von den Bergen der Väter in die Thäler der Kinder und Enkel herunterhallte, ſo pflanzte ſich in dieſem Geſchrei

auch das Vorurtheil und die Bitterkeit gegen das Evangelium fort. In unſern Tagen hat ſich eine Wolke von Vorurtheilen gegen das Chriſtenthum um das freundliche Wörtchen Aufklärung angeſetzt, und die Bekenner des theuren apoſtoliſchen Glaubens ſind durch eine vieljährige, bittere Erfahrung genöthigt, bei dem Rufe: Vernunft! unter die Waffen zu treten; nicht weil ſie gegen die Vernunft zu Felde liegen, ſondern weil ſie wiſſen, daß der Feind der Offenbarung ſeit Jahren ſich dieſer Fahne oder dieſes Feldgeſchrei's zu bedienen gewohnt iſt, wie wenn zum Beiſpiel ein Corſar die Flagge einer ehrenwerthen Nation aufzieht, um irgend ein Boot oder ein Schiffchen aus ihrem Hafen, das ſich ohne Geſchütz auf die Flut begeben, liſtig zu kapern. Es iſt freilich traurig, aber wahr, daß ſich bei ſo bewandten Umſtänden an der Schnur jener ebengenannten Wörter (Aufklärung, Vernunft) der Unglaube, und mit ihm das Heer ſeiner Kinder, eine Zeitlang fortleitet und forterbt. So wie aber der Sündenfluß durch den Kanal des Zeitgeiſtes in die Zukunft kommt, ſo auch durch die vielfältigen Röhren der Litteratur — als des geſchriebenen Sprachgebietes. Aus den Werken unſerer Klaſſiker werden noch in kommenden Zeiten nicht nur die Funken des Genies, ſondern auch die Funken unreiner Luſt umherſprühen, und böſe Flammen nähren oder wecken. Ein altes Buch, voll arger Schwärmereien, das ſchon in der Trödlerbude lag, und auf ein ehrliches Begräbniß wartete, kann durch einen neugierigen Käufer plötzlich wieder umkehren in's Leben, und den alten Krankheits-

ſtoff noch einmal im Umlauf bringen. So wie der Segen Gottes vermittelſt des geſchriebenen Wortes durch Jahrhunderte hindurchrauſcht, ſo wandelt auch der Fluch der Sünde die litterariſchen Straßen und Gaſſen hindurch, und vermittelſt des Federkiels könnte Voltaires Mumie nach Jahrhunderten noch als Verführerin auftreten. Die Sprache iſt demnach ſowol ein Leiter als ein Spiegel des menſchlichen Verderbens.

Aber auch als eine Magd der Sünde, als ein Lebensgebiet, worin das Böſe mannigfaltig mit fürſtlicher Gewalt ſich offenbaret, müſſen wir die Sprache unſers gefallenen Geſchlechtes ein nachdrückliches Zeugniß vom menſchlichen Verderben nennen. Sie iſt das Organ der Lüge, der Sündenbeſchönigung, des Fluchs, des Meineids, der Heuchelei, der Läſterung geworden. Wie verwurzelt im Herzen der Menſchheit, wie verzweigt durch's Menſchenleben die Lüge ſey; wie vertraut ſich das Menſchenkind mit dieſem gräulichen Drachen gemacht habe, ſo daß er ſelbſt zur Beluſtigung bequem gefunden, und dreſſirt iſt, können wir nicht ausſprechen. Aber das iſt gewiß, daß der furchtbare Kurs dieſer Falſchmünze, die das Bildniß des Fürſten dieſer Welt an ſich trägt, auf eine Verarmung der Menſchheit im Innern, auf eine Zerfallenheit unſeres Geſchlechtes mit der Wahrheit, auf eine Abgeneigtheit gegen das, was da iſt, und was Gott thut, hinunter weiſ't. Von den Euphemismen der Sünde ließ ſich Vieles ſchreiben. So wie die Griechen das Gewiſſensnagen beſchönigend beſchrieben, indem ſie die Erinnyen (die Furien oder Rachegöttinnen) als Eumeniden (die

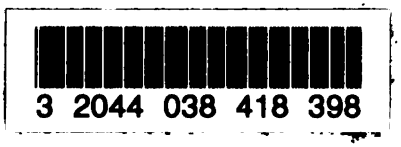
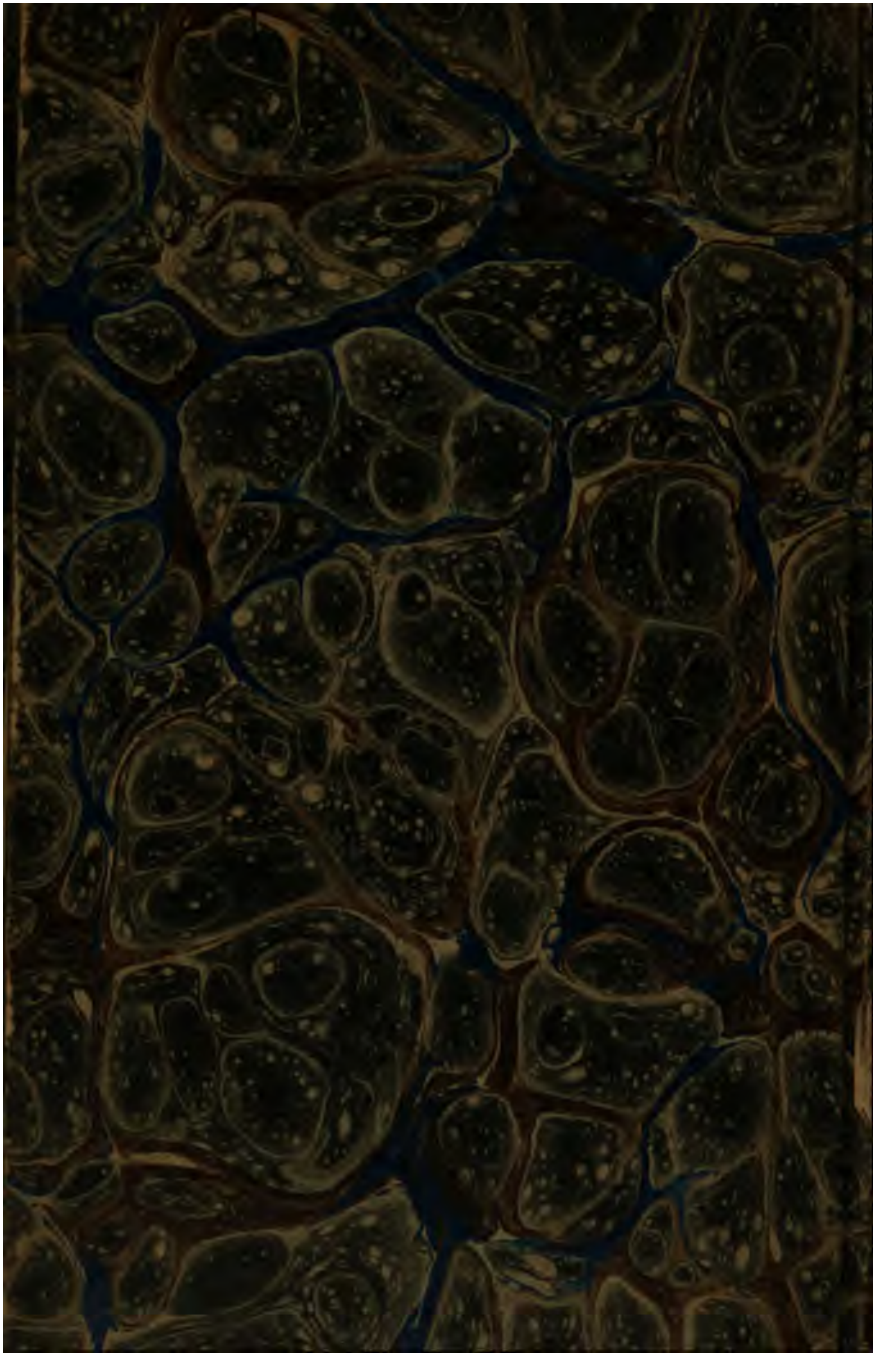
Gnädigen, Huldvollen) bezeichneten, so wie die elegante Welt in unsern Tagen die scheußliche Luftseuche mit dem Namen galante Krankheit geziert hat, so wie das Wort Bagatelle durch's Italienische von peccatum, Sünde, abstammt, ein Sündchen bedeutet: so gibt es überhaupt mancherlei Redensarten, welche Sünde und Laster beschönigen, welche das ursprünglich reine Wort zur Schminke und zum Schleier machen, um der Fratze des sittlich Häßlichen in guter Gesellschaft Beifall zu verschaffen. Diese Feigenblätter aber verrathen den gefallenen Adam; durch irgend eine Sprache, worin irgend etwas Arges in's Liebliche gekleidet ist, offenbart sich der innere Verfall derer, die in dieser Sprache einander verstehen. Gegenüber diesen zarten Umschreibungen des höllischen Phänomens stehen die schwarzen Kontraste — die Flüche, welche je und je gegen Thiere und Menschen von menschlicher Zunge erschollen sind, die Verwünschungen des eignen und fremden Lebens. Aus diesen rothen Blitzen magst du gewiß auf viel Elektrizität im Schooße der dunklen Wolken schließen. Auch die Heuchelei hat ihr meistes Wesen in der Sprache, und je häufiger diese trügliche Vergoldung des alten Menschen ist, desto gewisser ist der alte Mensch in seiner eigenthümlichen Gestalt ein besudeltes Wesen; je schwerer dieses Athmen ist, ohne Lebensodem zu haben, desto deutlicher offenbart sich die Furcht des Menschen, ohne das erheuchelte Lebenszeichen mit den Todten hinausgetragen und begraben zu werden. So offenbart also nicht allein die Heuchelei in sich selber das menschliche Verderben, sondern sie richtet

auch alle Sünde und alles ungöttliche Leben außer sich. Daß endlich aber unter dem, was menschliche Zungen geredet haben, auch Lästerungen vorkommen, Lästerungen Gottes: das zeugt am furchtbarsten gegen pelagianische Lehren von der Sünde. Schlägt eine Feuersäule bis an die Wolken, so ist es keine isolirte Linie, sondern eine Riesenflamme, die aus einem weit verbreiteten Glutmeer auftaucht. S. Jacob. 3, V. 6.

Die heilige Schrift unterscheidet zwischen dem ersten Menschen, durch welchen der Tod, und dem zweiten, durch welchen die Auferstehung der Todten gekommen. So wie sich demnach eine Genealogie des Todes, und eine andre des Lebens durch die Menschheit zieht, so auch eine zwiefache Sprache, eine irdische und eine himmlische. Als die Schlange im Paradiese mit Erfolg das Wort nahm, lernte der fallende Mensch von ihr nicht bloß die Sünde, sondern es ging auch etwas von ihrer Art zu reden, in die seinige über. Aus der Stimme war der paradiesische Klang, aus der Rede die Unschuld verloren. In einem rein gebliebenen Menschengeschlecht hätte sich wahrscheinlich auch durch die Einheit des Gemüths, des Glaubens, der Verbrüderung die Einheit der menschlichen Sprache erhalten, aber mit der wesentlichen innern Zertrennung des Menschengeschlechts durch die Sünde, erfolgte auch die Verwirrung seiner Sprache, und wie eine Zunge den einen Gott gelobt hatte, so wurden nun viele Götzen in vielen Zungen angebetet. Die Menschen wurden Kinder des Fleisches, Unterthanen des Klima's, Schüler des Echo's, Nachahmer der kreatürlichen Laute, und

das alles, sogar ohne Zweifel die Affektation, hatte Einfluß auf die Entstehung vielartiger Dialekte. Sogar die religiösen Reminiscenzen, welche sie aus dem Urzustande mit auf den Acker der Dornen und Disteln herausbrachten, vermochten es nicht, für die religiösen Grundbegriffe gemeinsame Wörter in die verschiedenen Völkerzungen hinüberzuleiten. Aber durch alle Verwirrung und Besudelung menschlicher Sprache zieht sich doch eine Linie göttlicher Sprache von Anfang des Menschengeschlechtes hindurch. Als Verheißung, Gesetz und Weissagung erschollen durch das Sprachleben der alten Völker himmlische Worte, sogar aus dem sehnsuchtsvollen ahndenden Warten der Heiden erhoben sich manchmal Klänge, die an das Paradies erinnerten — bis endlich das wahrhaftige Wort vom Himmel herab kam, als ein Evangelium für das tiefgefallene Geschlecht, und sich selber zum Grunde legte für eine ganz neue himmlische Sprache. Diese Sprache, die wir hienieden zu lallen anfangen, die wie ein verborgener Sauerteig in der irdischen Menschensprache fortgährt, führt auch in dieser ein solches Gericht, eine solche Scheidung herbei, daß am Ende der Tage alle Sprache, welche hartnäckig im Dienste der Sünde geblieben ist, sich in Heulen und Zähneklappern auflöst — und alle Sprache, die zum Dienste des Höchsten geheiligt worden ist, sich zum reinsten Hallelujah erhebt.

Leipzig, gedruckt bei Philipp Reclam jun.


3 2044 038 418 398